
UC-NRLF
B 4 896 883
Wilda
Von Hongkong
nach
Moskau



Von Hongkong nach Moskau.



Von Hongkong nach Moskau.

Ostasiatische Reisen

von

Johannes Wilda.

Mit 53 Illustrationen, einem facsimilierten Brief des Freiherrn von Ketteler und einer Karte der Reiseroute des Verfassers.

Altenburg, S.-A.
Verlag von Stephan Geibel.
1902.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Prinzen Heinrich von Preußen

widmet dieses Buch

in Ehrerbietung und Dankbarkeit

der Verfasser.

Kein Glaube ohne Liebe,
Kein Kraft ohne Wahrheit,
Keine Freiheit ohne Gehorsam!

S. M. S. „Deutschland" Gelbes Meer, den 14ten September 1898

Heinrich Prinz v. Preussen
Konter Admiral und Chef des
Kreuzergeschwaders.



Vorwort.

Indem ich dieses Buch, dessen Anschauungen lediglich meiner eigenen privaten Feder entstammen, mit dem Wunsche der Öffentlichkeit übergebe, daß es gefallen und anregen möge, spreche ich den Herren, die daheim und im Osten meinen schriftstellerischen Zweck empfehlend förderten, zumal dem Herrn Staatsminister Vizeadmiral v. Tirpitz, Excellenz, meinen verbindlichsten Dank aus.

Altona-Övelgönne,
im Herbst 1901.

Johannes Wilda.



Inhalt.





I. Auf der „Sachsen".

Unter dem Fittich des Lloyd. — Die „Sachsen". — Eine Winterfahrt durch die Nordsee. — Antwerpen. — Southampton. — Sturm im Kanal und Frieden im Atlantic. — Um Gibraltar. — Der verregnete Aufenthalt in Genua und Neapel. — Zum Suezkanal. — Rotes Meer und Indischer Ocean. — Colombo. — Kaisers Geburtstag. — Penang und Singapore. — Ankunft in Hongkong und Abschied von der „Sachsen".



Es war wenig über ein Jahr vor Beginn des umwälzenden Krieges in China, als ich meine große Reise antrat. — Vorwärts! — Und welch ein Vorwärts lag vor mir!

An meinem Sitz im Wagenabteil lehnte meine Büchse, die ich friedlicher Mensch als Verkörperung alles Ungewöhnlichen und Gefahrvollen, was mir vielleicht in asiatischen Gefilden bevorstand, liebkosenden Auges betrachtete.

Das öfter Geträumte, nie Erwartete ward Ereignis, und ich stand nun klopfenden Herzens an der Schwelle.

Schon unter dem Fittich des Norddeutschen Lloyd!

In der Frühe des 28. Dezember des Jahres 1898 kam diese Angehörigkeit zur ersten Geltung. Man zog nicht mehr selbständig ins Weite, man wurde freundlich gegängelt; das ist immer etwas, wenn man auf so einem leeren Bahnhof im naßkalten Morgendämmer, ohne eine vertraute Seele zur Seite, die Ausreise beginnt.

Man sieht die Schar der Fahrgäste, mit der man sich auf den Bahnsteig drängt, voll Interesse an. Schicksalsgefährten sind es auf Monate hinaus! Wer kann sagen, welche Lagen man mit ihnen zu teilen hat, wie sehr man einst auf einen dieser wildfremden Menschen angewiesen sein mag! —

Einige exotische Gestalten, ein Afrikaner mit riesiger Wollperücke unter dem Fez, eine Schwarze — in der Nase einen Messingknopf — mit ihrem Kinde, beide dünn bekleidet und fröstelnd, fallen auf als Vorzeichen des fernen Ziels.

Das weitgestreckte, winterlich öde Bremerhaven — immer Schuppen, Schienenstränge, Masten, Schornsteine, Schmutz — ist durchmessen, das Gepäck auf dem kleinen, nassen Raddampfer mit dem freundlichen Namen „Kehrwieder" verladen. Shanghai — Kiautschou — Tokio — und ähnlich lauten die Aufschriften der Gepäckstücke. — Man bläst den Cigarrenrauch von sich — ja, dahin geht man auch!

Befriedigt entdeckt man die eigenen Koffer, noch ahnungslos, daß man den häufigen Fehler, viel zu viel Sachen mitzuschleppen, begangen hat. Wer über eine gutgefüllte Börse verfügt, kann heutzutage mit einem Handkoffer eine Weltreise machen.

Los von der Heimatscholle — die Räder peitschen — hinaus aus dem Hafen!

Draußen seh' ich ein weißes Schiff auf dem grau-trüben Weserstrom. Der Regen strömt nieder; über Haide, Marsch und Deiche heult der Südwest. Dort liegt sie, unsere neue, schwanke Heimat der nächsten Zukunft! Die Taue schlagen Bogen im Winde, knatternd weht die schwarz-weiß-rote Flagge vom Heck. Nun, wir gehen mit der Heimat, mit ihr — für sie — zu ihr! Wo immer das Schwarz-weiß-rot flattert, ist das Vaterland! — Dort, im fernen Osten, wollen wir es hochhalten; wir wollen ihm Ehre machen, ihm Ehre verschaffen; wir wollen ihm leben und, wenn es sein muß, auch dafür untergehen. Jeder, der in die Fremde zieht, nehme sich so vor, ein Pionier deutscher Ge-

sittung zu sein, Selbstsucht und verletzenden Hochmut ebenso wie feige Bescheidenheit abzustreifen in dem Gefühle: du bist ein Deutscher, nun beweise es!

Der tiefgeladene, langgestreckte Dampfer im Tropenanstrich, dem man zuerst seine 5000 Tonnen gar nicht ansieht, ist der Reichspostdampfer „Sachsen“, derselbe, der später unter der Aufmerksamkeit ganz Europas Graf Waldersee an die chinesische Küste trug.

Mit einem kindlichen Zutrauen, dem leise ein wenig Besorgnis sich beimischt, schaut man zu den Doppelreihen behaglicher Fensterchen, zu den schwebenden Booten, zu den Masten empor. Wird das Schiff uns zum Ziel bringen?



Unser Kapitän S. von der „Sachsen“.
Nach einer Photographie des Verf.

Mittags gingen wir in See. Möwen umkreisten das Heck. Bald verblaßte der Rotesand-Feuerturm, und nicht lange darauf schwinden im Ferndunst auch die drei Masten des äußeren Weserfeuerschiffs. Lebe wohl, deutsches Vaterland!

Die Sonne lag im roten Nebel westwärts; es sah nach sehr viel Wind aus. Ein Fischtrawler und ein Weserlotse boten in der Beleuchtung bei bewegter See ein reizendes Marinebild. Ein Tankdampfer zeigte sich noch, sonst nichts mehr.

Ich saß auf dem gelbseidenen Rokoko-Fauteuil des Damensalons und schrieb, während der ganze Promenadendeck-Bau knarrte, der Wind brauste und wir uns hoben und senkten. Der Speisesalon zeigt ebenfalls ein übertriebenes Rokoko. Weiß, Gold, schwebende Engelchen und Malereien. Er reicht von Bord zu Bord, und die an die Fenster prasselnden Seen, oder der beim Tauchen über sie strudelnde, lichtverdunkelnde Schaum boten später oft einen scharfen Gegensatz zu der genußfrohen, inneren Einrichtung.

1*

Zu den Offizieren, namentlich dem stattlichen, weißbärtigen Kapitän S., fanden sich bald freundliche Beziehungen, da ich als einziger Passagier meiner Klasse bis Southampton mit ihnen allein speiste. — Meine Kabine lag günstigerweise auf dem Oberdeck; später hatte ich sie mit dem Adjutanten des für das Kiautschou-Gebiet hinausgehenden Gouverneurs Jaeschke zu teilen. Bei einem Sichumdrehen in ihr wurde dann stets ein „Entschuldigen Sie" erforderlich.

Die Sonne verschwand, und dann ward alles grau. Die elektrischen Lampen entzündeten sich, im gewaltigen, weißen Schwall hoben sich aus dem Dunkel die vom einstampfenden Schiffe seitwärts geschleuderten Wassermassen. Und nun kam die Nacht! Bö auf Bö, zeitweilig mit Hagel geschwängert, sauste über uns weg; namentlich auf Borkumriff stand eine wilde See, uns zeitweilig mit Brechern überschüttend.

Am nächsten Vormittag hatten wir die Maas erreicht; nachmittags liefen wir in die Ostschelde bei regelrechtem Sturm ein. Gegen ihn erkämpften wir den Eingang in die gewundene Schelde, vorbei an hohen Dünenketten, am malerisch umwehrten Vlissingen. Kaum konnte man in den harten Böen von Boje zu Boje schauen; ein mißliches Stück für ein so langes, tiefgehendes Schiff. Bei eingebrochener Dunkelheit lagen wir am Antwerpener Quai, dessen Lichterreihen sich ins Unendliche zu erstrecken schienen. „Gott sei Dank, daß wir drinnen sind!" sagte der Lotse erleichtert.

In Antwerpen umweht uns noch deutscher Geist. Er spricht aus den Profan- und Kirchenbauten, aus den Schätzen des Museums, den Straßennamen und den Lauten der vlämischen Zunge. Aber Fremdartiges ist hinzugetreten, und aus dem Dunkel, das zwischen dem dämmernden Pfeilerwald der Kathedrale in der Neujahrsnacht brütete, von glimmenden Altären, aus dem hallenden Schritt einsam wandelnder Priester spürte man das Weben jener Macht, die dem protestantischen Norden als etwas so räumlich und zeitlich Entlegenes er-

scheint, und die doch mit Recht sich zähester Lebendigkeit rühmen kann.

Ein Tagesausflug nach dem schönhügeligen, vornehmen Brüssel, und dann ging es in der Frühe des ersten Tages im neuen Jahre die Schelde wieder abwärts. — Drei stolze deutsche Dampfer dicht bei einander! — Das Wetter klärte sich auf; es gab tagsüber, trotz tief fallenden Barometers, eine herrliche Fahrt nach Southampton. Die bewegte, grünblaue See war von einer dunkelblauen Kimm umgeben; hellgrün leuchtete sie, wo die Sonne, durch Wolken scheinend, sie fand. Lustig jagten die Spritzer über die Back, und da und dort tauchte ein Dampfer oder Segler empor.

Der Südwestwind frischte immer mehr auf; er wuchs sich endlich wieder zum vollen Sturm aus. Wir schlingerten heftig, nahmen viel Wasser über und machten bisweilen nur 7 Knoten Fahrt. Bei Owerfeuerschiff war es am schlimmsten. Wir hatten Springflut gegenan; alles in meiner Kabine „ging über Stag". Am Morgen erst langten wir bei den Vettern jenseit des Kanals an, leider ohne unser weit draußen ankerndes Fahrzeug verlassen zu können.

Voll behaglicher, zierlicher Lebensfreude breitet sich die Landschaft um Southampton, selbst im Winter durch teilweises Immergrün ihren hohen Reiz sich bewahrend. Wir sahen vom Bord jene bekannten, gotischen, epheuumsponnenen Dorfkirchen, die gestreckten, parkartigen Wiesenflächen mit weidendem Vieh, und die aus Baumgruppen schimmernden Herrensitze. Und in der Ferne die Kriegsschiffsmasten.

Von England ab ward es lebhafter auf unserem Dampfer. Die Engländer schätzen die Schiffe des Norddeutschen Lloyd. Nicht alle strebten mit uns nach asiatischer Ferne; sie wollten nur angenehmer und ihrem Instinkt angemessener reisen, als es ihnen die Bahnfahrt über Frankreich und Italien bot.

Unter den englischen Passagieren befand sich auch eine liebenswürdige Familie mit einem winzigen Baby. Armes

Wurm, dachte ich, wie wirst du durch das Rote Meer und an dem Äquator vorbeikommen! Aber es kam doch glücklich nach seinem Bestimmungsland Japan.

Sturmwarnungen längs allen Küsten! Schon seit Tagen haben diese sich wieder vielerorts mit Trümmern bedeckt, haben so manche angespülte Seemannsleiche gesehen. Alle Segler und fast sämtliche Dampfer sind, nach nautischer Ausdrucksweise, „binnen gegangen“. Nur der Postdampfer muß vorwärts! Sausend fährt der Sturm durch die spärliche Takelage und jagt den Schornsteinrauch seitwärts, als wir an den von Wight abgestürzt erscheinenden drei Felsklippen, den Needles, in den aufgewühlten Kanal einlenken. Zwei Gefährten versuchen, von Wellen begraben, noch eine Weile es uns gleich zu thun, um dann erschöpft unter Portland Schutz zu suchen. Auch wir sehen davon ab, Kurs zu halten, eine gar zu gewaltige See steht da draußen. Bis Startpoint vermeiden wir sie, auf diesem Umwege immerhin noch gewinnend. Aber vorwärts geht es, und genugsam tost das Meer schon hier über uns weg.

Wer es nicht selbst erlebt hat, vermag sich von der wilden Schönheit eines sturmankämpfenden Schiffes keinen Begriff zu machen. Vom Buge geteilt, bäumt Sturzsee auf Sturzsee sich hoch empor und überschüttet im weißen, donnernden Schwalle das ganze Vorbeck, es bis an die Ränder der Bordwände mit Wasser füllend. Bis auf das hohe, selten erreichte Promenadendeck ergießen sich die Seen, und oben auf der Brücke müssen Kapitän und Offiziere vor dem dichtpeitschenden Tropfenregen fortwährend das Gesicht unter das segeltuchbespannte Geländer bergen. Und die Furchtbarkeit, die Schönheit steigert sich in der Nacht. Doch die Schönheit überwiegt durchaus, und in entzückter Lust vergißt man jeden Schrecken. Nur Gischt und ein weißes Schleiern gewahrt man durch den rasch, in Pausen geöffneten Augenspalt; in wunderbarer Pracht ist es von dem dem Schiffe entströmenden elektrischen Licht durchleuchtet und in der zurückgeworfenen, grünen und roten Lichtflut der Positions-

laternen von einer Farbenpracht ohnegleichen. Kein Spiel mit Farbeneffekten und bewegten Wassern, wie wir dies als Schaustück im Binnenlande genießen, bringt Ähnliches hervor! Dazu diese Großartigkeit der entfesselten Natur, dies Bewußtsein der furchtbaren Gottesnähe und der eigenen Winzigkeit. Und doch sich stark fühlen, doch genießen können — das ist reizvoll über die Maßen!

Nun der Gegensatz in den nächsten Tagen: Zwar noch schwere Dünung aus Nordwest, aber die Biscaya lachte schon in jener himmlischen, tiefen Bläue des Südens, die es uns anthut unser Leben lang, wenn wir einmal ihre Wonne mit eigenen Augen gekostet haben.

Von St. Vincent nach Trafalgar! Jn Rückblick auf die Seekriegsschauplätze von Nordsee, Kanal und Atlantic das Fundament englischer Machtstellung. Nun, noch in letzter Stunde wurde uns Deutschen Erkenntnis beigebracht, und wir lernen an der Geschichte von Völkern, die ihrer Seerüstung vergaßen. Unbegreiflich, daß das „Rule Britannia, rule the waves“ so lange als Selbstverständlichkeit nachgebetet werden konnte! Aber ein Erbfeindschaftsgefühl gegen England sollen wir uns nicht einimpfen. Es giebt noch manchen Ast an der Weltenesche, auf dem wir mit unseren Vettern gemeinsam sitzen. — Gerade St. Vincent sollte auch im deutschen Geschichtsunterricht kein so vergessener Winkel bleiben. Das größte Seetreffen, das bisher deutsche Kriegsschiffe nach der Hansazeit überhaupt lieferten, fand hier statt. Am 21. September 1681 griff Kapitän Aldersen mit vier brandenburgischen Fregatten bei St. Vincent zwölf spanische an. Selbstverständlich holte er sich einen Denkzettel; aber die Spanier vermochten die kecken Brandenburger doch nicht zu nehmen.

Grünprangende Hochebenen leiteten zur Tajomündung; von Felsenzacken grüßte Cintra. Mit unwirtlichen Bergzügen zeigt sich das Kabylengestade, während diesseit der Fels von Gibraltar steil aus einer Höhe von über 1300 Fuß in die See vorstößt. Seine einstige Bedeutung hat ihm das moderne Geschütz geraubt;

eifrig trachtet der Brite nach einem afrikanischen Stützpunkt für die Straßensperre. — Aus Wolken ragend, selbst einem Wolkengebilde gleichend, doch dem geübteren Auge bald als Kette von Schneefeldern erkennbar, enthüllte sich majestätisch die Sierra Nevada, und wie die Sonne zu Rüste ging, leuchteten uns die Hänge des Mulahaçen im Alpenglühen. Aber kühl war es geworden und regnerisch. Vorbei war's mit dem bereits eingeführten Träumen im Deckstuhl; das herrliche Genua triefte und ließ uns schaudern.

In Genua, dessen Hafenschutz durch einen Sturm, der auch unseren Kreuzer „Hertha" in ernste Gefahr gebracht hatte, unlängst beschädigt worden war, ergoß sich der Hauptstrom der Reisegenossen an Bord, überwiegend Deutsche. Wie üblich, kribbelte alles zuerst rat- und gegenstandslos durcheinander, während die alteingesessenen Passagiere in beleidigter Stimmung vergeblich die Inselchen ihres Behagens vor diesem störenden Einbruch zu retten suchten.

Ein Teil der Gäste sollte uns in Ägypten wieder verlassen, darunter Graf Harrach, der bekannte Maler, mit seiner Familie. Die meisten strebten dem fernen Osten zu; die zum erstenmal, jene wieder nach der Erholung in ihren Berufskreis zurückkehrend. Unter den Deutschen fand die liebenswürdige, feine, kluge Persönlichkeit des Gouverneurs Jaeschke die meiste Beachtung. Nach den Deutschen bildeten die Holländer die Mehrzahl; es waren überwiegend Tabakpflanzer aus Sumatra mit ihren Familien. Eine der Damen war „an den Handschuh getraut", d. h. pro forma mit einem Stellvertreter; damit ist dem holländischen Gesetz genügt; sie konnte schon als verheiratete Frau hinausgehen, um drüben von ihrem unabkömmlichen, rechtmäßigen Gatten in Empfang genommen zu werden. — Einige sehr zurückhaltende Japaner, einer der vielen Siamesischen Prinzen, übrigens ein netter, junger Mensch, und noch ein paar Ausländer vervollständigten die Fremdenkolonie.

Auch über Neapel schien die Sintflut hereingebrochen zu

sein. Ein flüchtiger Besuch des großartigen Museums entschädigte hier etwas; er bildete den Abschied von einer vertrauteren und höheren Kultur für lange Monate. Wenigstens sendete der Vesuv noch einen Scheidegruß. Eigentümliches Gebilde! Gleich einem rätselhaften Schaffen von bewegten, dunklen Gestalten um ein fernglimmendes, sich veränderndes Feuer, spielen und rinnen Schatten und Lavaflüsse durcheinander, mit lebhafter oder schwächer angeglühtem Gewölk darüber. Sonst ist in der nächtigen Regenunsichtigkeit nichts von dem mächtigen Sockel darunter zu gewahren. Eigentlich ist es blitzwenig, was wir zu sehen bekommen, und doch greift der Anblick ans Herz. Der Geist des Elementaren packt wieder. In zahllosen Abbildungen haben wir dieses lebende Zeugnis der geheimnisvollen Erdkräfte gesehen, aber es nun in Wirklichkeit zu spüren, das ist etwas ganz anderes! Wir beneiden die Bewohner der Stadt, die so etwas täglich erblicken dürfen; wir bangen für sie und vergessen die Gleichgültigkeit, welche das beschränkte Fassungsvermögen des Menschen rasch und überall erzeugt.

Was den äußeren Eindruck betrifft, so übertrumpfte der Ätna, den wir hinter der reizenden Straße von Messina erblickten, seinen kleineren Festlandsgefährten erheblich; es war aber aus dieser Entfernung nur die von Grauen freie Bewunderung, welche die Sierra Nevada in uns erweckt hatte. Gewaltige Bergzüge und schneestarrende Hänge, darüber greifbar klar der von Rauch oder Gewölk gekrönte Gipfel; im wohlthuenden Gegensatz unten Meeresbläue und Sonnenschein. Noch stundenlang reckte der lange Geselle uns sein weißes Haupt nach.

In Port Said beginnt der Orient, nicht gerade günstig gemischt mit europäischem Wesen. Schon lange vorher hatte uns der heilige Nil mit seiner schmutzigen Ausströmung umfangen. Heiligkeit und Schmutz charakterisiert auch das sandige, dünngebaute Port Said; erstere in der Frömmigkeit der öffentlich betenden Mohammedaner, letzterer in Anpreisungen, Bildern und

Genüssen, die den Deutschen kopfschüttelnd sich fragen lassen: wo bleibt denn hier der Staatsanwalt?

In langer, starrer Linie erstreckte sich der Wasserfaden, der Orient und Occident verbindet, vor uns. Wieder ist es England, dessen Seegewaltigkeit, aber auch dessen Verwundbarkeit uns hier vor Augen tritt. — Rechts zwischen grünen Anpflanzungen das Blinken des Süßwasserkanals, darüber hinaus bis zum Horizont der lagunenartige, von Wassergeflügel belebte Menzahle-See; links, trostlos braun und dürr, die historische Ebene von Pelusium. Hier und da ein Bagger oder einige Stationsgebäude oder Hausboote für Beamte, deren Schmachten unter unbarmherzigen Sonnenpfeilen wir uns vergegenwärtigen. Heute blieb freilich Phöbus Apollo uns fern. Die über dem ganzen Mittelmeerbecken lastende Kälte verstärkte sich noch. — Eine elektrische Beleuchtung der Ufer fehlt, die Schiffe nehmen Apparate und Bogenlampen an Bord, und unser Scheinwerfer am Buge zauberte uns unmittelbar in eine Winterlandschaft hinein. Die Kanalwände zu den Seiten schimmerten wie Schneewälle, der Wasserspiegel voraus wie eine Eisfläche und darüber schien Frostnebel zu brauen. Da man überdies fror, glaubte man ohne weiteres an eine Polarlandschaft, falls sich nicht dann und wann ein aufgescheuchter Pelikan erhoben hätte, der gespenstisch im weißlichen Dunst und in der Finsternis wieder verschwand. — Bei Ismailia entzückte die Fülle der grünen und roten Leuchtbojen, die sich zu einem förmlichen Sternengarten zusammensetzen. Die seltsame Empfindung, durch Schnee zu fahren, brachte auch der nächste Morgen mit sich. Wir dampften in der Nähe von Suez; die türkisenblaue Flut erschien weißgesäumt wie durch Schnee, oder doch von Salzkrystallen. Es war aber nur Sinnestäuschung.

Selbverständlich erweckt die Fahrt durch das Rote Meer eine Fülle biblischer Erinnerungen. Von Wolken bedeckt, ragt aus dem rötlich-kahlen Gebirge zumal der Sinai hervor, dem man zu Gunsten eines höheren Serbal-Gipfels das Recht rauben will, fürderhin für den Berg der Gesetzgebung zu gelten.

Glimpflich behandelte uns die berüchtigte Temperatur dieses Striches. Die Kabinenwärme betrug im Durchschnitt nur 21° C., um allerdings dann von Tag zu Tag sich zu steigern. Rötliche Algen — sie sollen dem Meere seinen Namen gegeben haben — bedeckten die blaue Flut, den durch den Schiffsrumpf seitwärts geschleuderten Schaum fast blutig säumend.

Am 14. passierten wir die zwölf Apostel, auffallend geformte Felseilande.

Um diese Tage fand an Bord ein eifriges Beraten statt: die ersten, mehr oder minder wertvollen Ideen zu einer würdigen Feier des Geburtstags des Kaisers wurden gefaßt. Seitdem verwandelte sich die „Sachsen" in einen Seepegasus, auf dem man in stillen Ecken stille, nachdenkliche Gesichter gewahrte, während unter den Damen sich ungeahnte musikalische Talente entfalteten. Auch eine Leseprobe im Kreise auserwählter dramatischer Kräfte erlebte das Rote Meer noch, das weißschäumend, begeistert hinter dem begabten Schiffe herjagte.

Am 18. Januar früh wurde der Wendekreis passiert. Delphine liefen wieder einmal mit uns um die Wette, und unvorsichtigen Leuten rauschten einige Seen, mittelst der Windfänger hübsch bis zu den entferntesten Ecken rikoschettiert, durch die offen gelassenen Kabinenfenster.

Aden, nackt, vegetationslos, felsstarrend hingestreckt, geschützt durch britische Forts, ward angelaufen. Der Landbesuch, die Besichtigung der „Tanks", ist durchaus anzuraten. Der in zweijährigen bis zur Ausnahme von siebenjährigen Perioden fallende Regen wird in cementierten Höhlungen und Becken des Felsens aufgefangen; Quellen giebt es hier nicht. Kümmerlich erscheint die um die Tanks künstlich gepflegte Vegetation, aber sie bringt fremdartige Blumen von großer Schönheit hervor. Die Kamelreiter im weißen Burnus gemahnten an die festländischen Wüsten. Den durch die Araberstadt führenden Weg pflegt man auf raschen Wägelchen zurückzulegen. Halbwüchsige Jungen begleiteten uns im Laufschritt, indem sie uns unter lebhaftestem Gebärdenspiel

versicherten, daß sie sehr hungrig seien, oder daß sie den Verlust ihrer Mutter zu beklagen hätten. Bleibt der Reisende zurückhaltend, so verlieren sie nach und nach ihre sämtlichen Angehörigen.

Weiter! An Bord herrschte eitel Lust und Freude. Skat, Bleilatsch, Shuffleboard und Flirt beschäftigten alt und jung oder auch jung und alt. Amateurfaune erlegten durch tückische „snapshots“ auf Deckstühlen hingegossene Nymphen. Cocktail-Ausknobeln und „Harten-Lena“ standen in höchster Blüte. „Harten-Lena“ besteht im Ausspielen der Coeur-Dame, das mit dem gefühlvollen Chorus „Harten-Lena, Harten-Lena, Harten-Lena, min Deern, Harten-Lena, Harten-Lena, di heff ick so geern“ anhebt, zum drohenden „Harten-Lena, de kümmt! Harten-Lena, de kümmt!“ emporschwillt und in einem homerischen Gelächter zu enden pflegt. Wer die gefürchtete Karte zog, hatte jeden Teilnehmer der sich täglich mehrenden Corona mit einem Benediktiner à 50 Pf. zu erquicken. Sogar die Damen wohnten neugierig diesem im Rauchzimmer stattfindenden Schlachtfest bei und eine oder die andere kam wohl dabei den verführerischen Reizen des Benediktiners ebenfalls auf die Spur. Die fröhliche Spannung im Gesichte unseres allzeit leitenden, verehrten Kapitäns, das humoristische Zucken seiner buschigen, weißen Augenbrauen zu beobachten, das gewährte allein schon ein Vergnügen.

Seit Aden bevölkerte eine unterhaltende Gesellschaft von malayischen Mekka-Pilgern, Männer und Knaben, unser Vordeck, die von Djedda kamen und mit dem deutschen Schiffe in ihre ferne Heimat zurückkehrten.

Amüsant waren ebenfalls unsere Bordkinder, etwa ein Dutzend, zuweilen auch etwas störend. Sie aßen mit ihren weißen und gelben Bonnen für sich allein. Als das beste und manierlichste Kindermädchen erschien ein männliches, ein Malaye.

Dann umfing uns das köstliche Blau des Indischen Oceans, seine schmeichelnde Luft, deren Weichheit vielleicht kaum erträglich sein würde, wenn der Nord-Ost-Monsun nicht kühlend über

das flüssige, leichtschäumende Krystall striche. Bei Sonnenuntergängen bereitete der Himmel jedesmal eine Mischung glühendster Farben, die sich über schön geformte Wolkenbildung legten; und dann hüllte der Ocean sich in Schwärze; eine Schwärze, die es uns ganz anders verstehen läßt, als im Norden, warum die Poesie der Antike die blaue Meerflut als schwarze bezeichnet.

Am 21. Januar kamen wir an Socotra vorbei; am 25. sichteten wir ein Feuer der Malediven.

Der letzte Sonnenuntergang vor Ceylon! Im Nordost dämmerten die hohen Berge Cormorins, der Südspitze Vorderindiens, hervor. Man verstummte vor der berückenden Schönheit; man möchte dies Paradies von Farben schildern, doch die Feder versagt! Diese sanften, von spielenden Delphinen anmutig belebten Fluten, die in Purpur und Violett sich ausbreiten, deren Hänge in Goldgrün, Himmelblau oder Ultramarin glänzen; dieser Himmel darüber, von den zartesten Tönen bis zum Feuer von im Norden nie gesehener Pracht! Das kann man nur empfinden, nicht wieder sagen. Es ist höchste Schönheit, vereint mit höchstem Frieden, und die Seele, die dies schauen durfte, überkommt eine tiefe Bewegung, ein Ahnen von einer Vollkommenheit, welche „nicht von dieser Welt“ ist. — — —

Eine durch das Horizontale charakterisierte, kräftig, aber ohne Wechsel gefärbte Landschaft, zeigte sich beim ersten Anblick der Ceylonküste; fernere Höhenzüge mochten durch Unsichtigkeit verdeckt sein. Wir sind unzweifelhaft und zum erstenmal auf dieser Reise durchaus an tropischen Gestaden. Die Kokospalme beherrscht in gedrängten Reihen den Strand; weißliche, flache Gebäude, ein die Reede zum Hafen machender Wellenbrecher, dahinter eine Anzahl von Dampfern — das ist Colombo.

Die uns umschwärmenden Boote sind kanoeartig, ursprünglicher als in Aden, und die zum Tauchen nach Silbermünzen bereiten Kerle darin schwärzer und „wilder“ als die Araber und in ihrem Geschrei dem civilisierten Ohre fremdartiger. Am Lande befinden wir uns in einer größeren tropischen Stadt, deren Magazine

mit ihren Anreißern auf ein ab- und zuströmendes Publikum berechnet sind. Der starke Wagen- oder Wägelchenverkehr ist charakteristisch; vor allem aber ist dies die zum erstenmal in Erscheinung tretende Jinrickſha, kurz Rickſha gerufen, bekanntlich ein zierliches, zweirädriges Wägelchen mit einem mehr oder minder nackten Kuli in der Gabel. Europäer wollen zunächst immer den Eindruck des Menschenunwürdigen dieser Kuliarbeit, angeblich Erfindung eines Amerikaners, der in Japan lebte, gehabt haben. Ich muß sagen, daß mir der Jinrickſha-Kuli ein völlig natürliches und ungemein praktisches Glied seiner Umgebung zu sein schien, dem im Austausch der Kräfte ein allerdings mühseliges Stück Arbeit zufiel. Von sklavischer Unterwürfigkeit ist bei ihm auch keine Rede, namentlich nicht, wenn es ans Bezahlen geht.

Da die Kürze der Zeit einen Ausflug ins Gebirge nach dem gerühmten Kandy nicht gestattete, mußte man sich auf eine Fahrt nach dem etwas erhöht liegenden Küstenhôtel Mount Lavinia beschränken. Der Weg führt durch Dörfer und an bescheidenen Landhäusern vorbei, an beiden Seiten beschattet von Kokosnußhainen; Gärten, durch brennende Blumenfarben und die stets anmutigen Formen der Musa verschönt, schließen ununterbrochen aneinander. Schmetterlinge übergaukeln dann und wann die belebte Straße, die streckenweise durch Eisenoxyd tiefrot gefärbt ist, was zu dem zwischen Palmengrün durchschimmernden, blauen, weißbrandenden Meer einen sehr wirkungsvollen Kontrast abgiebt. Nackte Kinder begleiten uns, bettelnd und rufend, wie in Aden. Sie bieten Blumen und Früchte an; und unsere Füße und ihre Stirn streichelnd, schienen auch sie klagend zu versichern, daß sie, ohne Vater und Mutter, lediglich auf uns angewiesen seien. Ich sah unter ihnen einen zwerghaft verwachsenen, schwärzlichen Kobold, dessen dämonisches Gesichterschneiden mir unvergeßlich bleiben wird. Nicht ohne Würde wandern die Singhalesen dahin, unter Sonnenschirmen, in weißen und bunten Kleidern, mit Weiberfrisuren und hornartig auslaufenden Kämmen darin. Die Handwerker und Verkäufer winken uns amüsiert aus ihren bequemen

Stellungen zu. Auch die Besichtigung eines geschmacklosen Buddha-Tempels, der in seiner Anlage freilich nicht uninteressant ist, wird uns nicht erspart. Das Herrlichste bleibt ein Bad in der Brandung. Mit Wonnegefühl fühlt man sich schwebend getragen, und zwischen den Schwimmern hindurch jagt eines der malerischen Fischerfahrzeuge, die das Meer hier beleben, flutgehoben, mit fallendem, bauschigen Segel, zwischen die Felsen weit hinauf auf den weißen Sand.

Am 26. abends, dicht vor Colombo, war der Geburtstag des Kaisers durch einen Zapfenstreich eingeleitet worden. Wir Deutschen beteiligten uns alle an dem Umzuge durch das Schiff; die Ausländer waren meist dabei, in erster Linie die Engländer, und dann die Japaner mit einer gewissen betonten Freudigkeit. Mühsam behaupteten unsere schwarz-weiß-roten Lampions sich im heftig auffrischenden Winde. Gouverneur Jaeschke hielt eine kräftige Ansprache; ebenso kräftig brausten die drei Hurras über See, und prasselnd stoben die Funken der abgebrannten Raketen achteraus. Am nächsten Vormittage liefen wir unter Flaggengala in Colombo ein; die weiter geplanten Festlichkeiten wurden des Hafenaufenthaltes halber auf einen geeigneten Abend hinter Colombo verschoben. Fast wäre das vorbereitende Bemühen der Dichter, Künstler und Techniker vergeblich gewesen, denn zwei niedliche junge Holländerinnen hatten das Feuer der Eifersucht unter den rivalisierenden jungen Herren entzündet. Weitere Intriguen spannen sich an, Unlustige suchten alles zu Fall zu bringen. Aber die Diplomatie der reiferen Menschen siegte, und das etwas havarierte Programm mit Prolog, lebendem Bild und einer kleinen Aufführung wurde erfolgreich in Scene gesetzt. Die schöne Erscheinung der Gräfin W. als „Germania" verlieh dem lebenden Bild besondere Wirkung. Das Publikum sah es kaum, wie eigentümlich die Ausstattungsmittel waren, um deren Beschaffung sich der hülfreiche erste Offizier redlich bemüht hatte.

Am 31. trafen wir auf den grünlich gewordenen Gewässern der Malakkastraße eine Menge treibender Zweige, Baumstämme,

Kokosnüsse und dergleichen und genossen das Schauspiel einer Wasserhose. Dies Phänomen treibt hier mit Vorliebe sein Wesen. Schlauchartig hing es aus den Wolken; auf dem Wasser brodelte es wie Dampf. Dazwischen schien nichts zu sein. Nach zehn Minuten verschwand der Trichter im Gewölk. —

Als erster deutscher Postdampfer lief der unsrige das aufstrebende Penang an, das jetzt eine ständige Station für die Fahrzeuge der subventionierten deutsch-ostasiatischen Linie bildet. Wir empfingen hier den Besuch des Dr. Wiegand, des General-Direktors des „Lloyd“, der die Penang-Angelegenheit persönlich geregelt und auch wohl den die gesamte ostasiatische Welt überraschenden Ankauf der Dampfer von der Singapore-Siam- und Borneo-Linie, der englischen Ocean Steam Ship Company und East Indian Ocean Steam Ship Company, besorgt hatte.

Penang bietet großen landschaftlichen Reiz; hinter der im Grün gebetteten Stadt erheben sich kegelförmige Berge zur Höhe der Harzvorberge. Würde man die Junge Blankenburgs mit dem Regenstein ins Meer versenken, so hätte man ungefähr ein Bild von Penangs Umgebung. Der Ort liegt auf einer Insel; das jenseitige Festland ist ähnlich abwechslungsreich gestaltet; zwischendurch geht eine kräftige Strömung des grünen Wassers. Flache Boote mit zwei überschnäbelnden Heckhölzern und die ersten Dschunken unter hohen Mattensegeln künden die Nähe des erstrebten Ostens.

In Penang verließen uns unsere holländischen Freunde. Am 2. Februar liefen wir bei glühender Mittagshitze durch die malerische Westeinfahrt in Singapore ein.

Ein Inselreichtum, wie vor Christiania, die Küste aber niedriger, seltsam gebuckelt. Eine ungeregelte Vegetation überdeckt alles. Der Glanzpunkt ward erreicht, als wir durch eine Enge zwischen zwei reich bewachsenen Vorsprüngen dampften, auf denen versteckte Batterien sichtbar wurden. Im inneren Hafen zeigen sich mannigfaltig gestaltete Wasserverzweigungen, mit Pfahlbau-Ansiedelungen, Werften, Kasernen, Signalstationen und Villen,

teilweise auf hintereinander ragenden Hügeln. Die sich ausbreitende Stadt, die Reede mit zahlreichen Fahrzeugen bekommt man erst später zu Gesicht, wenn man in der Rickſha oder im geschlossenen, von oft hundeartigen Pferdchen gezogenen Kastenwägelchen, zwischen Steinbrüchen und Mangrovensumpf, den weiten Weg vom Hafen zur Stadt zurücklegt. Wo Wellblechschuppen standen und Kohlen lagerten, und sich eine exotische Menge drängte, erwarteten weißgekleidete Europäer ihre heimkehrenden Freunde, wollten Damen mit Blumensträußen Neuvermählte oder Bräute in Empfang nehmen.

Der arabische und singhalesische Typus der Eingeborenen wird hier durch den chinesischen zurückgedrängt; dazwischen mengt sich der malayische.

Etwas großstädtischer als Colombo, vielleicht belebter, mit schöneren Anlagen, präsentiert sich Singapore schon, allein das unscheinbar Landesübliche ist doch noch überwiegend. Einen genußreichen Ausflug und Aufenthalt bietet der ausgedehnte botanische Garten, in dessen Nähe sich die Wohnsitze der meisten wohlhabenden Europäer befinden. Die Kindermädchen mit ihrer pflegebefohlenen Schar ergehen sich hier genau so, wie wir es in Europa zu sehen gewohnt sind, wenn wir in derartigen Anlagen vergeblich nach einer unbesetzten Ruhebank suchen. Reste eines Urwaldes, herrlicher Bambus mögen hier den Botaniker besonders entzücken, der noch vieles mehr in dieser verhältnismäßig neuen Schöpfung findet. Beim harmlosen Spiel der gar nicht schlecht aussehenden Kinder kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß eine der häufig um und zuweilen in Singapore selbst vorkommenden Cobras im Grase liegen könnte. Wie mir ein deutscher Konsulatsbeamter erzählte, hat er selbst einmal in unmittelbarer Nähe seiner ahnungslosen Kleinen eins dieser höchst gefährlichen Reptile getötet.

Der Geruch der Durian-Frucht, jenes infernalischen, äußerlich pinienapfelartigen, kokosnußgroßen Gewächses, erfüllt die Straßenluft um diese Jahreszeit. Angeblich verschlingt sie jeder Einge-

weihte mit Hochgenuß. Ich kann nur sagen, daß der Geschmack des weichlich weißen Fleisches mich beinahe ebenso anwiderte, wie der Geruch. Ganz in der Nähe duftet die durchgeschnittene Frucht weniger unangenehm und mehr zwiebelartig. Daß solches Exemplar aber mit einem Dollar und darüber bezahlt wird, erscheint dem neu hinauskommenden Europäer unfaßbar.

Am nächsten Tage verließen wir Singapore wieder.

Leuchtend grün lag die See da, von blauen Wolkenschatten durchschwommen. Mittags passierten wir den in tiefer Einsamkeit auf einer mächtig umbrandeten Klippe ragenden Leuchtturm von Pedro Branca. Von 1° 12' N. eilten wir nun wieder angenehmeren Breiten zu.

Aber so schnell, wie wir es gedacht hatten, ging dies nicht. Der N.-O.-Monsun frischte immer mehr auf und warf uns eine Dünung in den Weg, die nicht gering war. Die Damen verschwanden wieder von den Mahlzeiten und teilweise noch spurloser die Herren, die mehr und mehr einem lastenden Stumpfsinn erlagen. Dabei dröhnte und kollerte es namentlich nachts in allen Räumen; die Schraube rasselte, das ganze Schiffsgefüge schüttelnd, jeden Augenblick in der Luft; statt unsere 13½ machten wir 8 bis 9 und weniger Seemeilen.

Nur wer seemännisch taktfest war und dabei nicht Seemann genug, um der See nichts Neues mehr abgucken zu können, fand dies schäumende, sich höhlende und schwellende Blau herrlich und genoß mit Entzücken das Schauspiel der über das Vorschiff stäubenden Schleierwolken.

Wir waren infolgedessen sechs Tage unterwegs, sehr lange für die kurze Strecke. Am 9. Februar früh liefen wir in Hongkong ein. Rings starrten wildgeformte, hohe Felsen; die aufgehende Sonne rötete einige der nackten Spitzen. Eigentlich umgab uns eine unermeßliche Öde, und doch verwandelte sich die anfängliche Befremdung bald in hohes Bewundern.

Wir fanden fast das gesamte ostasiatische Geschwader Deutschlands vor; auch die kleine „Möwe", unser australisches

Vermessungsschiff, befand sich dabei. Mit einer wahren Herzensfreude glitten wir grüßend an unseren im schmucken, weißen Tropenanstrich prangenden Schiffen vorbei, deren Boote natürlich sofort zum Abholen der ungeduldig erwarteten Heimatpost herandampften.

Auf der festländischen Kowloon-Seite, gegenüber der Inselstadt Viktoria, machten wir am Quai fest. Man nennt Viktoria wie das 83 Quadratkilometer umfassende Inselchen, auf dem es liegt, gewöhnlich Hongkong, d. h. „duftender Hafen", eine sicherlich schmeichelhaft gemeinte Bezeichnung.

In Hongkong unternahm ich nun einen bei meiner Ausreise nicht erwarteten Frontwechsel. Ich hatte die Absicht gehabt, zunächst nach Kiautschou zu gehen; als mir aber der Vorschlag gemacht wurde, vorher doch auch einmal eine interessante Südseegegend kennen zu lernen, und nachdem Korvettenkapitän D., der als neuer Kommandant der „Möwe" ebenfalls auf der „Sachsen" herausgekommen war, sich gern bereit erklärte, mich mitzunehmen, konnte ich dieser Verlockung nicht widerstehen und schiffte mich demgemäß in Hongkong aus.

Es war mir, wie wenn das letzte Stück Heimat mir genommen sei, als ich die „Sachsen", an deren Bord ich so viele genußreiche Stunden verlebt, so manche freundliche Bekanntschaft angeknüpft hatte, nun ohne mich auf ihrem Pfade nach Shanghai östlich entschwinden sah.





II. Hongkong, Kanton und Macao.

Die Lage Hongkongs. — Historisches. — Der landschaftliche Eindruck Viktorias. — Bilder aus der äußeren Erscheinung und dem Leben der Stadt. — Im „Glücklichen Thal“. — Allerlei über Europäer und Chinesen. — Das Hongkong-Hôtel. — Gesellschaftliches. — Am Hafen. — Ein chinesisches Festmahl. — Fahrt nach Kanton. — Kanton als Industriecentrum Südchinas. — Die Europäer in Shamien. — Straßenleben in Kanton. — Auf den Blumenschiffen. — Fahrt nach Macao. — Die Physiognomie Macaos. — Camoens. — Ein Ausflug über Land. — Rückkehr nach Hongkong. — Auf der „Möwe“ im Kowloon Dock. — Abfahrt von Hongkong.



Man stelle sich eine steile, gebirgige Küstenlandschaft von bräunlichen Tönen vor; das Gebirge bildet Ketten mit kurzen Seitenthälern und vielen vereinzelten, mehr oder weniger spitzen Erhebungen, deren Querschnitt ein Dreieck sein würde; sie sind nicht unbeträchtlich und erreichen im Viktoria-Pik, der sich imponierend über Viktoria erhebt, 560 Meter. Die äußersten Züge unter den Meeresspiegel versenkt, würde einen Inselgürtel abgeben, wie er in der That dem vielfach eingebuchteten Festlande sich vorlagert. Eine solche Insel ist die englische Kronkolonie Hongkong, an deren Nordseite Viktoria liegt. Der zwischen ihr und der südlichen Festlandsspitze Kowloon hindurchgehende, von West und Ost zugängliche Meeresschlauch bildet den binnenseeartig gestreckten Hafen, der eigentlich nur eine vorzügliche Reede ist.

Es wird behauptet, wenn Hongkong noch einmal gegründet werden könnte, so würde man die Stadt auf die andere Inselseite verlegen, wo sie angenehmere klimatische Bedingungen, namentlich kühle Brise in der heißen Zeit, finden würde. Fieber, Pocken, Cholera, Pest und sonstige Krankheiten treten in der Stadt vielfach auf und zum Teil regelmäßig. Immerhin ist das Klima in den Wintermonaten derartig, daß Hongkong sehr wohl um diese Zeit als Erholungsstation für die erschöpft aus dem Süden kehrenden Besatzungen unserer Kriegsschiffe geeignet erscheint. So war es denn bisher stets der Hauptsammlungsort dieser, nicht nur der Fahrzeuge des Kreuzergeschwaders, sondern ebenso der der australischen Station, zumal sich das Docken der Schiffe hiermit vereinigen ließ.

Im Jahre 1625 setzte sich die englische Ostindische Compagnie zuerst an der chinesischen Küste fest und rivalisierte nun mit dem portugiesischen Macao in dem wichtigsten dortigen Handel, dem mit Kanton. Zu den durch zwei Jahrhunderte gehenden Kämpfen um die Erschließung Chinas traten durch die Zähigkeit und Schlauheit der Chinesen manche Rückschläge und schwere Zeiten für die Europäer ein. Namentlich widersetzte sich China der von England erzwungenen Opiumeinfuhr, auf der das Aufblühen Hongkongs, das die Engländer sich 1841 durch den von Kapitän Elliot abgeschlossenen Vertrag von Kanton, als eine öde, ungesunde Felsinsel nebst einer erheblichen Barzahlung abtreten ließen, zumeist beruhte. Das als Freihafen eröffnete Hongkong machte dann dem einstmals ersten europäischen Handelsplatze Macao vollends den Garaus, aber in den noch immer kriegerischen Zeiten bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein hatten die europäischen Bewohner Hongkongs viel zu erdulden. Unter anderem fanden einmal 32 Angriffe von Piraten innerhalb 15 Wochen statt. Die chinesische Bevölkerung Hongkongs beteiligte sich daran oder suchte die Europäer durch Boykott zu vertreiben, ja durch Vergiftungsversuche, wie der im Jahre 1857, bei dem

eines Morgens alles Brot durch Arsenik vergiftet befunden wurde.

Man kann also nicht sagen, daß es eine Kleinigkeit für die Engländer gewesen ist, sich ihr ostasiatisches Handelsemporium zu schaffen.

Wenden wir uns wieder den äußeren Eindrücken zu.

Eine kühne, gewissermaßen Wellen schlagende, dazwischen jäh ansteigende Drahtseilbahn führt zum Pik-Hôtel unterhalb des Viktoria-Piks hinauf und verschafft in etwa zwanzig Minuten einen völligen Klimawechsel. Durch tropische Vegetation, durch dschungelartigen Busch arbeiten wir uns rasch in achtunggebietende Höhe. Der Blick auf die steil unter uns entschwindende Tiefe wird immer entzückender. Die weißen Villen in ihren Blumengärten auf Terrassen und bastionartigen Vorsprüngen heben sich schärfer heraus; dazwischen breiten sich verstreute Anhäufungen von Baumwipfeln, in schöner Mischung mit Bambus und Palmen. Hier und dort blinkt blaugrün das Auge eines Wasserreservoirs zu uns empor. Unten vor grünen Hängen, vor der schimmernden Stadt aber entwickelt sich immer prächtiger die blauende Fläche mit den langen Reihen still und zierlich ankernder Fahrzeuge, klein wie Modelle; näher die weißleuchtenden Kriegsschiffe, entfernter die mehr in Schwarz, Rot und Grün gehaltenen Kauffahrteidampfer und filigranartig getakelten Segelschiffe, während einzelne Dampfer und Schwärme von kreuzenden Dschunken lautlose Bewegung in die feierliche Ruhe bringen. Man hat das Bild einer ungeheuren Geschäftigkeit und gleichzeitig einer sich behaglich ausruhenden Seegewalt. Der Eindruck verstärkt sich noch bei Mondlicht und überhaupt abends, wenn der Lichterglanz wie ein Heer von Leuchtkäfern über Land und See glitzert.

Die gegenüberliegenden, die ringsum zu schließen scheinenden, vor- und zurücktretenden, wechselvoll gestalteten Berge rufen oberflächlich den Eindruck hervor, als ob zu unseren Füßen ein felsgesäumter Binnensee nach Art des Vierwaldstätters sich erstrecke.

Das Entscheidendste hierzu fehlt freilich: die herrlichen Matten und strebenden Tannenhänge, die blendend ins Blaue steigenden Schneehäupter. Bis auf die niedergehenden, üppig gebreiteten Einfaltelungen unmittelbar vor uns, starren nur Felsöden, mit vereinzelt eingesprengtem, überwiegend durch Menschenhand gepflanztem Grün. Auch erreichen die höchsten Berge drüben nur



Die Pikbahn auf Hongkong.

wenig über 400 Meter. Dafür aber gewährt die Staffage dieser gewaltigen Schiffsstraße zwischen völkerverbindenden Oceanen in anderer Weise reichen Ersatz.

Der schräg nach hinten geneigte, ruckende Tramwaywagen der Pikbahn führt unter einigen Brücken fort und kreuzt verschiedene Kunststraßen, die gürtelartig sich über die Hänge ziehen, und eine Fülle aussichtsreichster Spaziergänge bieten. Endlich steht der Wagen, der Dampf zischt, im Maschinenhause rumort es, und

der Strom der Beförderten, meist Leute, die auf dem Pik-Rücken wohnen, strömt durch die Thore des Bahnhofs hinaus, wo eine große Zahl von Kulis mit Tragstühlen ihrer Herrschaft oder zahlender Gäste harren. Adreßtafeln geben hier die Europäerwohnungen an, die auf den sich windenden, vielfach cementierten Wegen und Pfaden nicht immer leicht zu finden sind, da sie weit über die Höhen des Piks auf Spitzen, in Einsattelungen, auf Vorsprüngen oder in Schluchten verstreut oder versteckt liegen. Auch militärische Gebäude befinden sich hier, und wenn man nun zum Gipfel des Viktoria-Piks hinaufsteigt, von wo der Mast der Signalstation uns anreizend winkt, so muß man sich in acht nehmen, nicht auf unauffällige verbotene Wege zu geraten oder gar harmlos mit einer Camera zu arbeiten. Unsere angelsächsischen Vettern sind äußerst nervös in ihrer Spionenfurcht geworden.

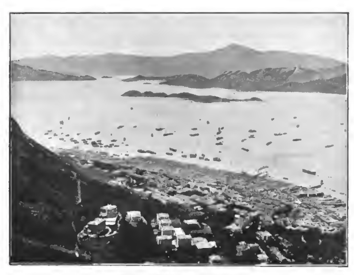
Wir haben den Gipfel erklommen und stehen unterhalb des Stationshauses auf der Signalbatterie, wo der Mast ragt, dessen an Spitze und Raae windflatternde Flaggen der Stadt unten anzeigen, welche Schiffe kommen oder gehen.

Das Panorama hat sich noch bedeutend erweitert. Länger dehnen sich am Strande die stattlichen Europäerviertel und die eintönig grauen chinesischen Straßenzüge; links und rechts davon, und drüben in Kowloon dichter, sieht man die rauchenden Schlote von Fabriken und Werften. Dampffähren vermitteln eifrig den Verkehr zwischen Viktoria und Kowloon. Eine hübsche, hügelige Insel auf der Reede fällt uns besonders auf. Es ist das stark befestigte Stone-Cutters-Island. Wehe dem Fremdling, der sich an ihrem idyllisch erscheinenden Gestade ahnungslos ausschifft! — Wir sehen nördlich von Kowloon — chinesisch Kau-lung — weit in das festländische englische Gebiet und darüber hinaus in die Berge des chinesischen Reiches hinein, und westlich nach der zu Kanton und Macao leitenden Wasserstraße, östlich zum Lai-Mun-Paß, der schmalsten Wasserpassage zwischen Hongkong und dem Festlande.

Ein wohlthuendes Grün bettet sich da und dort zwischen

den pittoresken, rötlichen Felsgebilden; dahinter baut sich das Gebirge coulissenartig auf, schraffiert wie eine Reliefkarte, öde wie eine Mondlandschaft, aber doch schön in Farbe und Umriß, namentlich wenn der Reiz des Ferndunsts über ihm liegt.

Die wohlhabenden Europäer wohnen mit Vorliebe am Pik oder auf seiner Höhe. Die Geschäftsgebäude befinden sich unten



Blick vom Viktoria-Pik (Hongkong).

auf teilweise künstlich verbreitertem Ufergelände in der Nähe der Quais. Hier ist der großartige Bau, der nach Sitte europäischer Geschäftshäuser die gemeinsame Heimstätte zahlreicher Firmen bildet und der mit dem Gelde spanischer, aus den Philippinen geflüchteter Priester gebaut sein soll. Hier befinden sich die City-Hall, der komfortable englische Hongkong-Klub, das geschmacklose Denkmal der Königin Viktoria, die stolze Behausung der Hongkong- und Shanghai-Bank, das ragende Honkong-Hôtel, dann die Stätten der Wirksamkeit der deutschen großen Firmen Siemssen & Co.,

Melchers & Co. und anderer, die überwiegend aus ihren einfachen alten Heimen in jenes prächtige Geschäftshaus übersiedelten.

Das Einvernehmen zwischen Deutschen und Engländern schien wenig zu wünschen übrig zu lassen; ein Teil der englischen Presse hat sich allerdings immer feindlich gezeigt, bestanden doch gerade in Hongkong jene trüben Quellen, aus denen die Verhetzungsnachrichten über Deutsche und Amerikaner zur Zeit des Philippinenkrieges flossen. Es mag dahingestellt bleiben, ob das gute Einvernehmen nicht bisweilen mit gewissem Verzicht auf nationalen Geist erkauft wird; andererseits darf man nicht das Gastverhältnis der deutschen Geschäftsleute vergessen, das naturgemäß ein Entgegenkommen bedingt. Unzweifelhaft spielt das Deutschtum in jeder Hinsicht die erste Rolle neben dem Engländer; dann kommen wohl die Amerikaner, und in weitem Abstande die anderen Nationen, — abgesehen von den Chinesen, die gesellschaftlich nicht aufkommen, aber keine Unklarheit darüber lassen, daß wir uns in *ihrem* Lande befinden.

Die deutschen Chefs verkehren persönlich lieber im englischen Klub, sonst natürlich auch im deutschen, wo der „junge Mann" ziemlich überwiegt. Die vornehmere Einrichtung des Hongkong-Klubs, wohl auch eine gewisse Notwendigkeit, persönliche Fühlung in Geschäftsangelegenheiten halten zu müssen, bringt das mit sich. Unser derzeitiger Konsul war bei den Engländern persona gratissima. Er bewohnte eine hübsche Villa auf dem Pik, während das Konsulat unten in der Stadt, nicht ungünstig, aber doch nicht repräsentierend genug, liegt. Wir müßten überall in den Häfen schon vom Wasser aus unser Schwarz-weiß-rot schutzwinkend und achtunggebietend sehen können und nicht erst gezwungen sein, in Nebengassen danach zu suchen!

Auf dem Wege zum Konsulat finden wir auch den für frühere Verhältnisse gewiß sehr stattlich gewesenen Deutschen Klub. Dieser verfügt über ein wohl eingerichtetes Lesezimmer und ansprechende Spiel- und Gesellschaftsräume. Das Bar-System mit seinen im Stehen genossenen raschen „Drinks" haben wir leider

überall im Osten von den Engländern übernommen, während der gemütliche gemeinsame, große Tisch, an dem der Fremdling sofort sich mit allen Landsleuten bekannt gemacht sieht, sich nur in kleineren oder abgelegeneren Stätten des Deutschtums erhalten zu haben scheint. Eine breite Treppe führt von draußen zu der umgrünten Vorhalle des Klubs hinan; in der kleinen, steilen Straße, die an ihr vorbeiführt, ist ein Hauptstand der Blumenhändler. Herrliche Blumen, in der Heimat bekannte und unbekanntere, besonders Rosen und Kamelien, kann man zu billigsten Preisen haben. Ein Strauß für wenige Cents sieht schon Gott weiß wonach aus! Man findet daher Zimmer und Tafel bei „Tiffins" und Dinners immer mit den entzückendsten Blumenarrangements geschmückt.

Das Volksleben ist durchaus chinesisch. Dem chinesischen Neujahr beugt sich alles. Die in Sippen zusammenhängende Dienerschaft schreibt der Herrschaft gelegentlich ihre Gesetze vor; der Brotherr sieht sich vor Strikes gestellt, denen er nicht gewachsen ist. Der Haus-Kuli, so wenig wie der „Chair"-Kuli, der, die Tragstange auf der Schulter, seine menschlichen Lasten die steilen Berge keuchend hinaufbefördert, und am wenigsten der Boots-Kuli der Sampans sind bescheidene, unterwürfige Leute. Sobald sie glauben, anderweitig mehr verdienen zu können oder sonst die Arbeit nicht nötig zu haben, nehmen sie sofort eine äußerst unangenehme Haltung ein. Auch in Queens-Road, der stattlichen, mit dem Quai oberhalb parallel laufenden Hauptstraße Viktorias, in welcher ein Glockenturm den Centralpunkt bildet, befinden sich fast sämtliche Läden in chinesischen Händen, und zwar sind es wohlausgestattete Geschäfte. In den Bankhäusern, in Hôtels, auf der Post — überall finden wir Chinesen und keineswegs nur in ganz untergeordneten Stellungen. Meist sind sie gemessen, ja würdevoll; niemals übermäßig zuvorkommend, selten auch direkt unartig; europäische Geschäftsgeschmeidigkeit und Freundlichkeit im guten und bösen Sinne vermißt man durchaus. Der neuangekommene Europäer verwünscht sie oft, da man sich gegenseitig zu viel miß-

versteht; erst die Kenntnis des Pitchin-Englisch bringt einen Wandel zum Besseren hervor.

Der chinesische „Boy", der Diener für alles, ist dem Europäer unentbehrlich geworden; die Betrachtung seiner Tugenden und Untugenden würde ein ganzes Kapitel erfordern. Daß man sich so an ihn gewöhnt hat, kann als Beweis für das Überwiegen des Schätzbaren gelten. Man ist überhaupt im Irrtum, wenn man glaubt, daß Schmutz und unangenehmes Wesen stets mit dem Chinesentum verbunden sei. Man sehe sich einmal eine Volksmenge an, wie sie sich am chinesischen Neujahr oder an den Renntagen auf den Straßen, in den blumen- und palmengeschmückten Anlagen beim Gouvernementsgebäude oder im „Happy Valley" zusammendrängt. Unsere bäuerische oder niedere städtische Bevölkerung würde sich in ihrer Feiertagsgewandung außerordentlich plump, nüchtern und ärmlich ausnehmen gegen die in bunte, oft in seidene oder gar sammetne Stoffe festlich gekleideten Chinesen.

In den Straßen des steil sich hinanziehenden Chinesenviertels, die von anderen auf- und absteigenden Straßen quer geschnitten werden, herrscht emsiges Leben; aber nur der belastete, nach Platz schreiende Kuli hastet und lärmt, der Bürger schweigt und wandelt.

Viktoria liegt auf 22° 16′ 30″ Nordbreite, also noch innerhalb der Tropen. Eine eigentümliche zellenartige Architektur, die dem Klima gerecht wird, beherrscht Europäer- wie Chinesenhaus: die Steinlaube, die Galerie, die Loggia, die Zelle, die umschlossenen Höfe, das flache Dach — hier wie dort. Aber die Geschlossenheit, das Dunkle, Ärmliche tritt hier an die Stelle der behaglichen Geräumigkeit, welche fast immer dem ersteren innewohnt. Allerlei bunter Kram, wie lange, rote Firmenschilder, Fähnchen, rotgelbe Zettel und vor allem große, rundliche Laternen erfreuen das Chinesenauge. Wenn die Laternen brennen, bietet solche lebhafte abendliche Straße ein sehr fesselndes Bild, zumal in den Teilen, wo Jan Maat sein Geld ver-

pulvert. In dieser Nachbarschaft hausen auch die „Amerikanerinnen", die Spitzen der großen Hongkong-Halb- und Viertelwelt, die eine Art Ladytum erheucheln, um ihre Verehrer um so toller zu schröpfen.

Die Scharen der abends mit ihren Lichtern durcheinander schwirrenden Rickshas wirken sehr anziehend; nicht nur die europäischen Herrschaften brauchen sie, sondern ebensogut die Chinesen; ja auch der Kuli läßt sich so vom Kuli befördern.

In den Bergstraßen herrscht der Tragstuhl, der Chair, vor; zwei oder vier Kulis tragen ihn. Die chinesischen Damen bevorzugen geschlossene Sänften. Bei Sonnenschein und Regen können auch die übrigen Stühle geschlossen werden. Der wohlhabende Eingesessene hat seine eigenen Chair-Kulis, die er in eine Art bunte Livree kleidet. Wenn der Gouverneur nebst Gefolge sich von rotgekleideten Kulis so durch die Straßen tragen läßt, sieht das immer sehr stattlich aus und versetzt unsere Phantasie um Jahrhunderte zurück.

Man hört schon von weitem das taktmäßige Patschen der stramm und zugleich eilig aufgesetzten nackten Füße der Träger. Der Korbstuhl knirscht, knarrt und wiegt seine Last auf und ab; oft schnaufen die erschöpften Kulis laut beim steilen Bergan. Die nackten Waden zeigen eine enorm ausgebildete Muskulatur; die tragende Schulter muß riesenkräftig sein; aber die Gesichter sehen eingefallen aus, und wenn man im Stuhl sitzt, wird das Geräusch der überarbeiteten Lunge, das aus dem Mund des hinter uns gehenden Kulis uns unmittelbar trifft, zuweilen unerträglich. Mit der Zeit freilich gewöhnt man sich wohl an alles; der Kuli geht über kurz oder lang an Schwindsucht ein, und ein anderer tritt an seine Stelle. Im festen Dienstverhältnis beim Europäer soll er sich übrigens keineswegs überarbeiten.

Die üppige Vegetation der Banianen (wilden Feigen), Bananen, Palmen und Farren verlassend, finden wir, wie erwähnt, am höheren Pik eine Art Dschungel von Bambus, Zirbelkiefern und sonstigem Gebüsch, sowie ganz niederen Wuchs,

gleich Heidegestrüpp. Der Gipfel und die oberen Hänge zeigen während des größten Teiles des Jahres einen braunrötlichen Ton, der nur vorübergehend einem frischgrünen weicht; dann wirkt die Landschaft natürlich doppelt reizvoll. Die zeitweilig alles niederbrechenden Taifune machen ein Aufkommen der Vegetation hier unmöglich. So geschieht es, daß die weithin verstreuten, ein- oder zweistöckigen, hellgestrichenen Europäerhäuser doch in einer wenig befriedigenden Umgebung zu liegen scheinen.

Den Gärten wird durch Blumen in blau-weiß oder bunt glasierten Kübeln nachgeholfen, eine überhaupt beliebte Schmückungsart chinesischer Gärten. Aussicht und Luft müssen für die Kahlheit entschädigen. Nicht nur die in schroffen, isolierten Kegeln dem Auge Abwechslung bietende Fläche des Piks ist reizvoll, sondern vor allem der Ausblick nach allen Richtungen in die Tiefe, über seeartig verschlungene Buchten und traumverlorene Inseln.

Am schlimmsten ist hier die etwa im März beginnende Regenzeit. Alles hüllt sich dann in triefende Nebel; Möbel, Kleider, Bücher werden durchweicht, und eigene Trockenkammern sind nötig, um die Gebrauchsgegenstände in den Häusern vor dem Verderben zu schützen. Schon vor Beginn dieser Zeit wird das schöne Winterwetter, das recht warm sein kann, dazwischen aber kalte Tage bringt, von Regenböen unterbrochen. Dann macht die hochgehende See wohl den Dampfer- und Sampan-Verkehr im Hafen unmöglich; Nebel umhüllt den Pik, und eine Heimkehr in der Dunkelheit gewinnt dort oben einen unheimlichen Reiz. Die vier oder auf acht verdoppelten Chair-Kulis trappen trotz Nässe und Kälte barfuß vorwärts, da sie ihren Weg auch im Nebel finden, durch den die Stuhllaterne nur schwachen Schimmer wirft; heulend saust der Wind daher und stürzt sich bei Biegungen wie ein Raubtier auf den Stuhl, so daß die Kulis ins Wanken geraten, straucheln und gegen die Felswand gedrückt werden, während der im schwankenden Stuhl sitzende

Europäer befürchtet, jeden Augenblick nebst sämtlichen Kulis über den Wegrand ins Thal zu fliegen.

Wenn ich an den Pik zurückdenke, glaube ich stets ein ununterbrochenes Knattern im Ohr zu spüren. Wie rollendes, stundenlanges Peletonfeuer drang dies von explodierenden „Crackers" verursachte Getöse zu mir hinauf, als ich mich zum erstenmal oben befand. Ohne Crackers ist ein chinesisches Neu-



Hongkong. Blick auf den Viktoria-Pik. (Von der Kowloon-Seite.)

jahr nicht denkbar, sie scheinen den Gipfelpunkt des abergläubischen Gefühlsausdrucks zu bedeuten. Die explodierenden Papiercylinderchen werden traubenartig zusammenhängend verkauft, dann einzeln abgefeuert oder in ganzeln Bündeln ins Feuer geworfen. Mit und ohne besonderen Anlaß hält der Spektakel wochenlang an und erreicht an den Haupttagen eine grausame Höhe. Bekanntlich ist Neujahr in China das einzige Fest, an dem der sonst so unermüdlich fleißige Zopfträger auf kürzere oder längere Zeit zu keinerlei Arbeit zu bewegen ist. Für die verkehrenden

Schiffe ergiebt sich daraus die Notwendigkeit, rechtzeitig ihre Obliegenheiten, namentlich das Kohlennehmen, erledigt zu haben, sonst verfallen sie rettungslos dem kostspieligsten Zeitverluste.

An den paar Haupttagen giebt es nichts zu kaufen; dafür muß dann das Beobachten des Volkes entschädigen. Ich sagte schon, wie nett die Leute in ihren, beim Volke freilich nur zum Neujahr neu beschafften Gewändern aussehen. Dieses zieht hell- oder dunkelblaue Baumwollen- und Leinenstoffe vor, auch wohl einen schwarzglänzenden Kattun. Abgesehen selbst vom Zopfflechten ist schon die Männertoilette, — geschweige denn die der Frauen — keine einfache. Über weiße Unterhosen werden meist dunklere Überbeinkleider hinten so ausgeschnitten getragen, daß es aussieht, als ob der würdig vor uns schlendernde Festgenosse gerade im Begriffe sei, seine Unaussprechlichen zu verlieren. Das Hängende, Sackartige dieses Kleidungsteils dort, wo es allerdings die Berechtigung zur größten Geräumigkeit besitzt, im Gegensatz zu dem engen, an den Knöcheln verlaufenden Teil nimmt sich stets grotesk aus. Häufig sieht man aber auch weite, nicht geschlossene Hosen, wie Schifferhosen. Statt der kurzen Jacke oder Tunika, je nachdem gerade oder schräg auf der Brust oder auf der Schulter geknöpft, zeigen sich lange, hemdartige, unten an den Seiten aufgeschlitzte, das Beinkleid nur wenig zeigende Überwürfe; darüber wird häufig eine andersfarbige ärmellose Weste getragen. Bei reicheren Leuten sieht man oft ganz herrliche Stoffe und Farbenzusammenstellungen. Auf dem Kopfe sitzt gewöhnlich das schwarzseidene, steife, runde Käppchen mit rotem Knopf; sittsam hängt der Zopf herunter, bis zur Taille oder gar bis zu den Hacken verlängert; auch wird er wohl um den Kopf gewunden, namentlich bei der Arbeit. Europäische Hüte aus Filz oder Stroh sind recht beliebt, sogar zuweilen europäisches Fußzeug, und im Sommer auch weiße Anzüge nach mehr europäischem Schnitt.

Recht verschiedenartig ist ebenso die Tracht der Frauen. Am meisten scheint bei ihnen auf der Straße eine weite Tunika und weites, an den Knöcheln geschlossens oder offenes Beinkleid beliebt

zu sein. Die Farbenzusammenstellungen sind noch lebhafter: Blau, Grün, Gelb, Lila, Violett, Rosa wird gewählt, selten intensives Rot. Unter dem Volk hier im Süden gewahrt man viele Frauen mit normalen Füßen. Hauptsache bleibt die steife, glänzende, mit Pfeilen, Perlen und allerlei Schmuck geordnete Frisur des schwarzen Haars. Gepuderte, geschminkte und gemalte Gesichter, mit den bekannten abgezirkelten, roten Backen und einem brennend roten Fleck auf der Unterlippe sieht man häufig. Ohrringe, Hals-, Armspangen, Fingerringe, Ketten fehlen fast nie; das einfache Volk liebt Silber und den hellgrünen Nephrit.



Bei der Toilette.

Am niedlichsten sind die Kinder. Unsere Landsmänninnen würden sie als „süß" bezeichnen. Sie haben so etwas Fertiges, drollig Ernsthaftes, Gesittetes. Ich sah unter den Chinesenjungen viele gute Freunde. Sie gingen umarmt oder Hand in Hand spazieren. Selten traf man unartige. Manchmal balgten sie sich und zogen sich an den Zöpfen: allein es schien nicht böse gemeint zu sein. Auch spazierten sie wohl an Mutters Hand, oder Vater trug den Jüngsten auf dem Arm; ganz wie bei uns, ebenso friedlich stumpfsinnig genießend, ebenso gleichmütig, ebenso besorgt, ebenso mit Zärtlichkeitsausbrüchen. Ich sah auch niemals etwas von schlechterer Behandlung von Frauen oder Mädchen. — Die Knaben wohlhabender Eltern zeigten sich dementsprechend hübsch gekleidet, etwa mit rosa seidenen, unten zugebundenen Höschen, darüber ein blauseidenes Gewand, aus dem grünseidene Ärmel herausschauten, und auch mit dem rotknöpfigen Seidenkäppchen, auf dem an Stirn und Schläfen bis zum halben Schöpfchen glattrasierten Kopf und auf dem Zöpflein; die kleinen, noch farbenprächtigeren Mädchen mit recht ehrbar

langen Röckchen; das straff aufgerollte, vorn altmodisch ins Gesicht gelegte Haar nett von einer mit Vergoldung gezierten Kappe bedeckt, wenn nicht der herunterhängende Zopf mit eingeflochtenem, langen, buntseidenen Band vorgezogen war. Oft trippelten die armen Dinger auf winzigen, verkrüppelten, kreuzbebänderten Füßchen daher.

Was von den Männern nicht wandelt oder fährt, mit Vorliebe zu zweien, manchmal zu dreien in einer Rickſha, kauert in jener unbegreiflichen Hockstellung an den Wegen der Anlagen. An der Tramway-Station findet man sie an Feiertagen so im beschaulichen Genießen zu Dutzenden.

Auch auf den grünen Spielplätzen beteiligen sich die Chinesen, doch abgesondert von den englischen Jünglingen auf dem Cricket-Ground und Parade-Ground. Sehr beliebt zum Lustwandeln sind die schönen Anlagen, die sich oberhalb des östlichen Teils vom Queens-Road den Berg hinaufziehen. Hier liegen die St. Johns-Kathedrale, der Gouvernements-Palast, St. Pauls-College, und staffelförmig nach oben reizende Villen. Ein herrlicher, tropischer Baumwuchs, reich an Palmenarten, füllt schattig die Schluchten oder umgiebt gutgepflegten Rasen. Eine solche Lage, in solchem Park, das wäre ein Vorbild für unser Gouvernementshaus in Tsingtau! Dazwischen erstrecken sich in größerer Lichte zierlich geordnete, aussichtsreiche Blumenanlagen, die Public-Gardens, deren Mittelpunkt ein Wasserbecken mit Springbrunnen bildet. Auf den Bänken ringsum sieht man in der Regel die englischen Mütter und Bonnen, die chinesischen Ammen mit Scharen von Kindern sich ergötzen; während des chinesischen Neujahrs überwiegt auch hier das chinesische Publikum und nimmt ganz in europäischem Stil Platz auf den Ruhesitzen.

Oberhalb dieser Anlagen befindet sich unter anderen das Haus des Herrn S. von der Hamburger Firma Siemssen & Co., in dem Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen als Gäste wohnten. Es zeichnet sich auf seiner kleinen Gartenterrasse

durchaus nicht vor anderen Villen aus, ist aber innen recht hübsch eingerichtet. Hier wie anderswo fällt in den Zimmern die unterhalb der Decke herumlaufende siebartige Wanddurchbrechung auf, die außer zur Ventilation, wie man



Haus des Herrn S., in dem Prinz u. Prinzessin Heinrich wohnten.
Nach einer Photographie des Stabszahlmeisters Scherber.

mir sagte, eine Schutzmaßregel gegen die weißen Ameisen ist; deren ungeheure Zerstörungskraft kann man vielfach an Fußböden und anderen Holzteilen der Hongkong-Häuser beobachten.

Unter den reichen humanitären Anstalten der Stadt sei das Berlin-Foundling-House erwähnt, das 1861 von Berliner Damen

auf Missionsberichte über die Aussetzung weiblicher Chinesenkinder hin gegründet wurde.

Ich erwähnte vorhin das „Happy Valley". Dieses „glückliche Thal" liegt zwischen dem Viktoria-Pik und den östlichen Bergen unmittelbar dort, wo Viktoria aufhört. Man denke sich einen beträchtlichen, kesselartigen Thalgrund, der nach der Stadt zu sich öffnet. Von Nadelholz begrünte Berge, hinter denen kahlere aufragen, umschließen ihn. Die grasbewachsene Sohle, ein mächtiges Oval, ist Spielplatz und Rennbahn, eine der schönsten Rennbahnen der Welt, die an einen durch die Natur geschaffenen, römischen Cirkus erinnert. Die dunklen Kiefern nehmen sich über den teilweise hervortretenden roten Sandsteinfelsen recht hübsch aus. Am eindrucksvollsten ist die von den Pikhängen begrenzte Seite, wo jene in malerisch gesprengten Wänden und Klippen abfallen. Der Pik, nicht konisch, wie von vorn gesehen, sondern als gezackter Rücken gestaltet, schaut über die ansteigenden Baumkronen ins Thal hinein. Die ganze Seite hat etwas von den Felspartien deutscher Mittelgebirge. Zwischen Straße und Wald ziehen sich hier nebeneinander die Kirchhöfe Viktorias etwas bergan: der muhammedanische, der römisch-katholische, der anglikanische, der Parsen- und der Hindu-Friedhof. In wohlgepflegten Gräbern ruhen sie alle, die ihre Seligkeit auf so verschiedenen Wegen suchten, in friedlicher Nachbarschaft vereinigt.

Mir ist die Größe und das Verdienst zur Größe der englischen Nation an diesen Gräbern so recht zum Bewußtsein gekommen. Selbst wenn man viel Geschichtsentstellung und manche Heuchelei oder Ruhmredigkeit in Abzug bringt, erhebt sich die Bedeutung Englands mit der historischen Wucht der Antike über diese Reste der Vergänglichkeit.

Jetzt zur trockenen Jahreszeit war das Gras dieses schönen Ruheplatzes gebräunt; die cementierten Wege und auch der Boden erschienen rissig und grob. Doch die Pflege, die Fülle schöner Blumen versöhnten mit allem. Unserem Jelängerjelieber ähnliche Blüten umrankten orangefarben die Kiefersttämme, wie wir

diese in unseren Gärten wohl von wildem Wein erklettern lassen. Die alten Bekannten der heimischen Baumwelt neben hochaufgeschossenen Palmen muteten so recht traulich-friedlich an. Nach der Felsseite zu, wo der Stein für neue Gräber in roten Terrassen abgesprengt war, ward alles wald- und schluchtartig.



Protestantischer Friedhof im „Glücklichen Thal" (Hongkong).

Bei den Gräbern und Denkmälern englischer Offiziere und Soldaten wiederholte es sich immer: „Died in service", „Killed in action", „Fell in the execution of their duty". Eines, ein großes, tempelartiges Viereck, war ganz überwuchert von einem dicken Orangeteppich jener Blüten und bot so einen Friedhofsschmuck von eigenartigster, poesievoller Wirkung.

In der Nachbarschaft der Grabstätten behaupten die Lebenden ihr Recht, oder man kann auch sagen, die Lebensfreude hat ihr Memento mori stets vor Augen. Das glückliche Thal ist ja, wie

gesagt, die Hauptstätte täglicher körperlicher Erholung und der Schauplatz der großen Hongkong-Rennen, die neben den Shanghai-Rennen eines der Hauptvergnügen im Osten bilden. Tausende von Zuschauern verfolgen oft eifrig das Football- und Cricket-Spiel, Zehntausende strömen zu den Rennen zusammen. Vor noch nicht gar langer Zeit war dieser fröhliche belebte grüne Rasen aber selbst ein Memento mori. Sumpfige Reisfelder füllten den Thalkessel, deren Miasmen vielen der Kulturpioniere Hongkongs ein Plätzchen in der stillen Senkung verschafft haben. Erdarbeiten, Drainage, Bepflanzung haben dann aus einem gemiedenen ein besuchtes, unentbehrlich gewordenes Gelände geschaffen.

Die Rennen fallen in den Februar; sie dauern mehrere Tage und sind das Hauptfest der Europäer, an dem aber zahllose Chinesen sich eifrigst beteiligen, denn der Chinese schwärmt für den Totalisator, hat auch am Sport Freude und nimmt am letzten Renntag aktiv teil.

Der Hongkong-Rennplatz bietet ein hübsches, farbenprächtiges Bild. Je nach der Wichtigkeit der Tage sind die Straßen zum Happy Valley mit Menschenströmen erfüllt. Kaum ist noch ein Tragstuhl oder eine Rickshа aufzutreiben; die Europäer, die nicht vorausſorgten, werden von den Kulis, die nun ihre große Zeit haben, kaltlächelnd und schroff abgewiesen, oder diese steigern ihre Preise zu unverschämtester Höhe. Der stramme, englische Policeman — die beturbanten, baumlangen indischen Polizisten mit den dunklen, hübschen Gesichtern, aber wadenlosen Beinen, — ihre spitzhütigen, untersetzten chinesischen Kollegen dirigieren mit Ruhe die endlosen Rickshazüge, Wagen, Reiter und Fußgänger. Viktoria hat zwar nur 10 000 europäische Einwohner, die starke Garnison und die etwa 4000 Portugiesen eingeschlossen; aber dazu kommen alle die herbeigereisten Fremden, sowie die Offiziere und Mannschaften der vielen Kriegs- und Handelsfahrzeuge, und die Einwohnerschaft von etwa 250 000 Chinesen ist dann auch noch erheblich vermehrt.

Die gebrechlichen Holz- und Bambusbauten, Tribünen und Ställe an der Westseite des Rennplatzes sind mit Grün und Flaggen geschmückt. Der Union-Jack dominiert. Die einzelnen Klubs der Europäer haben ihre besonderen „Zelte“, d. h. improvisierte Festräume über den Ställen, von denen die des Gouverneurs, des Hongkong-Klubs und des Deutschen Klubs als die beachtenswertesten erscheinen.

Unter Austausch gegenseitiger Besuche wird hier in bester Eintracht getafelt, getoastet, gewettet, geflirtet, daß es eine Freude ist. Die Damen sind natürlich im höchsten Glanz erschienen; helle Farben überwiegen bei dem schönen Wetter. Man kann sich denken, welch buntes Gepränge, das bei den vielen Uniformen und Trachten, die durch die farbigen, seidenen Kostüme der Reiter noch vermehrt werden, abgiebt. Militärmusik spielt reichlich. Der Gouverneur mit seiner Familie, unter Vortritt einer Abteilung stramm marschierender Indier, im übrigen in jenen geschilderten, von rot kostümierten Kulis getragenen Stühlen, stattlich heranschwankend, wird wie ein Fürst empfangen. Alles drängt sich um das Gouverneurszelt und die Treppe der Haupttribüne, wo die Silberpreise lockend ausgestellt sind und wo hinter den Stühlen der europäischen Damen auch mit Schmuck beladene chinesische, indische und malayische Frauen und Töchter reicher Asiaten die höheren Bankplätze einnehmen. Unter den Asiaten fallen besonders die semitischen Erscheinungen der sonst europäisch gekleideten Parsen auf, durch ihre nach hinten abgeschrägten, violettfarbenen Kopfbedeckungen, die wie eigentümliche, randlose Cylinderhüte aussehen.

Eine vielbeachtete Persönlichkeit war zur Zeit der amerikanische Seeoffizier Mr. Hobson, der sich am noch frischen Ruhme seiner „Merrimac“-Versenkung sonnte; ein schlanker, blondschnurrbärtiger Jüngling mit etwas langgeschlitzten, verschleierten Augen, so recht etwas für Damen, die ihn auch immer umgaben, wahrscheinlich meist Amerikanerinnen. Es hieß, man habe ihn eingebildet gemacht; er wäre sonst ein

ganz guter Junge. Und ein tapferer, muß man wohl hinzufügen.

Famos sieht die andere Seite des grünen Feldes aus; man gewahrt als Farbeneindruck zunächst einen großen, blauen Fleck. Das sind die zahllosen, blauen Sonnenschirme des chinesischen Volkes, gegen die die rotröckigen englischen Soldaten und beturbanten Indier sich gut abheben. Als Rahmen denke man sich nun die geschilderte dunkelgrüne Bergeinfassung des Thales hinzu.

Die Rennen werden mit Ponies geritten, den kleinen Pferden mongolischer Rasse, die hier, unähnlich ihrem Äußeren in der Steppe, glatt und wohlgepflegt erscheinen. Ihre Geschwindigkeit steht nicht hinter der großer Pferde zurück, soll sie sogar noch übertreffen. Sie sind auch die Helden der Shanghai-Rennen; die erfolgreichen werden mit riesigen Summen bezahlt. Chinesen kaufen sie in der Mongolei auf und machen ein großes Geschäft damit. An einigen sieht man noch vernarbte Spuren von Tiger- oder Bärenkrallen. Nach den Rennen findet Auktion statt. Man kann da billig zu einem guten Pferde kommen.

Amüsant ist das Treiben in den Zelten, in denen die geringere europäische Gesellschaft, überwiegend Portugiesen, die Matrosen und Soldaten und das chinesische Kleinbürgertum mit Kind und Kegel sich zusammenfindet. Es geht bei Thee, Kuchen, Limonade, Bier, Wein u. s. w. in oberen und unteren Stockwerken ungefähr ebenso zu wie bei uns. Ganz genau dieselben Scenen: kannegießernde, bezopfte Väter, miteinander klatschende oder dummstumme oder Babies hütende Mütter, nach Kuchen verlangende Kinder u. s. w. Die Portugiesen sind die lebhaftesten, ihre Damen meist sehr häßlich. Durch Betrunkene wird man nicht gestört. Am charakteristischsten erscheinen die überall aufgestellten und eifrig umdrängten Würfeltische; die Besitzer sind durchweg Chinesen, die Hauptspieler Portugiesen. Wenn man dazu disponiert ist, kann man hier in Fortsetzung zu den größeren Einsätzen am Totalisator oder im Europäerkreise auch ein hübsches Stück Geld in kleinen Umsätzen gewinnen oder verlieren.

Unter andern europäischen Vergnügungen machte ich noch einen Ball mit, den die englische Junggesellenvereinigung „Tarantula-Society“ im Stadthause aus Erkenntlichkeit gegen befreundete Familien gab. Gesellschaft und Räume waren recht elegant, doch nicht so hervorragend wie man es sich nach Schilderungen derartiger Feste von reichen exotischen Kreisen vorzustellen pflegt. Eigentümlich wirkte z. B. die vielfach zerrissene Tischwäsche. Allerdings konnte man diese auch in Kriegschiffmessen, wo sie daheim sicher nicht aufgelegt worden wäre, finden. Mit der gerühmten Waschkunst der Chinesen ist es nämlich nicht immer so tadellos bestellt; wenigstens ruinieren sie durch scharfe Zusätze und Klopfen auf Steinen das anvertraute Linnen oft rasch und gründlich. Die Hauptmasse der Tänzer stellten die Offizierkorps der Marine und Armee. Unsere deutschen Seeoffiziere erschienen, wie ihre englischen Kameraden, waffenlos, in kurzen Jacken: eine bequeme Tracht, die aber nur schlank gewachsenen Figuren gut steht, wie sie sich vorzugsweise bei den englischen Herren der Armee zeigten. Bei den Herren eines Regiments fiel ein vom Kragen über den Rücken baumelndes, zopfartiges Anhängsel auf, wie es hieß, ein Erinnerungszeichen an irgend eine Waffenthat.

Bälle und Gesellschaften gab es zur Zeit nicht viele mehr; nach längerer Anwesenheit von Prinz und Prinzessin Heinrich, die sich eine große Beliebtheit erworben hatten und sich eben zur Abreise nach Amoy anschickten, schien die Geselligkeit sich ziemlich erschöpft zu haben.

Das war wohl mit der Grund, weshalb mir die ostasiatische Gastlichkeit nicht gerade in der ungewöhnlichen Beleuchtung erschien, die von vielen Seiten darüber verbreitet worden ist. Wenn ein bescheidener oder unbetitelter Mann gut empfohlen ist — sonst auch nicht — erhält er von liebenswürdigen Landsleuten die übliche Einladung zum Tiffin, zum Frühstück, und, wenn es hoch kommt, zum Dinner. Logiereinladungen werden kaum anders erfolgen, wie in Europa. Die Verhältnisse in Ostasien haben sich

eben total verändert, und wie weit sie noch durch den Krieg beeinflußt werden, läßt sich gar nicht absehen. — Früher war der Reisende eine seltene, geehrte Erscheinung; heute kommen fast täglich Hinz und Kunz an, für die es genügende Hôtels giebt. Früher verdienten die wenigen Firmen bei guten Konjunkturen glänzend; heute haben sie eine gewaltige Konkurrenz, und für die vielen hat es obendrein sehr magere Jahre gegeben. Gesellschaftlich marschiert manche alte Firma noch an der Spitze, aber nicht mehr geschäftlich. Aus Gewohnheit, um das gesellschaftliche Ansehen zu erhalten und damit geschäftlich zurückzuwirken, lebt dieser und jener über seine Verhältnisse hinaus und knöpft dann, wenn er es nicht nötig hat, natürlich die Tasche zu. Dabei wurden gerade in dem in Rede stehenden Winter durch die hohen und vielen Gäste ganz ungewöhnliche Anforderungen an die Gastfreundschaft gestellt, so daß man sich über ein Erlahmen durchaus nicht wundern konnte. In Anbetracht dessen war die gesellschaftliche Leistung noch immer achtbar.

Gern denke ich an das gastliche Pik-Haus des Herrn S., eines der Chefs des unternehmenden Hamburger Hauses Carlowitz & Co. zurück. Von dem, wie die Holländer sagen würden, auf einem „Kopje" gelegenen Hause, dem „Stolzenfels", genoß man einen herrlichen Rundblick, und doch fragte ich mich öfters: möchtest du hier für alle Zeit wohnen? Und dann empfand ich als Antwort das stärkste Gefühl, daß, trotz aller eigenartigen südlichen Schönheit, der größere Reiz doch der nordischen Heimat zuzuschreiben ist.

Die erste Zeit meines Aufenthalts in Viktoria wohnte ich im Hongkong-Hôtel, einem für Ostasien typischen Hause, in dem sich besonders die amerikanische Reklame breit macht. Man lebt nach amerikanischem Plan, d. h. man bezahlt eine Gesamtsumme für Zimmer, früh Thee, substantielles erstes Frühstück, Tiffin, Thee und Dinner; Getränke ausgeschlossen. Die Summe wechselt nur nach der Güte des Zimmers. Gewöhnlich beträgt sie in Ostasien

fünf oder sechs Dollars, der Dollar zu 2 Mark gerechnet. Das Hongkong-Hôtel war teurer.

Neben Englisch hörte man fast überall am meisten Deutsch. Amüsant war die stattliche Kellnerschar. Auf ihren Filzsohlen gleiten die Kellner geräuschlos zwischen den Tischen umher; sie sehen sehr sauber aus und sind gleicherweise bei verschiedenen Gelegenheiten verschieden gekleidet. Gewöhnlich überwiegen lange, schneeweiße Übergewänder. Die Leute haben ohnedies etwas Weibisches in den Gesichtszügen; Tracht, Zopf und Bartlosigkeit verstärken diesen Eindruck wesentlich; sie sind nicht hübsch, eher das Gegenteil, und doch besitzen sie etwas Angenehmes, ja Feines. Die kleinen „Stifte“ können manchmal ganz niedliche Kerlchen sein, auch munter, während die meisten uns immer ruhig und gleichmäßig oder gleichgültig aus ihren dunklen, geschlitzten Augen ansehen. Wenn sie gerade nichts zu thun haben, scherzen sie auch wohl untereinander, aber nicht lärmend, höchstens passen sie einmal nicht auf. „Number one“, hier ein langer, schlanker Bursche, wandelte allerdings stets ernst und aufmerksam umher.

Das Leben im Privathaushalte ähnelt dem in Hôtels mehr, als bei uns.

Zum Tiffin erscheint man nur in Promenadentoilette; abends ist Gesellschaftskostüm, schwarzer Anzug, Frack, Smoking oder kurze, weiße Dinner-Jacke (nicht Jacket!) eisernes Gesetz.

Es giebt auch beim Tiffin mehrere warme Gänge, wobei das Curry-Gericht mit einem halben bis ein Dutzend Zuthaten nie fehlt. Diese Zuthaten sind gewöhnlich kreisförmig auf einer Platte geordnet: pikante Fischchen, Pfeffer, geriebene Kokosnuß, Ingwer u. s. w. Die chinesischen Köche kochen gut, europäisch angeleitet, oft vorzüglich, sonst einförmig. Da jeder Boy nur die Arbeit thut, für die er engagiert ist, also z. B. kein Hausboy den Stuhl mit trägt, oder umgekehrt, kein Stuhlträger im Hause mit zugreift, so braucht ein europäischer Haushalt eine erkleckliche Zahl dienstbarer Geister. Die bedienenden Boys machen ihre Sache wohlanständig, wenn auch mechanisch; man wundert sich über die

oft schmalen, wohlgepflegten Hände, die sehr vorteilhaft von den plumpen Greifwerkzeugen unserer europäischen Bedienung abweichen. Die Herrschaft, auch die deutsche, spricht mit ihnen nur Pitchin-Englisch. Wenn man eine Herrschaft besuchen will, fragt man etwa: „Mrs. S. got?“ Worauf der Chinese antwortet: „Mrs. S. got“ oder „no got“, das heißt: Frau S. ist zu Hause oder nicht zu Hause. — Als üblichen charakteristischen Schmuck findet man in europäischen Häusern meist chinesische Seidenstickereien, dunkelgebeizte, geschnitzte Möbel und Silberwaren, alles Kanton-Industrie.

Am Hafen wird abends jeder Sampan polizeilich notiert, in dem ein Europäer fährt, eine Maßregel, dank derer das früher gar nicht so seltene Verschwinden von Europäern, die natürlich beraubt, erschlagen und versenkt wurden, aufgehört hat. Diese Sampans sind nicht immer angenehm, aber einzig in ihrer Art. In dem von einem gebogenen Dach halbüberrundeten Boot haust die ganze Familie des Besitzers, und der Fremde hat das Vergnügen, inmitten dieses Familienlebens befördert zu werden. Der hintere und vordere Teil sind gewöhnlich gedeckt; soweit das hintere Halbdeck unter Dach ist, liegen wohl Matten darauf. Der Hausrat, kleine Schränkchen und Kästchen, Bilderchen, Spiegel oder gar eine Petroleumlampe, zeigen ringsherum zuweilen ganz zierliche Anordnung; auch der Hausaltar mit den dazu gehörigen Stäbchen, die als Opfergabe verbrannt werden, fehlt nicht. Am Neujahr kleben dazu überall rot-orangene Zettel mit Glück- und Segenswünschen darauf. Die Männer pflegen gewöhnlich das meist zerrissene Mattensegel zu bedienen oder die schweren Seitenriemen zu führen; Frauen helfen dabei. Der lange, hintere Riemen, mit dem gesteuert oder gewrickt wird, wird häufig von einer Frau bedient. Ihre schwarze Frisur ist unbedeckt, oder sie bindet ein Tuch darüber, setzt auch wohl einen spitzen, breitrandigen Strohhut auf. Große, grüne Steinohrringe, eine Perlenkette oder dergleichen zieren sie; die schwarze oder blaue, hembartige Tunika mit kurzen, weiten Ärmeln, aus denen

die beringten Arme weit herausschauen, ist die übliche; die weiten Schifferhosen reichen nur bis halb über die nackten Waden, die ebenso wie Gesicht und Arme meist von Wetter und Sonne tief gebräunt sind. Indem sie mit den Händen das lange Ruder seitwärts bewegt und dreht, treten die bloßen Füße immer gleichmäßig seitwärts vor und zurück. Zuweilen sind es, bei mittlerer Größe, gut gewachsene, schlanke, kräftige Weiber mit gar nicht üblen Zügen. Manchmal haben sie noch ein Baby aufgebündelt; verschiedene kleine Würmer, mehr oder weniger nackend, mehr oder weniger schmutzig, pflegen auch noch umherzustreichen, die zeitweilig festgebunden sind, gewöhnlich aber nicht. Es wird behauptet, die Chinesen suchten nicht zu retten, wenn jemand von ihnen über Bord fiele, weil der Himmel, der das Überbordfallen angeordnet habe, schon allein helfen würde, falls er es für wünschenswert erachte, weshalb ein menschliches Eingreifen Sünde sei. Thatsache ist jedenfalls, daß sie mit einem verunglückten Europäer gern um den Preis feilschen, den er ihnen zu zahlen hat, wofern sie ihn aus dem Wasser ziehen sollen. — Die Frauen sind so gute Bootsleute wie die Männer; sie müßten beide vortreffliche Matrosen abgeben. Im Taifun gehen, außer den großen Dschunken, viele Sampans mit sämtlichen Insassen verloren. Bei schlechtem Wetter fahren sie auch ungern auf die Reede, auf der zuweilen eine mächtige See steht. Überhaupt kann man nachts, wenn das Fahren ihnen nicht paßt, vergeblich die Besitzer der ankernden Sampans anschreien; niemand rührt sich, während sie tags am Quai in ihren Anerbietungen recht zudringlich zu sein pflegen. Der englische Hafenpolizist zuckt auf Beschwerden hin nur die Achseln und greift auch nicht ein.

Verschiedene chinesische Geschäftsleute besseren Stils — nebenbei bemerkt, hat ein bekannter Agent, Lieferant und Schiffshändler, eine an Bord unserer Kriegsschiffe wohlbekannte Persönlichkeit, sich offiziell den Namen „Bismarck" zugelegt — lernte ich bei einem großen chinesischen Dinner kennen, das eine deutsche

Hongkong-Firma ihren chinesischen Geschäftsfreunden in einem chinesischen Hôtel gab. Solche nicht für Europäer bestimmte Hôtels sind recht ansehnliche Gebäude und schon an den reichen Vergoldungen des Treppenaufgangs kenntlich. Zu diesem Feste, das in mehreren Sälen des oberen Stockwerkes stattfand, die mit chinesischen Gästen gefüllt waren, war ich nebst einigen unserer Seeoffiziere freundlich eingeladen worden. Das Dinner dauerte viele Stunden und fand in mehreren Abteilungen statt, zwischen denen wir mit einem Marionettentheater unterhalten wurden. Das böse Prinzip des Stückes, bei dessen Erscheinen der fast fortwährende Gong-Becken-, Klingel- und Klapperlärm am dröhnendsten wütete, ward durch eine für uns unkenntliche Europäernachahmung dargestellt, was aber der Freundschaft keinen Eintrag that. Beim Auftreten weiblicher Wesen erklangen sanfte Flötentöne und ein näselnder, einförmiger, aber nicht unangenehmer Fistelgesang, der, wie man zuweilen auf der Straße hört, mit Vorliebe als Gesangsproduktion von männlichen Wesen geliefert wird.

Gegessen wurde gruppenweise an kleinen Tischen. Die Leckerbissen, wie Haifischflossen, Trepang, in der Erde vergraben gewesene verfaulte Eier, übrigens als solche nicht bestimmbar, und zahllose, mehr oder minder unbekannte andere Herrlichkeiten ließen mich völlig kühl, während manche europäische Chinaleute mit den Chinesen um die Wette auf den unübertrefflichen kulinarischen Reiz schwören. Jedem von uns war eine Tischgenossin zugeteilt worden, die zur Kurzweil auf einem Sessel hinter einem saß. Mitessen durften die Weiblein nicht, dagegen naschten sie gern von Sonnenblumen- oder Melonenkernen, die man ihnen zu bieten hatte. Wer wollte, konnte auch ein wenig mit ihnen flirten. Die Herren Asiaten bemühten sich, von größter Liebenswürdigkeit zu sein, unterrichteten uns bei den hoffnungslosen Versuchen, mit Stäbchen zu speisen — wir erhielten freilich auch Messer und Gabeln —, legten ausgesuchte Dinge vor und tranken uns, im Verein mit ihren Schönen, zu. Der Sekt floß

nur so, nachdem es anfangs Reiswein gegeben hatte. Man ist ganz erstaunt, was für trinkfeste Männer diese angeblich so nüchternen Söhne des Himmels sind! Gegen Schluß tranken wir Bier und sie nur noch Brandy und Soda, und zwar half and half in Wassergläsern; dabei spielten sie das Fingerspiel, „Tschaimoj" das der Italiener unter dem Namen Morra (das antike Mora) leidenschaftlich schätzt, bei dem jeder Spieler die Anzahl der Finger, die der Gegner aus seiner Faust vorschleudert, blitzschnell erraten muß. Der Verlierende hatte den steifen Brandy bis auf die Nagelprobe zu leeren. Dann zündeten sie ihre Tabak- und Opiumpfeifen an, legten sich ihren Schönen mit dem Kopf in den Schoß u. s. w.; doch einen widerlich lärmenden Betrunkenen gewahrte man nicht. Für die Europäer war anscheinend keine so weitgehende Zärtlichkeit der chinesischen Mädchen vorhanden. Gegen Schluß brach ich mit einigen Herren auf, weil uns unsere chinesischen Freunde noch ein Spielhaus zeigen wollten, das sonst nie von Europäern betreten werden darf. Die Damen dieses Hauses existierten für Nichtchinesen ebenfalls nur zum Anschauen. Beim Vorangehen in ein oberes Stockwerk sahen wir uns plötzlich von etwa zwanzig aufspringenden Chinesen umringt, die laut fragend auf uns eindrangen, etwa wie auf der Koppel weidende Kühe plötzlich einen Störenfried von Hund mit drohend gesenkten Häuptern umringen. Ein nachkommender chinesischer Gastmahlsgenosse brachte sie dann schnell in friedlichere Stimmung, indem er uns als seine Freunde bezeichnete. Der Schauplatz dieser Scene lag natürlich weitab vom Europäerteile Hongkongs.

Das Dinner mag der gastgebenden Firma, die sicher indirekt wieder auf ihre Kosten zu kommen gedachte, einen hübschen Batzen gekostet haben!

An lohnenden Ausflügen zu Wasser und zu Lande ist in Hongkong kein Mangel, wobei man die übrige Insel und ihre

Viktoria entgegengesetzte Seite kennen lernt, die noch manche besuchenswerte Ortschaften hat, wie Aberdeen, wo sich auch Docks befinden. Die Spaziergänge über die Berge, durch tiefe, oft hübsch begrünte Schluchten, immer mit Blicken auf das inselreiche Meer, boten stets neuen Genuß. Auf den unteren Straßen wird eifrig geradelt.

Hongkong ist gut befestigt; in den Bergen sah ich auch Bergbatterieen, die Schießübungen abhielten, ahnungslos, daß diese nur Vorübungen für die bald folgende ernste Verwendung in Südafrika waren. Manche der Offiziere, die wir hier in vollster Lebensfreude sahen, sind dann dort und später in China selbst einem frühen Soldatentod zum Opfer gefallen.

Zahllose Jagd- und Vergnügungsausflüge können ferner zu den benachbarten Inseln und Küsten gemacht werden; der Fremde sollte indessen sein Augenmerk immer zunächst auf Kanton richten. Es ist eine große Unterlassungssünde, von Hongkong aus nicht nach Kanton zu fahren. Nicht nur, daß man dort Hongkongs Bedeutung für den Handel mit China recht begreifen lernt, man verschafft sich auch so auf leichte Weise Einblick in das bedeutendste Industriecentrum des südlichen Chinas und in eine der allerchinesischsten Städte, sicher eine der eigentümlichsten der Erde. Und mit dem Besuch Kantons kann man bequem den Macaos verbinden. Wie aus den kurzen, vorangegangenen historischen Notizen hervorleuchtete, ist Hongkong—Kanton—Macao der klassische Winkel europäisch-chinesischer Beziehungen.

Jeden Tag fahren Schiffe unter englischem Kommando auf dem Tschu-Kiang, Perl- oder Kanton-Fluß, der mit dem Ostfluß, Tung-Kiang, und dem Westfluß, Si-Kiang, ein vielmaschiges Deltanetz bildet, nach Kanton. Eines Nachmittags dampfte ich auf dem „Honan" bei Sonnenuntergang dahin ab. Die Fahrt zwischen Inseln und dem Festland war recht hübsch; teils erinnerte sie an dalmatinische, teils an norwegische Bergküsten. Als der Vollmond aufstieg, gewann sie noch an Reiz. Auf dem Dach des nach Art amerikanischer Flußdampfer konstruierten

Kabinenaufbaues hatte man einen Spaziergang über das ganze lange Schiff fort. Mitschiffs lagen auf dem Dach eine auffallende Menge von Bambusflößen, die eine Vorbereitung für Katastrophen in großem Umfang andeuteten. Den Kajütspassagieren stehen Gewehre, Entermesser und Beile zur Verfügung, zur Abwehr etwaiger Seeräuberangriffe. Zum gleichen Zwecke wird das Zwischendeck, wo die chinesischen Passagiere hausen, abgesperrt, sobald das Schiff sich unterwegs befindet. Eisenstangen mit Vorlegeschlössern schließen die Luken, davor sind bewaffnete Posten gestellt. Gelegentlich kommen als Passagiere verkleidete Seeräuber an Bord, die dann die Fahrzeuge zu überfallen trachten. Jetzt hatte sich dergleichen lange nicht ereignet; doch war neuerdings auch der untere Teil des Perlflusses wieder recht unsicher geworden, während oberhalb Kantons die Überfälle, namentlich auf kleinere, einheimische Fahrzeuge, nie aufgehört haben. Die Mandarine können dabei nicht genügend Abhülfe schaffen oder stecken mit den Räubern unter einer Decke; ist doch sogar schon ein chinesisches Torpedoboot das Opfer von Flußpiraten geworden.

Wenige Meilen unterhalb Kantons passiert man die vielgenannten, modern befestigten Whampoa-Forts und die dortigen Marinedocks, ebenso die Bogue-Forts. Die erste Befestigung befindet sich schon an der Bocca-Tigris, der Haupteinfahrt zur eigentlichen Flußmündung.

Trotz Rattenknabberns schlief ich in der geräumigen Kabine recht gut. In der Frühe langten wir bei strömendem Regen in Kanton an. Niedrig hingestreckt und grau liegt es an dem hier etwa die Breite des Rheins bei Köln besitzenden Perlfluß. Einzelne steinerne, graue Pfandhäuser überwachen wie alte Türme oder New-Yorker „Himmelskratzer" die Fülle flacher Dächer, denen sich bedeckte Boote als schwimmende Stadtteile angliedern. Auch diese zeigen im Grundton ein verwaschenes, schwärzliches Grau oder Braun. Die Pfandhäuser spielen bekanntlich nicht nur im kleinwirtschaftlichen Leben Chinas eine große, nicht nütz-

liche Rolle, sondern dienen auch als feuer- und diebessichere Niederlage von Kleidern, Pelzen und sonstigen Wertsachen der Bürger.

Auf dem gelben, stark fließenden Strom bewegen sich unzählige segelnde, gewrickte oder mit Stangen geschobene Dschunken und Sampans durcheinander. Genau von der Seite gesehen, sieht so eine Dschunke mit dem malerisch erhöhten Heck immer aus, als ob sie über den Achtersteven segele.

Das auf einer Insel gelegene Europäerviertel Shamien zeigt sich, mit grünen Bäumen und dem stattlichen Doppelturm der französischen Kathedrale; davor ankern auf dem Strome einige Dampfer. — Bis hierher und noch ziemlich darüber hinaus können kleine Kreuzer fahren. Schiffen von sehr großem Tiefgange ist die Annäherung an Kanton unmöglich.

Die Stadt liegt auf dem linken, nördlichen Ufer; nordwärts sind Höhen, die fernab in dem 360 Meter hohen „Weißen Wolkenberg" gipfeln. Die eigentliche Stadt mit Altstadt und Mandschuviertel wird zehn Kilometer in der Runde durch eine acht Meter hohe, sechs Meter dicke, vielthorige Mauer umgeben. Quermauern und Kanäle schneiden sie. Man vergleicht das Bild der Stadt mit einer Dschunke, aus der als Masten die zwei Pagoden, deren eine die viel dargestellte, neunstöckige Blumen-Pagode ist, aufragen. Der Kanal, der das ziemlich flußaufwärts, gegenüber der Macao-Passage an der Westvorstadt liegende Shamien von dieser abtrennt, ist ungefähr 30 Meter breit. Die ganze Flußinsel mißt etwas weniger als einen Kilometer in der Länge und gegen 320 Meter in der Breite.

Kantons Einwohnerschaft wird auf fast zwei Millionen geschätzt; etwa 300 000 hausen auf 80 000 Booten, die besonders die sieben bis acht Kilometer lange Schiffervorstadt der Parias Südchinas, der Tan-Kia, bilden. Merkwürdig ist es, wie die Polizei unter diesen unregistrierten Massen die Verbrecher herausfinden kann. Sie soll dies indessen, wenn sie den guten Willen dazu besitzt, ganz ausgezeichnet fertig bringen.

Wir legten an den Quai der Chinesenstadt an, von wo ich mit einem Tragstuhl der Firma Carlowitz & Co. abgeholt wurde, der mich durch enge, schmutzige Straßen, dann über eine von rotröckigen, chinesischen Soldaten bewachte Holzbrücke, die kein Chinese ohne besonderen Ausweis passieren darf, auf die Insel Shamien zu dem Hause der Firma brachte. Leider fanden in



Blick auf Kanton von der Landseite.

diesem gerade Reparaturen statt, so daß ich mein Nachtquartier in dem höchst mäßigen chinesischen Hôtel Shamiens zu nehmen hatte. An den Dielen jenes Firmenhauses konnte man besonders beobachten, welche Schädlinge die weißen Ameisen in diesen Gegenden bedeuten. Das flache Shamien sieht mit seinen geraden Gartenstraßen, in denen die mit Loggien ausgestatteten, hübschen, europäischen Häuser liegen, mit seinen Anlagen und Alleen recht ansprechend aus. Die Alleebäume sind vielfach wilde

Mangos, von denen Schmarotzer wie lange Haare herunterhingen. Zur Zeit waren die weiten Grasflächen, die bei frischem Grün recht angenehm wirken müssen, braun und verdorrt. Die beliebteste Promenade, auf der Ruhebänke zum Sitzen einladen, zieht sich am Quai entlang, wo man durch kein Handelstreiben belästigt wird, andererseits aber den Strom mit seinem bunten, wechselnden Leben und hübschen Ausblicken hinüber nach Honan und in das Flußgelände vor sich hat. Es ist ja für die Europäer eine physische Wohlthat, hier, so abgeschlossen von der chinesischen Wirtschaft, wohnen und arbeiten zu können, allein das Ganze machte auf mich einen etwas gefängnisartigen Eindruck; außer dem Strom besitzt man immer nur den einen, kleinen Bewegungsraum. Shamien ist eine englisch-französische Konzession, die alle Europäer, und unter diesen wieder in erster Linie die Deutschen, mitgenießen. Gesellschaftlich sollen sie sich sämtlich recht gut miteinander vertragen. Der kleine deutsche, auch von anderen Nationen besuchte Klub liegt neben Carlowitz & Co. — Siemssen & Co. besitzen ein hübsches Grundstück am Flusse, wo auch das deutsche und englische Konsulat sich befinden. Die Verhältnisse bringen hier noch patriarchalische Einrichtungen mit sich. Die jungen Leute der Firmen wohnen und speisen gemeinsam im Firmenhause; sie haben recht nette Zimmer und überhaupt alles, was ihnen materiell nötig ist, in reichem Maße. Die Gehälter sind auskömmlich, obwohl früher glänzendere Saläre bezahlt wurden; es ist ja auch zu bedenken, daß der Dollar, in dem die Engagementssumme festgesetzt wird, jetzt nur zwei Mark wert ist. — Die Kleinheit der Damenwelt wird lebhaft beklagt; die wenigen Damen spielen auf den mutig abgehaltenen Bällen eine um so bevorzugtere Rolle.

Begleitet von einem alten Hauskuli, ließ ich mich sofort zur Besichtigung der Chinesen- und Mandschustadt nach Kanton hineintragen. Die wichtigste Ladenstraße ist die englisch curiostreet — Kuriositätenstraße — bezeichnete. Man stelle sich die Zellen eines Bienenstockes in einem Stockwerke, höchstens in

zweien, horizontal nebeneinandergereiht vor, und den engen Gang dazwischen von den durcheinander wimmelnden Bewohnern vollständig erfüllt, und dann ein unendliches Wirrsal dieser sich kreuzenden Gänge, so hat man ein ungefähres Bild der City dieser merkwürdigen Stadt. Die Straßen sind zu eng, um Wagenverkehr zuzulassen; vom Himmel sieht man nichts oder wenig, zumal oft Matten vom Haus zum Haus gegenüber schatten — nur immer rechts und links, wo sich Ladengewölbe an Ladengewölbe reiht, die roten, mit Goldbuchstaben beschriebenen Firmenschilder und Anpreisungen, die wie lange Fahnen streifenartig herabhängen. Es kribbelt und krabbelt überall nur so von Menschen; dabei herrscht eine erstaunliche Geräuschlosigkeit und Schweigsamkeit; bloß meine vier Träger und die anderer Tragstühle und Sänften oder sonstiger Lasten schreien fast ununterbrochen, damit man ihnen aus dem Wege gehe. Schweigend drückt sich alles zur Seite; ich, auf meinem hohen, schwankenden Sitze, werde mit großen Augen angesehen, aber nirgend feindselig. Einmal begegnete mir ein hoher Mandarin, mit militärischer Begleitung, der mich keines Blickes würdigte. Jedes transportfähige Ding ward ebenso wie wir, mittelst auf die Schultern gelegter, langer Stangen getragen, so daß man nichts weiter als eine gewisse Bequemlichkeit vor den ansehnlichen Schweinen voraus hatte, die, in geflochtenen Basttaschen hängend, mehrfach vorüberschwebten. Auch sie schienen ihr Los schweigend auf sich zu nehmen.

Europäer sah man nicht; nur Chinesen, Chinesen, Chinesen! Ohne Führer hätte ich mich niemals durch dieses Labyrinth hindurchgefunden. Wie sich alles, ohne sich zu stoßen, aneinander vorbeischiebt, wie die Träger mit den langen Stangen sich aalartig um die Ecken von einer engen Straße in die andere winden, das ist ganz erstaunlich! Es geht sogar meist im Geschwindschritt vorwärts; im Fluge, fast wie im Traume, schaue ich auf das gleitende, kaum stockende und weitergleitende Gewirr und in die Läden und Werkstätten zu beiden Seiten, wo man

die tausend Dinge anfertigen sieht, die durch die Kunst und das Handwerk der riesig entwickelten Industrie Kantons hervorgebracht werden. Auch die Läden besitzen hohe Eigentümlichkeit; in den guten Straßen sind sie recht elegant, mit vergoldetem Schnitzwerk und rotem und sonst buntem Zierat reich und teilweise auch geschmackvoll ausgestattet. Haben kann man alles; das Meiste aber sieht seltsam und ungewohnt aus. Nach den Magazinen kommen lange Straßen mit Eßwaren verschiedenster Art, mit Fleisch, Geflügel, Gebratenem, Gesottenem in oder ohne Brühen, mit lebenden und toten Fischen, prächtigen Gemüsen, Früchten u. s. w. Hier fällt einem der Geruch auf die Nerven. — Dann ging es auch durch menschenärmere, teilweise ganz elende Straßen; überall erblickt man Anhäufungen von Unrat, zumal in den verfallenden Höfen der geschmacklosen Tempel und Pagoden. Neben Betern wimmelte es hier von Kindern und Bettlern. Diese grenzenlose Vernachlässigung seiner dem Kultus gewidmeten Stätten nimmt mit am stärksten gegen das Chinesentum ein. Es herrscht eine Pietätlosigkeit gerade in dieser Hinsicht, die uns schlechterdings unfaßbar ist. Absperrung, Schmutz, Verfall sind die für China charakteristische Dreiheit, sobald es sich um Dinge handelt, welche die Allgemeinheit angehen. Nur der Einzelne sorgt für seine Bedürfnisse. Und Kanton ist noch lange nicht das schlimmste Beispiel; es hat doch daneben seine glänzende Industrie und interessante Orte, wo deren Erzeugnisse sich darbieten.

So fand ich die meisten angeblich heiligen Stätten Kantons, so die erwähnte Blumenpagode, einen Turm mit Galerien, vorspringenden Dächern und Glöckchen daran, und die Tempel, vollgestopft mit häßlichen, vergoldeten Skulpturen und dergleichen. Überall fühlte man sich, trotz hübscher Einzelheiten, bewunderungswürdiger Dächer aus glasierten, farbigen Ziegeln, oder Bronzearbeiten, in jeder Beziehung abgestoßen.

Ich bekam nicht immer heraus, wo ich mich befand, da ich mich mit dem begleitenden Kuli nicht verständigen konnte. Einmal

kreuzten wir eine Gerichtsstätte, an der zwischen Spielern und mich anbettelnden, mit Ketten belasteten Gefangenen ebenfalls Kindern herumtollten. So ein übermütiger, kleiner Range schrie einen gelegentlich an, wahrscheinlich mit dem üblichen Verachtungswort: Weißer Teufel! Ich wurde auch wohl neugierig angetippt und empfing einmal einen Wurf mit einer Fruchtschale, aber alles geschah ohne wirkliche Feindschaft. Jungenungezogenheiten waren es, wie sie bei unserem Plebs gegen Fremde oft bösartiger vorkommen. Und doch gelten die Kantonesen mit für die erregbarsten und damit gefährlichsten Leute in China.

Außerhalb der Stadt gelangten wir zu den mächtigen, jetzt verfallenen Befestigungen, die den wiederholten englischen Angriffen nicht standgehalten haben, weil sie schon lange nicht mehr auf der Höhe gegen europäische Waffen standen. Auf verfaulten Holzlafetten oder in Grus und Gras liegen uralte, rostige Geschütze auf den Mauern umher. Seit dem Ausbruch der Wirren wird man zu bessern versucht haben, was zu bessern ist. Beherrschend steht hier eine braunrötliche Pagode, einem mehrstöckigen, alten Speicher ähnlich. Es ist eine Art von Restaurant darin. Von hier oben genießt man einen weiten Blick über die Stadt, die sich ringsum als ein von Grün unterbrochenes, riesenhaftes, graues Dorf erstreckt. Außer den Pagoden und Tempeln und den Pfandhäusern bemerkt man da und dort hoch die Dächer überragende Holzgerüste. Auf ihnen wohnen während der trockenen Jahreszeit die Feuerwächter. Ungeheure Brände sind an der Tagesordnung. Weiter sieht man den Strom sich winden, die Kathedraltürme Shamiens, die Reisfelder, anmutige Höhen und Bergzüge. Diese Rundschau über die alten, begrünten, verfallenen Mauern hat großen Reiz. Unter den Gärten befindet sich auch der berühmte Garten des Tatarengenerals.

Als ich die Chinesen- und Mandschustadt noch einmal besuchte, ging ich, von meinen Trägern gefolgt, eine Strecke zu

Fuß. In europäischen Stiefeln wandert es sich aber schlecht auf dem nach der Mitte zu abschüssigen, durch feuchten Schmutz schlüpfrigen Pflaster, das wie in italienischen Städten aus großen, oblongen Steinen besteht. Sobald ich vor Läden Halt machte oder hineinging, war ich stets von Scharen Neugieriger umdrängt, aber niemand trat mir zu nahe, und die Ladenbesitzer blieben von einer ruhigen Freundlichkeit, auch wenn man nichts kaufte. Es gab herrliche Sachen für verhältnismäßig nicht große Preise. Die Seidenstickereien fand ich oft mehr originell als schön. Man muß hier wohlberaten an vertrauenswürdige Quellen kommen, namentlich wenn man gute alte Seide einhandeln möchte. Besonders schön fand ich Elfenbeinschnitzereien und manche Silberarbeiten. Man kann aber auch sonst Hunderte von niedlichen, eigentümlichen Sächelchen aller Art kaufen, wie man sie in europäischen Läden von Chinawaren nicht sieht.

In der Gig der Firma bewerkstelligte ich auch eine Fahrt nach den Blumenschiffen. Einer Privatfestlichkeit halber konnte mich niemand begleiten, und ich hatte auf dem finsteren, stark fließenden, von Fahrzeugen wimmelnden Strom die Gig nach einem mir völlig unbekannten Ziele selbst zu steuern. Dabei konnte ich mich mit den beiden uniformierten Bootskulis nur unzureichend verständigen. Die Hauptrichtung hatte ich aber im Kopf, und so ging es, im Vertrauen auf guten Instinkt, mit rüstigen Ruderschlägen auf den Fluß hinaus. Ich unterschied die Schiffe in der Nähe noch in ihren dunklen Umrissen, so daß ich mich nicht allein auf deren Lichter zu verlassen brauchte.

Stromab gegen die einsetzende Flut fahrend, gelangten wir verhältnismäßig rasch durch ein Gewirr von gespenstisch sich verschiebenden Fahrzeugen hindurch; jede Minute schien den Zusammenstoß zu bringen; im letzten Augenblick aber kamen wir immer, dank der erstaunlichen Geschicklichkeit der Dschunken- und Sampanbesatzungen, glatt davon. Als das Geschiebe gar zu eng wurde, nahmen die Kulis die Riemen ein, setzten sich aufs Dollbord und ruderten mit Pagayen, kurzen Holzschaufeln. So

erreichten wir glücklich die nicht allzu weit entfernten Blumenschiffe. Hart nebeneinander liegen diese im Strom verankert; auf übergelegten Brettern schreitet man von dem einen zum nächsten. Ich wollte möglichst viel sehen und hatte genug zu thun, um gleichzeitig auf die Plankenwege zu achten, die einer der Bootskulis vor mir mit einer Handlaterne beleuchtete; dann erblickte man das reißend darunter fortgleitende Wasser.

Das Treiben war hochinteressant. Überall in den bunten, verzierten, ein- und zweistöckigen Bretterhäusern sah man die sich abendlich ergötzenden Chinesen spielen, speisen, Opium rauchen, schlafen u. s. w. Geputzte junge Mädchen scherzten mit ihnen und musizierten; auch liefen Kinder umher. Eine Fülle von Speisen wurde auf den vielen Herden zubereitet; dann gab es eine große Reihe von Ständen und Läden, wo sie verkauft wurden; niemand belästigte mich, doch konnte ich nur hindurchgehen, nicht Platz nehmen, da der Europäer ohne chinesische Einführung hier kein willkommener Gast ist. Endlich aber erbarmte sich meiner in einem oberen Stockwerke ein alter Herr, indem er mich zum Nähertreten einlud. Er befand sich mit anderen Kantonesen in einem, in Rot und Gold mit vielen Spiegeln ausgestatteten Raum. Ein Dutzend, zum Teil ganz blutjunger Mädchen saß umher; einige handhabten Musikinstrumente. Der alte Herr, der sich selbst als ein „gentleman" bezeichnete, ließ mir einen Stuhl, Thee und Backwerk bringen, überreichte mir seine rote Visitenkarte, und wir plauderten, da er ein wenig Pitschin konnte, nach Kräften über seine Söhne, über Hongkong und Kanton, über Deutschland und Sonstiges. Kurz es war eine sehr ehrbare Blumenschiffunterhaltung, die auch durch mutiges Heranrücken der kleinen, weißgekreideten Dinger keinen Wechsel fand. Dann verabschiedete ich mich freundlichst, und wir schossen mit der Flut nach dem Shamien-Quai zurück. Ich war froh, als ich die Gig ohne Havarie wieder längsseit der Treppe angelegt hatte.

Auf der reinlichen, aber uralten „White Cloud", über deren

Radkasten noch ein Balanzierer wie ein großes Pumpwerk arbeitete. fuhr ich nach Macao weiter: eine Entfernung, die ungefähr der nach Hongkong gleichkommt.

Der Rückblick auf Kanton ist recht stattlich. Der mit dem Westfluß in einer Menge von Wasserarmen zusammenhängende Perlfluß verengt und erweitert sich. Reisfelder, Bananen, Zuckerrohr, Busch, Bäume, die sich auch an einigen Stellen zu Wald zusammenschließen, und hübsche Höhenzüge schmücken die Ufer, zwischen denen schilfgesäumte Inseln liegen. Die vorbeigleitenden und ankernden Fahrzeuge zu beobachten, macht immer Vergnügen. Bekanntlich starren einen die Dschunken mit großen, runden, gemalten Bugaugen an. „No got eye, how can see?" fragt der Chinese. Groteske Zoll- oder Kriegsdschunken unter der gelben Drachenflagge schrecken den Unkundigen mit lächerlichen Metallgeschützen; am seltsamsten aber sind dem Passagierverkehr dienende, plumpe Heckrad-Dschunken, die über das ganze Deck mit herumlagernden und kauernden Zopfträgern vollgestopft sind. Etwa 15 nackende, schweißglänzende Kulis treten in taktmäßigem Auf und Nieder das große Rad hinten und ersetzen so aufs einfachste die Dampfmaschine. Ihren Mienen nach schienen sie dabei ganz guter Dinge zu bleiben.

Allmählich weitert sich der Strom seeartig.

Dann gleiten wir durch enge Sperren und auf der sepiagetönten, einsamen Fläche tauchen da und dort lange Stakete auf: Vorrichtungen zum Fischfang auf flacheren Stellen. Die Berge heben sich wieder aus der Flut, jene eigentümlichen, kahlen, braunen Felsen mit kurzen Querthälern, die für die chinesische Küste vielfach charakteristisch sind und die durch Formen und Beleuchtungseffekte des Gesteins die Reize der Vegetation ersetzen müssen.

Wir nähern uns Macao. Inseln und Felsen säumen im weiten Kreis die bläulich schimmernde Bucht; wir sehen das Grün von Gärten, Alleen und Wäldchen, ein überall bei sonst überwiegender Sterilität freudig begrüßter Anblick; dahinter und

darüber stattliche Bauten, weiße, gelbe, rötliche — einige niedrige, teilweise auch Ruinen und hochgelegene Wälle mit Citadelle.

Es ist bei mäßiger Berghöhe nichts Überwältigendes, nicht so Großartiges, wie begeisterte Macao-Freunde es mir zuvor geschildert hatten; allein recht anmutig, ein wesentlich von anderen ostasiatischen Städten abweichendes Bild, das dank der portugiesischen Architektur mehr an die Kanarischen Inseln oder Centralamerika erinnert. Auch ist die weite Reede leer; von dem ehemaligen Weltplatz verspürt man nur wenig.

Lebhafter freilich gestattet sich die Scene, sobald wir die in langer Spitze auslaufende Halbinsel, auf der die Stadt sich entlang wellt, umschifft haben. Das Europäische verschwindet, und wir haben eine Chinesenstadt mit ihrer Unansehnlichkeit, ihrer Buntheit, ihrem Schmutz und Gekribbel, vor uns. Hier in geschützter Wasserstraße, zwischen den Inseln, befindet sich der durch die Macao-Halbinsel mit der gegenüberliegenden Insel Lappa gebildete eigentliche Hafen, der keineswegs so verlassen und verbesserungsunfähig erscheint, wie man es oft behaupten hört. Im inneren Hafen erhebt sich der 49 Meter hohe, steile Felskegel Ilha-Verde.

Landungs- und Ladebrücken mit breiter Plattform schieben sich in das Wasser vor, an denen die Dampfer festmachen können, so daß sie nicht vom Strom aus zu leichtern brauchen; den Hintergrund füllen dichtgedrängte Dschunkenmasten aus. Der eine vorübergehende Blüte erweckende, bedenkliche Kuli-Export hat seit 1874, als die Amerikaner sich die Chineseneinfuhr verbaten, wieder aufgehört.

Der Handelsumsatz wurde vor einigen Jahren auf etwa 33½ Millionen Dollars, meist in Thee- und Seidenausfuhr, geschätzt. Ich weiß nicht, ob sich dies erheblich verändert hat, doch liegt kein Grund vor, eine Wiederbelebung des Handels für unmöglich zu erklären, eher darf man im Gegenteil von einer steigenden Tendenz reden.

Das West-, Nord- und das Perlflußgebiet mit Kanton wird voraussichtlich von immer wesentlicherer Bedeutung; Flußkorrektionen und Eisenbahnbauten können für Macao mindestens ebenso nützlich werden wie für Hongkong. Ich glaube nicht, daß Macao für immer nur eine untergeordnete Bedeutung haben könnte, was die Engländer im Gefühl der Sicherheit ihres trefflichen Hongkongs anzunehmen scheinen.

Etwas kann Hongkong dem portugiesischen Freihafen Macao nicht nachmachen: Das bessere Klima! Für eine künftige Flotten-Winterstation mit einer Dockanlage abseits vom kostspieligen Hongkong käme das in Betracht.

Wenn wir uns in Hongkong ein Schweizer Panorama vorgestellt haben, so besteht die Schönheit Macaos hauptsächlich in sanfterer Idealландschaft, die, in der Nähe besehen, freilich manches einbüßt. Ein Bild würde man sich ungefähr, wieder wie bei Penang, machen können, wenn man sich Blankenburg im Harz halbinselartig von Wasser umflossen denkt. Die Berge stelle man sich aber waldentblößter, etwa wie mittelitalienische vor.

In der Rickſha durchfährt der Besucher bald den häßlichen Chinesen- und Geschäftsteil Macaos und gelangt über den Bergrücken jenseit hinab zur Portugiesenstadt. Die bergigen Straßen sind schmal, von wenig mit Fenstern durchbrochenen, dicken Hausmauern eng begrenzt, aber recht gut gepflastert und gehalten. Wir kommen an dem hochgelegenen, größten Hôtel vorbei, das seinen Namen „Boavista" mit Recht trägt, kehren aber dort nicht ein, da das Chinesenhôtel unten an der Praya-Grande zur Zeit mehr gerühmt ward.

Diese, von niederer Wassermauer gesäumte, mit schattiger Allee geschmückte Quaistraße bildet den Stolz Macaos. An ihr liegen die stattlichsten Gebäude, darunter das weiße Palais des Gouverneurs und das Haus eines chinesischen, vielfachen Millionärs. Mit Vorliebe, heißt es, ziehen reiche Chinesen nach Macao. Dort sind sie einerseits dem Squeeze-System ihrer

Mandarinen entrückt, andererseits sind die Portugiesen am vorurteilslosesten gegen andersfarbige Rassen. Infolgedessen findet man das portugiesisch-chinesische Mischblut in Macao recht häufig. Manche der in Hongkong thätigen, portugiesischen Geschäftsleute lassen ihre Familien in Macao wohnen und besuchen dieses nur am Sonntage. Als Mittelglieder zwischen Europäern und Chinesen giebt man in Hongkong den fleißigen Portugiesen gern Anstellung in Banken und sonstigen Geschäften; selten dürften sie indessen auf höhere Posten befördert werden.

Das chinesische Hôtel wird nach europäischer Art geführt, nur der Eigentümer ist ein Chinese. Das Haus hat geräumige, gut gehaltene Zimmer; die Küche war lobenswert. Jedes Zimmer fast besitzt seinen Balkon oder seine Loggia, wo es sich bei Seebrise im Longchair vortrefflich ruht; der Blick von hier thut dem Auge sehr wohl. Zu Füßen brandet die See bei auflandigem Wind ganz kräftig; bei Sturm manchmal zu kräftig; dann ergießt sich die Salzflut wohl über die Brustwehr weg auf die Straßenbreite. Unter den Alleewipfeln wandeln geputzte Leutchen; gelegentlich schießen die dort harrenden Ricksha-Kulis mit ihren Kütschlein auf ein Fremdenopfer in dem Hôtelportale zu, oder ein Radler saust die breite Straße entlang. — Vor dem Quai schaukeln sich die Sampans. Bei Vollmond, kühlem Whisky-Soda und einer guten Manila ist so eine Loggia besonders genußreich.

Die Uferstraße endigt in zierlichen Anlagen, in denen die Militärkapelle öfter konzertiert. Hier ist also „vanity fair“ und ein Hauptflirtplatz.

Von den Befestigungen, alten Geschützen und alten Forts, zu denen sich breite Wege hinanwinden, kann man nicht viel sagen. Alles unter der blau-weißen Wappenflagge schaut ganz ordentlich drein, aber nichts zeichnet sich durch sonderliche Tauglichkeit aus. Auch die übrige europäische Stadt bietet mit ihrem Auf und Ab keine großartigen Bilder; sie ist still und manierlich. Von

den Höhen aus giebt es der lohnenden Blicke viele. Mancherlei Blumen, zumal die brennend roten Blüten des Hibiscus, sorgen für Farbe. Ausgezeichnetes für den Gartenfreund gewährt der an seltenen Palmen und sonstigen Tropenpflanzen reiche Lustgarten des Gouverneurs; er liegt etwas außerhalb der Stadt.

Einen nicht üblen Eindruck der portugiesischen Streiter erhielt ich beim Hochamt in der St. Pauls-Kathedrale. Mit großem Pomp fuhr der Gouverneur vor. Die Militärkapelle kam anmarschiert und eine Abteilung der Marine; letztere europäische Portugiesen, reinliche, kräftige, gut aussehende Leute. Eine Anzahl aus beiden Waffengattungen stellte sich mit aufgepflanztem Bajonett seitlich vom Altar auf. Die Musik spielte famos, meist höchst vergnügliche Melodien. — Am auffälligsten erschienen mir die Zopfträger und bunt geputzten Chinesinnen als Christengemeinde.

Frauen in Massen sah ich auch als Arbeiterinnen in einer der Seidenspinnereien. Die Spinnvorrichtungen für die dem heißen Wasser entnommenen Cocons schienen ziemlich primitiv zu sein. Die Hunderte von chinesischen oder halbmalayischen Frauen und Mädchen saßen dichtgedrängt und heiter in langen Reihen, den Faden haspelnd, nebeneinander. Manche befriedigten dabei ohne Aufenthalt den Appetit ihrer Säuglinge; größere Kinder standen umher oder spielten Haschen zwischen den Reihen, als ob keine Maschine ihnen etwas anhaben könnte. Von Schutzvorrichtungen keine Spur!

Ich erwähnte beim Stadtbilde die Ruinen. Es sind nicht so viele, wie erzählt wird. Am bedeutendsten wirkt noch die Ruine des auf der Halbinselspitze gelegenen Forts São Pedro und die freistehende, hochgelegene, zopfige Frontmauer der ehemaligen Kirche S. Antonio, letztere mit dem Reste einer Freitreppe. Ein furchtbarer Taifun, dem auch 6000 Menschen zum Opfer fielen, verursachte im Jahre 1874 diese Zerstörungen.

Lebhaft interessiert die Stätte, die den geistigen Stolz Macaos bildet: das Denkmal des Dichters Camoens. Allerdings vom

Chinesentum zum abendländischen Klassizismus ist ein weiter Sprung! Auf einer Höhe liegt ein ansehnliches Hospital, an das sich ein weiter, baum- und aussichtsreicher Park anschließt. Es geht sich gut und schattig in diesem, wenn auch das Gepflegte und Liebliche eines europäischen Parks, namentlich der frische Rasen, fehlt. Hier hat der gefeiertste Portugiese gewandelt und gedichtet. Vor der Felsgrotte, in der er seine Lusiaden begonnen haben soll, steht sein Denkmal, schmucklos, aber sympathisch: eine Bronzebüste auf säulenartigem Steinpostament: Luiz de Camões nasceo 1524, moreo 1580. Auf Holz und Stein bezeugen Inschriften und Dichtungen die Verehrung dieser Geburtsstätte des Nationalepos der Portugiesen. Eine der poetischen Widmungen trägt folgende Unterschrift: Au Grand Luis de Camões, Portugais d'Origine Castiliane, Soldat Religieux, Voyageur et Poête Exilé — L'Humble Louis de Rienzi, Français, d'Origine Romain, Voyageur Religieux, Soldat et Poête Expatrié. 1827.

Wenden wir uns wieder zum Barbarentum, zu einem Stück internationalen Barbarentums: zum öffentlichen Glücksspiel! Die Spielhöllen sind ein hervorstechender Zug in der Charakteristik Macaos, denn die Portugiesen sind arge Spieler, und die Chinesen spazieren an der Spitze der dem Spiel ergebenen Rassen. Selbstverständlich braucht die einem verarmten Mutterlande gehörende, geldknappe Kolonie dringend eigener Einnahmen, und die Abgaben vom Spiele, die man auf ungefähr 300000 Dollars schätzt, dürften mit die lohnendsten sein.

Ich habe ein derartiges, von Chinesen gehaltenes, von Europäern besuchtes Lokal gesehen und auch, im Bewußtsein, sonst ein reiner Mensch zu sein, darin gespielt. Es sah ganz harmlos in dem kleinen Raume aus. Das System, Fan-Tan genannt, war das denkbar einfachste. Man setzte auf eine der vier numerierten Seiten eines Quadrats; einer der kontrollierenden chinesischen Bankhalter zählte einen Münzenhaufen vier bei vier ab; der übrigbleibende Rest 1, 2, 3 oder 4 ergab Gewinn oder Verlust je nach der übereinstimmenden Quadratseite. Der Einsatz wird dreifach ausbezahlt;

die Bank heimst durchschnittlich immer 1/4 des Gesamtumsatzes ein. Ich war ein sehr bescheidener Dilettant, und das Schicksal belohnte mich dafür. Schlimmer forderte ein junger Franzose sein Geschick in die Schranken. Erst gewann er, dann schleuderte er Banknote nach Banknote auf den Tisch, wobei er seinen Grimm nicht zu meistern verstand. Er war erster Klasse nach Macao gefahren; tags darauf sah ich ihn tiefbetrübt zweiter Klasse nach Hongkong abdampfen. Übrigens soll in Macao ebenso grundsätzlich gemogelt werden, wie in Port Said. Amüsant war es anzuschauen, wie über uns auf kleiner Galerie einheimische Spieler den Einsatz in Körbchen von oben herunter ließen und ihren Gewinn in derselben Manier hinaufbeförderten.

Schließlich sei noch ein Besuch erwähnt, den ich dem sogenannten chinesischen Garten abstattete. Dieser Garten gehört einem Theehändler aus Futschau, einem reichen Chinesen, der hier das Landleben genießt. Es war eine etwa zweistündige Rickshafahrt dahin, teilweise auf schlechten Feldwegen und Steindämmen. Man gelangt über die schmale Enge, die Macao, das sonst Inselchen wäre, an das rückwärtige, große Stück Land, ebenfalls Macao oder chinesisch Heang Shan genannt, bindet. Man kann auch dieses als große Halbinsel oder als Insel betrachten, denn es wird mannigfach von Wasserläufen durchschnitten. Die Enge, früher ein Friedhof für aus der Fremde zurücktransportierte Kulileichen, war wüst, fast wie eine nordische Nehrung. Bei einem Wachthause mit Drachenflagge und schmutzigen Soldaten wird die Grenze, heute nur ein Bambuszaun, einst eine Mauer, bald überschritten, und wir sind anstandslos aus portugiesischem Gebiet in das des eigentlichen Himmlischen Reiches gelangt. Wir bewundern den starken Ackerbau, der sonderlich Gemüse und Reis zu umfassen scheint, sowie entzückende Fernsichten auf blaue Ketten und Einzelberge, auch wohl auf Baum- und Bambusgruppen. In der Nähe sieht das Land sonst ziemlich nüchtern aus, und die Dörfer, die wir passieren, sind schlechthin abscheulich.

Der endlich erreichte Garten war von einer hohen, zinnen-

gekrönten Mauer umgeben, wie der ganze Hof- und Tempelkomplex, zu dem er zu gehören schien. Ich kam in ein wirklich nettes Landhaus und in einen ansehnlichen, mit Blumen in Porzellankübeln, Blumenbeeten, schattigen Gängen und Häuschen ausgestatteten Garten; unter Laub- und Nadelbäumen zeichneten sich die durch ihre vielen Luftwurzeln und Verzweigungen auffallenden Banianen aus. Wir kennen in Europa freilich schönere Hortikulturen, aber für China war es recht nett. Im Innern des Hauses machte unter der originellen Ausstattung mit einheimischen Möbeln und Stoffen manches einen europäischen Eindruck. Der Besitzer, der mir nach Landessitte eine Erfrischung reichen ließ, hatte auch entschieden europäische Neigungen. In gebrochenem Englisch meinte er, daß es hohe Zeit für die Chinesen sei, eine dem Europäertum angepaßte Erziehung zu erhalten und namentlich den verknöcherten Unterricht der Jugend in unbrauchbaren Wissenschaften fahren zu lassen. Schade, daß seine bezopften Landsleute einstweilen nur in sehr geringer Zahl denken wie er. Wie immer in China, fehlte auch nicht eine Reihe von Verwandten im Hause. Alle benahmen sich höchst freundlich. Mit hohem Stolz zeigte der Hausherr mir ein Geschenk des Prinzen Heinrich, sowie Briefe und Photographien von einigen Herren unseres Geschwaders, die hier draußen gewesen waren.

Recht befriedigt von dem kleinen Ausfluge, kehrte ich nach Macao zurück und dann am nächsten Tage auf dem „Heang Shan“ nach Hongkong.

Dort war ich bereits auf der „Möwe“ eingeschifft. Hatte ich mich vorher gelegentlich etwas einsam gefühlt, so war es mir nun bei der Liebenswürdigkeit der Offiziere, als ob ich wieder nach Hause gekommen sei.

Zur Bodenreinigung und Vornahme kleinerer Reparaturen gingen wir in das Kowloon-Dock. Unser Kreuzer „Kaiser“, der



sich auf einem in der Karte nicht verzeichnet gewesenen Stein der Samsah-Bucht ein gewaltiges Leck geholt hatte, war schon wieder aus dem Bassin, lag aber noch drüben. „Prinzeß Wilhelm“ dockte mit uns.

Die Kowloon-Docks, das dritte und größte dieser Etablissements in Hongkong, gehören einer Aktiengesellschaft, die brillante Geschäfte macht. Auch Deutsche haben ihren Anteil daran und sitzen, ebenso wie bei der Hongkong- und Shanghai-Bank, mit im Direktorium. Wir müssen nach Vorrang englischer Schiffe die Bassins benutzen und recht anständig dafür bezahlen. Die Arbeiten sind gut. Natürlich müssen wir noch froh sein, diese Docks überhaupt benutzen zu dürfen. Hoffentlich werden uns aber in nicht zu ferner Zeit eigene in Asien unabhängiger machen.

Das hier erweiterte englische Festlandsgebiet wird vermutlich einst, wenn erst ein Bahnnetz ausgebaut worden ist, von hervorragender Wichtigkeit werden. Das Land verfügt durch die seltsamen Felsformationen und Thoneinlagerungen über seine eigentümlichen Reize, die manches Öde vergessen lassen. Es ist noch ziemlich viel Baumwuchs, namentlich Nadelholz vorhanden, dazwischen wird emsig Acker- und Gemüsebau betrieben. Die Chinesen haben sich einfache, aber sinnreiche Systeme und Schöpfgefäße erdacht, um den abgestuften Boden zu bewässern. Die Chinesenstadt Kowloon liegt weiter einwärts; um die Dockanlagen sind häßliche Chinesenstraßen entstanden. Die Europäer wohnen teilweise recht hübsch; manche haben hier der Billigkeit halber ihr Heim aufgeschlagen und fahren dann täglich im Fährboot nach Viktoria hinüber. Nach den Trockendocks zu muß man weit um die Bucht herumgehen.

Die Bassins sind in die Felsen hineingesprengt; es finden noch Erweiterungen durch Sprengungen statt. Die roten, gezackten, in Wänden abfallenden Felsen geben einen unmittelbar anschließenden wirkungsvollen Hintergrund. Zur Zeit lagen zwei kleine, ehemals spanische Panzerfahrzeuge dort, die bei Cavite gesunken und von den Amerikanern wieder gehoben worden

waren. Sie sahen sehr rostig und wrackartig aus; doch soll sich die Hebung gelohnt haben.

Gegen die Engländer spielte unser ja verhältnismäßig starkes, von Viceadmiral v. Diederichs befehligtes Geschwader eine recht bescheidene Rolle.

Fast einen Monat hatte ich in Hongkong zugebracht; als wir dann am 6. März mit S. M. S. „Möwe" in See gingen, signalisierte uns der „Kaiser" freundlich „glückliche Reise".





III. Über Shanghai nach Japan.



Rückkehr nach Hongkong. — Auf der „Salazie". — Eindrücke in Shanghai. — Nach Japan. — Die Inlandsee. — Kobe und Yokohama. — Altes und Neues aus Tokio. — Im Nikko-Distrikt. — Chuzenji und Yumoto. — Rückkehr nach Yokohama. — Durch Nippon nach Yesso. — Ankunft in Hakodate.

Ich übergehe hier einen längeren Zeitraum, bis zum 13. August, dem Tage, an dem ich nach mehrmonatlicher Abwesenheit im Malayischen Archipel, Neu-Guinea, Java und Siam über Saigon wieder in den Hafen von Hongkong zurückgekehrt bin. Räumlich stellt dies eine mächtige Schleife dar, an Erlebnissen und Eindrücken eine große Erfahrungssumme. Das Fazit will ich in einem besonderen Buche ziehen und hier lediglich meine ostasiatischen Wanderungen, zumal sie zu den neuesten Geschehnissen im Osten Beurteilungsstoff liefern, weiter verfolgen.

In Hongkong fand ich Nachrichten, die mich bestimmten, sofort nach Japan weiter zu gehen, wo unser Kreuzergeschwader sich zur Zeit aufhielt.

Ich besuchte zuvor die befreundete Familie S. auf dem Pik und war überrascht, wie unvergleichlich viel schöner die Bergbekleidung grünte, als bei meinem Scheiden. — Frau S. klagte über die Boys, die sich kaum noch etwas sagen ließen, und vor denen man anfange, sich zu fürchten. Schon damals fiel mir

das auf, und heute dünkt es mir nicht unwahrscheinlich, daß bereits 1899 fremdenfeindliche Umtriebe im Geheimen in China im Schwange waren, von denen die Hongkong-Kulis wußten. — Hongkong stand noch im Zeichen der Pest; besonders der Kriegshafen machte einen leeren Eindruck. Die schlimme Krankheit schien aber im Erlöschen zu sein. Die Europäer beklagten den Tod eines frischen, jungen, deutschen Landsmannes, von dem behauptet wurde, er habe im Magazin eine tote Ratte angefaßt.

Noch am Nachmittage desselben Tages verließen wir auf dem französischen Messagerie-Dampfer „Salazie", mit dem ich von Saigon gekommen war, auf der Weiterfahrt nach Shangai den Hafen von Hongkong.

Wir langten in der Wusung-Mündung am 16. in der Nacht an. Am nächsten Morgen fand ich uns auf einem breiten, gelben, von niedrigem, grünen Lande teilweise begrenzten Wasser vor Anker.

Der Wusung ist der 60 Seemeilen lange Abfluß des Tien-Shan-Sees und der letzte Zufluß des Yangtse, in dessen südliches, meerbusenartiges Mündungsdelta er sich ergießt. Der recht breiten Wusungmündung gegenüber liegen kleinere Inseln und die größere Insel Tshung-Ming.

Um nach Shanghai zu gelangen, hat man nun eine äußere und innere Barre zu passieren und dann zwölf Seemeilen weit stromauf zu dampfen. Die Schiffahrt hängt sehr vom wechselnden Wasserstande ab; sie ist schwierig und nur mit kundigen Lotsen, unter denen sich besonders gesuchte, ein reichliches Brot verdienende Deutsche befinden, zu bewerkstelligen. Recht ansehnliche Schiffe können bis über Shanghai hinaus gelangen; die allergrößten Oceanriesen und schweren Schlachtschiffe aber müssen bei Wusung vor der inneren Barre zurückbleiben. Ein bis zwei Seemeilen stromauf liegt an der Nordseite das Dorf Wusung und oberhalb davon das chinesische Zollamt. Nach diesem Dorf ist der Fluß benannt; die Chinesen heißen ihn Hwang-Pu.

Das ganze Gelände um Shanghai wird von angeschwemmtem

Alluvialboden gebildet, ein Dorado für den Jäger. Eine Fülle von Wasserläufen durchschneidet jenen und bildet Wasserverbindungen mit einer Reihe bedeutender chinesischer Städte, und dadurch mit fast dem gesamten Kaiserreich. Rückwärts ist namentlich Verbindung mit dem Großen oder Kaiser-Kanal vorhanden, der unweit, der ganzen Küste entlang, nach Peking zu sich zieht. In dieser Gegend führt der Kanal an dem mächtigen Binnensee Thai-Hu vorüber und über Su-Chou, Sutchou oder Sutschau. Diese große Stadt ermöglichte das Aufblühen des Fischerdorfes Shanghai, etwa wie Kanton das Wachstum Hongkongs. Und als die Bewohner Sutchous in der Taiping-Revolution in den sechziger Jahren flüchteten, bevölkerten sie die Chinesenstadt Shanghai, die jetzt über eine halbe Million zählt. Das gesamte Alluvialland um Shanghai herum ist das Produkt der letzten dreihundert Jahre, die Folge eines Prozesses, der noch immer fortdauert. Shanghai bedeutet „ob dem Meer"; es lag also einst hart an der See, von der es jetzt 20 Kilometer in der Luftlinie entfernt ist. Der sumpfige Bach, der bei ihm mündete, ward zum breiten Strom, der mächtige Schiffe trägt; das Fischerdorf ward, wie Berlin, zur Weltstadt, zum ersten europäischen Handelsplatz des Ostens.

Shanghai ist aber nicht, wie viele Europäer noch heute annehmen, speziell englischer oder auch europäischer Besitz, etwa wie Hongkong, sondern es zählt nur zu den Vertragshäfen, in denen Europäer wohnen und handeln dürfen, und in denen ihnen allerdings bestimmte Landkonzessionen zugestanden sind, wo sie, unbehelligt von Chinesen, unter ihren eigenen Gesetzen leben können, so lange die Verträge, die wir den Westmächten, vor allem den Engländern verdanken, in Kraft bleiben. Im übrigen gehört es zur chinesischen Provinz Kiangsu, deren Hauptstadt Nanking am Yangtse ist.

Die Befestigungen an der Westseite der Mündung — der Fluß mündet, von Süden kommend, nach Norden — erschienen mir halb zerstört oder wie im Neubau begriffen. Ferner sah

man einen alten Feuerturm, eine Signalstation, einige Dampfer und viele Dschunken. Wir erhielten zunächst den Besuch der Pestkommission. Ich nahm, da ich mir in Siam oder in Hongkong ein Monate währendes Magenleiden zugezogen hatte, einige Tropfen der amerikanischen Choleramedizin „Chlorodyne", und schwebte in größter Sorge, dem englischen Arzte aufzufallen. Indessen wurden wir auf dem Oberdeck versammelten Kajütspassagiere kaum angesehen, während Besatzung und eingeborene Passagiere einer eingehenderen Besichtigung unterzogen wurden. Dann brachte uns ein kleiner Dampfer den Wusung hinauf. Nach der ersten Biegung trafen wir am Westufer den Liegeplatz größerer Dampfer, darunter einen italienischen und einen französischen Kreuzer, sowie mehrere chinesische Kriegsschiffe.

Das Wasser des recht stattlichen Flusses gilt wegen der großen Sättigung mit organischen Stoffen für besonders ungesund. Die Umgebung macht den Eindruck einer ordentlichen Bodenbebauung. Der europäische Charakter der Ufer verstärkt sich, je mehr man an die große Stadt herankommt. Man glaubt zunächst, eine Fabrikstadt, wenn auch keine geschlossene, vor sich zu sehen. Dies bewirken in erster Linie die zahlreichen Baumwollenfabriken, die erst jüngeren Datums und erbaut sind, nachdem man es für vorteilhaft erkannt hat, die Baumwolle an Ort und Stelle zu verarbeiten, statt sie roh zu exportieren. Andere Fabriken, Seidenspinnereien, Reismühlen und Werften folgen, und ankernde Schiffe rechts und links. Es waren meist englische, deutsche, japanische, französische und norwegische Dampfer; unter den Segelschiffen ärgerte uns ein großer deutscher Viermaster durch seinen englischen Namen „Crown of Germany". Noch ein italienischer Kreuzer und wieder einige chinesische lagen hier oben. Um eine Huk biegend, wo die Zahl der Segelschiffe und Dschunken wesentlich zunimmt, sehen wir die geschlossenen Häuserreihen Shanghais, zum Teil mit Grün davor und Türmen im Hintergrund, sich am Westufer weit entlang ziehen, während allerlei Etablissements das Ostufer Pu-Tung bedecken, etwa ein

Bild wie Kiel mit dem gegenüberliegenden Gaarden, nur daß Stadt und Handelsverkehr hier viel größer sind, während die anmutige Hügelgestaltung und das frische Buchenlaub der Ostseebucht fehlen und dafür nur flache Flußlandschaft sich zeigt. Der Anblick ist interessant, allein an die wundervolle Scenerie des tropischen Hongkong reicht er nicht annähernd heran; allenfalls könnte man eine Parallele mit Shamien am Kantonfluß ziehen.

Beim Näherkommen bemerken wir einige als Hulks in der Quai-Nachbarschaft träumende, alte Kriegsschiffe, die Allee und die Anlagen des „Bund", dieser einreihigen Haupt- und Quaistraße der Europäerstadt, die von recht hübschen, nicht zu hohen Back- und Haussteinbauten, welche vielfach durch ihre Loggien der Sommerhitze Rechnung tragen, gesäumt wird. Einige Kirchen und das rote, europäische Haus des Kaiserlich Chinesischen Zollamtes haben sich schon bemerkbar gemacht; eine blaue Brücke schimmert zu uns hinüber, und dicht daneben weht über einem ansehnlichen Eckhause die Flagge des deutschen Konsulats.

Über 2¾ englische Meilen erstrecken sich diese Anlegestätten der Europäerstadt, die unterhalb der ummauerten Chinesenstadt beginnt. Die Thore der letzteren stehen tagsüber auf, so daß der Verkehr ungehindert ineinander fließen kann; das echt chinesische Treiben von Bettlern, verwahrlosten Menschen, schmutzigen Kindern und Hunden bleibt in den engen, dunklen Straßen der Chinesenstadt zurück. Auch im Europäerviertel sind viele Chinesenstraßen, die aber, von besseren chinesischen Handels- und Gewerbetreibenden bewohnt, sich den europäischen Vorschriften anpassen müssen und daher ein leidlich reinliches Bild gewähren. Unmittelbar an die chinesische Stadt, diese vom Fluß abdrängend, schließt sich stromab die französische Konzession, an diese die englische; dann kommt der überbrückte Sutchou-Fluß, der die verkehrsreiche Wasserverbindung mit Sutchou bildet. Jenseit macht die amerikanische Konzession den Beschluß. Die Deutschen hatten ihre Niederlassungen in allen diesen Stadtteilen, ohne einen eigenen zu besitzen.

Wir landen bei den großen Anlagen der Messagéries maritimes. Deren geschlossene Postwagen rollen heran; das Passagiergepäck wird auf die Holzlandungsbrücke geschafft, wobei ich den ungeheuren Troß, den eine nur aus Mann und Frau bestehende englische Majorsfamilie mit sich führt, bewundere. Ahnungslos, welches aufregende Schicksal ihnen bald beschieden ist, schiffen sie



Am „Bund" in Shanghai.

sich aus, um nach Peking zu gehen. Die meisten Passagiere verlassen uns hier, auch die Familie eines französischen Ingenieurs, dessen Damen sehr ungern Frankreich mit China zu vertauschen scheinen. Polizisten halten die mit und ohne Rickshas in der Allee auf dem Sprunge befindlichen Kulischaren zurück, sonst würden die Fremden einfach von dem Ansturm überwältigt werden. Kulis mißverstehen einen zunächst immer; so kam ich zwar richtig bei der ebenfalls in der Nähe befindlichen Lloyd-

Agentur, welche in den Händen der großen ostasiatischen Bremer Firma Melchers & Co. liegt, an, allein ein Teil meines Gepäcks kutschierte derweil irgendwo anders in Shanghai umher. Chinesische Menschenfreunde, die das wahrscheinlich selbst angestiftet hatten, brachten mir meine Sachen endlich wieder, und ich ließ mich zu ihrer Entrüstung nicht dazu bewegen, ihnen angebliche Auslagen zurückzuerstatten.

Der Chef von Melchers & Co. führte mich zunächst, da gerade die Frühstückszeit gekommen war, in den englischen Klub am „Bund" ein. Hier an der Bar drängt sich um diese Zeit die ganze internationale europäische Geschäftswelt von Bedeutung; es ist die tägliche Börse, bei der das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden wird. Möglicherweise ist hier eine der Wiegen des berüchtigten „Shanghai-Klatsches" zu suchen, der auch während der jüngsten Wirren die Welt so manchmal mit seinen liebenswürdigen Phantasiegebilden erfreut hat. Mittags speiste ich recht gut in dem am meisten besuchten französischen Hôtel, wo ich an den kleinen Tischen ringsum fast mehr Deutsch als eine andere Sprache hörte. Auf dem deutschen Postamte, dessen Subalterne auch Chinesen sind, empfing ich Briefe von den Meinigen, nachdem ich ein halbes Jahr lang ohne jede Nachricht geblieben war. Wie sich später herausstellte, ist eine ganze Reihe von Briefen, die mir nachreisten, verschwunden. Selbst bei Bestellung durch die Konsulate scheinen sie hier und da gelegentlich in irgend welchen Fächern ein vergessenes Dasein zu führen. Übrigens beziehe ich dies nicht speziell auf Shanghai. — Die Beamten des deutschen Postamtes in Shanghai bezeigten eine hervorragende Liebenswürdigkeit, die draußen vor allem auch weit angebrachter ist, als strenger Bureaukratismus; ich durfte sogar im Amtszimmer meine Korrespondenz erledigen. — Daß die deutsche Ein- und Ausfuhr und die deutsche Unternehmungsluft in Shanghai neben der englischen hervorragt und zur Domizilierung der Deutsch-Ostasiatischen Bank führte, dürfte genugsam bekannt sein. Durch unseren Erwerb in Shantung hat es als nächstes großes

Handelsemporium noch sehr an Wichtigkeit für uns gewonnen oder wird es vielmehr, wenn erst nach Wiederherstellung friedlicher Verhältnisse die neuen Verkehrswege geschaffen sein werden.

Mein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, von der Stadt, die ich mir in meiner Phantasie noch viel eleganter ausgemalt hatte, als ich sie fand, soviel zu sehen, wie die kurze Zeit es erlaubte; ich nahm mir also eine Ricksha und fuhr umher. Am „Bund“ sieht man inmitten recht hübscher Anlagen das „Iltis“-Denkmal. Sonst ist nur von ziemlich engen, wenn auch nicht unfreundlichen Straßen zu berichten, von einigen Plätzen, Kirchen und einem durch Gärten anmutig geschmückten Villenviertel. Im gesellschaftlichen Leben, in Hauseinrichtungen, Equipagen und Toiletten wird vielfach hoher Luxus getrieben.

Auf mein Verlangen nach einem Kaffeehause lud mich mein Kuli in einem Lokale ab, das Erwähnung verdient. Es lag außerhalb einiger schattigen Villenstraßen und der Bahn für die Shanghai-Rennen, die sich mit den Hongkong-Rennen in den Ruhm der bedeutendsten sportlichen Veranstaltungen des Ostens teilen.

Ein großer Garten umgab das europäische Gebäude, das auch inwendig einen geräumigen Saal und Erfrischungsräume im europäischen Stile zeigte. Die Wirtin, deren zwei Töchter, etwa elf- bis dreizehnjährige hübsche Mädchen, und eine Hülfsdame waren Russinnen; das Publikum bestand nur aus Chinesen, und zwar wohlhabenden, die mit Weib und Kind die Räume reichlich besetzten. Meine bescheidene Ricksha schien die einzige ihrer Art zu sein; sonst hielten vor dem Hause lauter Equipagen.

Ein junger Chinese, von dessen ungeheurem Reichtum mir die Wirtin vorfabelte, brachte gerade eine Fülle von kleinen Geschenken für die Mädchen mit und hatte diese auch zum Diner eingeladen, für das zahlreiche Tische zum Abend von Chinesen bestellt worden waren.

Im rückwärtigen Teile des Gartens befand sich ein Theater.

Die Chinesen nahmen mir an der Kasse kein Eintrittsgeld ab, und als ich unter dem Publikum Platz nahm, brachte man mir höflich Thee und Gebäck. Es gab den üblichen Gong-, Flöten- u. s. w. Spektakel, der für den Europäer ebensowenig genußreich ist, wie das völlig unverständliche, endlose, ceremoniell-pantomimische Spiel. Man bewundert dabei eine gewisse Grazie der Hand- und Armbewegungen und die Pracht der Gewänder, gegen die unsere gewöhnlichen Theaterkostüme nur Flitterwerk sind. Die Diskantstimmen der Träger weiblicher Rollen haben, obgleich sie uns auf die Dauer ärgern und langweilen, unleugbar etwas Einschmeichelndes. Eine Menge von Kindern wirkte mit, scheinbar Mädchen, in Wirklichkeit wohl Knaben. Die Chinesen sahen sich bei dem Spiel oft lachend an und unterhielten sich offenbar prachtvoll. Das Theater fand in einem oberen Stockwerk statt, in dem starke Hitze herrschte; in Heißwasser getränkte, dampfende Tücher, mit denen das Publikum sich den Schweiß von Gesicht und Hals trocknete, wurden fleißig von Aufwärtern herumgereicht.

Am Abend fuhren wir nach Wusung zurück. Ich rechnete bestimmt darauf, Shanghai auf länger wiederzusehen, und ließ deshalb einen größeren Teil meines Gepäcks zurück.

An der Wusung-Mündung verbrachten wir eine unleidliche Nacht. Bei anhaltendem dünnen Regen herrschte eine qualvolle Hitze. Unter Deck war es gar nicht auszuhalten und oben auch nicht, denn die Moskitos brachen in Scharen unter das Regensegel herein. Auf den Bänken sah man dicht vermummte Gestalten liegen; eine nach der andern aber warf die schützende Hülle wieder von sich und rannte, verzweiflungsvoll um sich schlagend, auf und ab. Dabei verursachte der Dampfmotor des Elektricitätswerkes ein fortwährendes heftiges Zittern des Schiffes. In qualvoll, schlafloser Unruhe verbrachte man so die Stunden, indem man als einzige Unterhaltung den Anblick der die elektrische Hecklampe umtanzenden Moskitos und Leuchtkäfer genoß. Wenn man ohnehin unwohl ist, flucht man einer solchen Nacht doppelt.

Kaum hatte ich früh etwas Schlaf gefunden, so scheuchte das Ankeraufgehen empor; wenigstens erhielten wir jetzt wieder frische Seeluft.



Nach windiger, regnerischer Überfahrt trafen wir am 18. August im Hafen von Nagasaki ein. Hier verließen uns einige Russen, unter ihnen ein lebenslustiger Dolmetscher-Eleve, der ebenfalls dem widrigsten Geschick nach Peking in die Arme reiste.

Wenn ich je auf die Bekanntschaft mit einem neuen Lande gespannt gewesen bin, so war es auf Japan; ich weitete den Blick doppelt und fand, daß die perspektivenlosen Bilder japanischer Künstler eine ausgezeichnete Auffassung ihres Landes wiederspiegeln.

Von Nagasaki erhielten wir nur eine Ahnung, wie schön es sei. Der Regen verhinderte jeglichen Landgang. Mittelhohe, stark begrünte Berge vulkanischer Formation umschließen das verzweigte, tief eingeschnittene Becken des inselreichen, schiffsgefüllten Hafens. Lang streckt sich die Stadt an den Bergen hin; davor saubere Kulturen, braune Holzhäuschen, zierliche Leuchttürme. Von der deutschen Flagge sah man nicht viel.

Die Untersuchung durch die Pestkommission fand weit eingehender statt als in Shanghai. Die Japaner scheinen mit einer Art Eiferwut die angenommenen europäischen Einrichtungen noch übertrumpfen zu wollen. Die feierliche Wichtigkeit, die ausgeprägte Uniformliebe kleidet die kleinen, unschönen Herren oft recht possierlich. Sie suchen deutlich zu verstehen zu geben, daß sie nicht mit sich spaßen lassen. Ich befand mich elender als zuvor und suchte großen Gleichmut und äußerstes Wohlbehagen zu heucheln.

Die japanischen Dschunken sind nicht so malerisch wie die chinesischen; die Sampans erinnern an venetianische Gondeln.

Auffällig ist die riesige Muskulatur der Kohlen-Kulis, ebenso ihr sehr leichtes Kostüm, das vielfach nur aus einem um die

Hüfte befestigten Säckchen besteht. Beides, Muskulatur, besonders der Beine, wie Ungeniertheit, fand ich später als charakteristische Volksmerkmale. Auch der Rickshа-Kuli übertrifft an Kraft den höher und schlanker gewachsenen chinesischen. Ich habe noch nie so enorme Wadenausbildung gesehen, wie bei diesen Leuten, und bezweifle, daß wir ähnliche Infanteriebeine aufzubringen imstande sind. Die Japaner als physisch degenerierte Rasse anzusehen, wie es von europäischer Seite wohl geschehen, ist ein ganz verkehrter Standpunkt. Das Innere Japans lehrt das Gegenteil. Die Repräsentanten vornehmer Familien, die hauptsächlich nach Europa kommen, sind keine maßgebenden Typen für das Volk.

Einen wunderbaren Anblick bot das bergan ziehende beleuchtete Stadtbild; das große Hôtel Nagasaki sah wie festlich illuminiert aus.

Am nächsten Tage befanden wir uns bei aufklärendem Wetter bei Schimonoseki am Beginn der Inlandsee.

Die Inlandsee ist der von den Inseln Kyuthu, Nippon oder Hondu, Awagi und Shikoku eingehegte Meeresteil, der an der direkten Route Shanghai—Yokohama liegt und als seegangsfreie Binnenpassage von Schiffen lieber als die allerdings freieres Fahrwasser gewährende, weitere Außensee-Passage südlich um die Inseln herum benutzt wird. Ihre Länge von der Enge von Schimonoseki bis zu der von Akashi bei Kobe beträgt ungefähr 240 Seemeilen; ihre Breite wechselt zwischen 8 und 40 Seemeilen; sie stellt also ein vollständiges Binnenmeer wie die freilich weit größere Ostsee dar, nur daß sie noch mehr Zugänge zum Ocean, und zwar bei Schimonoseki zum japanischen Meer, südlich zum Großen Ocean, besitzt. Die Eigenart des Landseecharakters wird durch eine Fülle von Inseln erhöht, deren Zahl man auf mehrere Tausend schätzt. Man unterscheidet fünf Becken, „Nada" genannt, die durch ein Gewirr von Inseln voneinander getrennt sind.

Die Binnenlandsee ist durch ihre Naturschönheiten berühmt; ihr Hauptpreis stammt aber aus europäischem Munde, während die japanischen Poeten sich weit mehr anderen Stätten ihres Vater-

landes zugewendet haben. So sehr mich die Durchfahrt befriedigte, hat sie mir doch nicht das Maß der Erwartung, das viele Schilderungen erwecken, erfüllt; aber ich glaube wohl, daß bei besonders günstigen Verhältnissen oder beim näheren Studium der Küsten sich manche Strecken von hoher Schönheit offenbaren werden.

Schimonoseki, der Ort des Friedensschlusses im letzten japanisch-chinesischen Kriege, bietet mit dem gegenüberliegenden Moji, der Endstation der von Nagasaki kommenden Bahn, ein gemischt japanisch-europäisches Bild. Die niederen, braunen, japanischen Holzhäuser überwiegen. Zahlreiche Dampfer und Dschunken beleben die Gestade beider ausgedehnten Ortschaften. Unliebsam bemerkbar macht sich dem Auge die nach amerikanischer Art eingeführte Reklame, deren weiße Riesenbuchstaben die grünen Berghänge verunzieren.

Die Inlandsee entfaltete mehr und mehr ihre Reize. Die mäßig hohen, grünen Berge schoben sich coulissenartig hintereinander. Dann kamen wieder kahle, aber schön geformte Felsen und Felseninselchen, deren enger Schluß förmliche Stromschnellen erzeugt; sie waren genau so von einzelnen Bäumen, mit dem horizontal streichenden Nadellaub besetzt und gelegentlich von einer Fischerdorfstaffage belebt, wie man es auf Reispapier und Fächern gemalt sieht. Wenn so ein Inselgürtel, der lebhaft an schwedische Scheren erinnert, passiert war, weitete sich die Nada meerartig, und altertümliche, ungeschickte Segelfahrzeuge fesselten den Blick.

Eine der Engen, — ich meine, es war die aus der Mischima-Nada in die Bingo-Nada — bot ganz außerordentliches Interesse. Man entdeckte zunächst kein Loch, wo ein Schiff hätte hindurchgehen können, dann öffneten sich schmale Inselkanäle, und an der scheinbar engsten, am reißendsten strömenden Stelle dampften wir, nachdem unerwartet ein großer Bogen gemacht worden war, mit Aufbietung aller Maschinenkraft hindurch; wieder einen Bogen beschreibend, glitten wir dann in die nächste Nada hinein. Diese Leistung des 5—6000 Tons großen Schiffes war, für den Laien

jedenfalls, aufregend und bewunderungswürdig. Unser „Kommandant" verstand seine Sache offenbar ausgezeichnet. Nachdem wir in der Weite der Harima nächtliche Stürme und Regengüsse überwunden hatten, langten wir in der Frühe des 20. August, einem Sonntage, auf der Reede von Kobe an. An der nicht mehr zur eigentlichen Inlandsee zu rechnenden Meeresbucht des Stillen Oceans, Izumi Nada oder Osaka-Bucht, liegen auf Nippon die Doppelstadt Kobe-Hiogo und das als japanische Stadt noch bedeutendere Osaka. Die längs der Inlandsee von Schimonoseki über das auch hervorragende Hiroshima kommende Küstenbahn führt über Kobe und Osaka — die alte, großartige, urjapanische Hauptstadt Japans, Kioto, binnenwärts berührend; dann geht sie, abermals an die Küste, und zwar an die des Stillen Oceans tretend, nach Yokohama und Tokio weiter. Von hier verlängert sie sich bis zur Nordspitze von Nippon. Dies ist nebst einigen Abzweigungen nach beiden Küsten in der Hauptsache das Bahnnetz Japans, welches indessen in immer weitergreifendem Ausbau sich befindet. Die Entfernungen sind nicht gering; man würde ungefähr bei den heutigen Fahrgeschwindigkeiten drei Tage gebrauchen, um mit der Bahn von Nagasaki nach dem der Nordinsel Yesso gegenüberliegenden Aomori zu gelangen. Das zusammenhängende Inselreich erstreckt sich annähernd durch 15 Breitengrade, und wenn wir die Längenverschiebung, die etwa der von Paris nach Wien entspricht, in Betracht ziehen, so würden wir auf einer Bahn, die von der Südwestspitze des Inselreichs nach dessen Nordostspitze führte, etwa eine Kurve wie von Marseille über Berlin nach Stockholm durchfahren müssen. Dies gilt nur für die Verdeutlichung an bekannteren Vorstellungen. In Wahrheit liegen diese Spitzen, deren Schienenverbindung auch keine einfache Kurve darstellen würde, auf südlicheren Breiten, nämlich auf denen von Triest und Alexandrien. Dem entsprechen, gemäß der größeren Kälte der Ostküsten der nördlicheren Kontinente, aber nicht die klimatischen Bedingungen. Japan macht, vom äußersten, südlichen, in den subtropischen Gürtel reichenden Teil abgesehen, durchaus den

Eindruck eines nordischen Landes, und gerade deshalb berührt der Anblick seiner Landschaften so traulich heimatlich, wenn man vorher lange das ewige Einerlei der stilisierten Kokospalme oder die wuchernde Unordnung der Tropenvegetation geschaut hat.

Der Flächeninhalt des inselzerstreuten japanischen Reiches wird um beinahe ein Drittel durch den des Deutschen Reiches übertroffen. Die Bevölkerungsdichtigkeit aber übertrifft die deutsche, wie die der meisten Länder, so daß Japan die 50 Millionen, die wir überschritten haben, auch in geraumen Jahren erlangt haben wird. Die Zahl der Männer ist größer als die der Frauen.

Kobe, wenngleich es Nagasaki an landschaftlichen Vorzügen nicht erreicht, liegt sehr schön. Ansehnliche Berge erheben sich hinter der weiten Küstenfläche, zu der Kobe sich hinabsenkt und dann diese im Verein mit Hiogo weithin überdeckt; namentlich aber fesselt der Blick von den Bergen selbst, von wo man Ortschaft an Ortschaft an dem Küstenbogen schimmern sieht, und wo das Auge, über die schiffsbedeckte Reede fort, hinausschweift zu der von Dampfern durchfurchten blauen Izumi-Nada bis zu den beträchtlichen Bergen der Insel Awaji.

Wir hatten unsere Fahrt in der gefürchteten Taifunzeit und mit großem Glück gerade in den Tagen zwischen zwei sich folgenden, verheerenden Taifunen zurückgelegt. Der letzte hatte auch Kobe betroffen und dicht an der Brücke, an der wir festmachten, einen großen Dampfer zum Stranden gebracht, der dort recht traurig auf der Seite lag.

Hier sah ich vollkommen adamitische Hafenarbeiter in Thätigkeit, die aber niemand zu stören schienen. Es ist ein ganz anderes Ding, ob ein heller oder dunkler Mensch nackt geht. Der Neger verletzt den Anstand kaum, der Japaner aber ganz bedeutend. Während auch in den Straßen die Männer bei zurückfliegendem Kimano oft mit nackten Beinen laufen, bleiben die Frauen streng verhüllt, wenigstens in den Städten. Der Japaner

besitzt ursprünglich ein ganz anderes Urteil über das Nackte als wir; erst sehr strenge Polizeivorschriften bringen ihm allmählich neue Anschauungen bei; dabei machen sich natürlich auch seltsame Auffassungen, wie sie nun einmal Polizisten der ganzen Welt ankleben, geltend. So ist es z. B. vorgekommen, daß die europäischen Eltern eines kleinen Mädchens mit Strafe bedroht wurden, weil ihr Töchterchen auf der Straße sich mit bloßen Armen gezeigt hatte. Hierdurch war das Schicklichkeitsgefühl eines Beamten, der gegen nackt umherlaufende Kerle nichts einzuwenden hatte, verletzt worden.

Kobe hat saubere europäische Straßen, aber auch saubere japanische. Diese Reinlichkeit, diese Abwesenheit unangenehmer Gerüche ist das, was im Gegensatz zu China zuerst zu Gunsten Japans einnimmt. Mit der Stattlichkeit der von Europäern bewohnten Viertel können sich zwar die der Japaner nicht messen. Bauen erstere wegen der Erdbeben auch nur niedrig, villenartig, so doch aus Stein, während die Einheimischen der Billigkeit halber beim Holz bleiben oder bleiben müssen. Dazu lassen sie es bei einer gewissen Einförmigkeit und Farblosigkeit bewenden; man sieht nur grau-braune, niedrige Häuser und nur ausnahmsweise solche mit Galerien, Loggien und reicherem Schnitzwerk. Die Folge ist, daß auch die japanischen Städte den monotonen, dorfartigen Charakter tragen, wie die chinesischen, und sogar ein großer Ort für die Landschaft niemals den ästhetisch wirkungsvollen Mittelpunkt bildet, wie eine Europäerstadt. Selbst das Bizarre, Buntfarbige, die Grundtöne von Rot und Gold, die in China unter aller Monotonie, unter Verfall und Schmutz, ihre Wirkung nicht versagen, fehlt hier. Da der Chinese Mauern, Türme und Dachschnörkel liebt, so ergeben sich, ungeachtet der Gleichmäßigkeit, bei seinem Steinbau zuweilen höchst malerische Partien. Hier fehlen diese, wenn man von einigen originellen Erscheinungen der Holzarchitektur absieht und von den Tempeln, auf die ich noch besonders zurückkomme.

Ich will also damit hervorheben, daß ein japanisches Straßen-

bild überwiegend unbedeutend und einförmig erscheint, und da die Straßen nur macadamisiert, nicht gepflastert sind, so werden sie staubig bei Dürre und schmutzig bei Regen. Aber sie werden besser unterhalten als die chinesischen, und man wirft nicht allen Kot einfach vor die Thür. Da weitaus die Mehrzahl der Menschen noch auf den einfachen Holzschuhen geht, die nur aus einem Brettchen mit zwei Stegen darunter bestehen, so ist ihnen der Straßenschmutz nicht so störend: das unaufhörliche Geklapper dieser Schuhe, das natürlich nicht den breiten, kräftigen Ton hat, wie ein mit ganzer Sohle und Absatzbreite aufgesetzter niederdeutscher Holzpantoffel, würde uns sofort wissen lassen, wo wir sind, wenn wir plötzlich verbundenen Auges in ein japanisches Straßentreiben hinein versetzt würden. In China wäre dies Merkmal im Gegenteil die Geräuschlosigkeit des weichen Schuhes, falls uns nicht der Geruch allein schon hinlänglich orientiert hätte. Auch in Japan spürt man eine ganz besondere, und zwar etwas süßliche Ausdünstung der Menschen; sie fällt uns aber nicht annähernd so auf die Nerven, wie die chinesische.



„Ein schönes Fräulein schreibt an einem Brief.“
(Wettgesang Uhland—Rückert.)

Das Unterhaltende in den Straßen besteht, wie in China, im Betrachten der Läden und der arbeitenden Handwerker. Die

Läden sind ebenfalls meist niedrige, gewölbartige Räume, die aber in verkehrsreichen Gegenden anfangen, solchen mit europäischen Fensterauslagen Platz zu machen.

Mit dem japanischen Rickſha-Kuli verkehrt es sich angenehmer als mit dem chinesischen, schon weil er einen besser versteht. Man muß ihn aber auch zarter behandeln und sich vor zu schneller Schlagfertigkeit hüten. Ich sah ein warnendes Bild, auf dem ein Kuli dargestellt war, wie er einem Amerikaner, der ihn geschlagen hatte, durch Hintenüberschleudern des Wägelchens das Genick bricht.

Die berühmten Theehäuser sind sehr verschiedenen Charakters und sehr verschiedener Ausstattung; eigentlich sind alle einheimischen Wirtschaften Theehäuser mit mehr oder minder zuthulicher weiblicher Bedienung, billigem Thee, den man kaum bezahlt, mäßigem Gebäck und teueren, oft unverschämt teueren anderen Erfrischungen. Das bezieht sich vornehmlich auf die von Fremden aufgesuchten Theehäuser, von denen eins, in einer Bergschlucht und an einem kleinen Wasserfall ganz niedlich gelegen, den häufigen Zielpunkt der Kobebesucher bildet. Diese Häuser befinden sich in großer Zahl in den Anlagen und Promenaden; die an den Flußufern zwischen Kobe und Hiogo werden eifrig vom japanischen Publikum besucht. Das Treiben der Bevölkerung unterscheidet sich dabei, von dem äußeren, durch die Tracht bedingten Unterschied abgesehen, wenig von dem daheim Gewohnten; die gleiche Bemerkung machte ich auf einem in Hiogo abgehaltenen Jahrmarkt. Der Ruhm größerer Ruhe, Gesittung und Nüchternheit muß aber dabei den Asiaten zuerkannt werden. Lebhaft interessierte mich ein Ringkampf. Es herrschte starke Hitze; ich befand mich mitten unter dem gedrängten Volk, das mir unter diesen Umständen weniger unbehaglich ward, als ein ähnlich zusammengesetztes bei uns. Die Vordersten hatten sich im Kreise um das von Bäumen beschattete Podium gelagert. Die Ringkämpfer bestanden aus etwa einem Dutzend wenig bekleideter Männer von kräftig gesalbter, heller Haut. Es waren durchweg

große, zum Teil herkulisch gebaute Gestalten. Das Abzeichen ihrer Zunft ist eine vollkommene Weiberfrisur, die ihnen bei ihrer Korpulenz eine gewisse Ähnlichkeit mit fetten, alten Frauen verleiht. Am eigentümlichsten war ihr, wie ein junger Gelehrter aussehender Meister, Impresario oder Herold oder, richtiger gesagt, Kampfhahn, der mit einem dem Hahnenschrei täuschend nachgebildeten Tonfall sie einführte, anscheinend die Qualitäten der jeweiligen Kämpfer vor jedem Strauß eingehend und ruhmredig verkündete und auch das Zeichen zum Aufhören gab. Gewöhnlich ward es erst beim dritten Gange Ernst. Dann aber packten sich die hitzig werdenden Ringer tüchtig, und das Publikum geriet in große, aber niemals laut werdende Aufregung und überschüttete den Sieger, dem es endlich gelang, seinen Gegner auf die Schulterblätter niederzustrecken, mit enthusiastischem Beifall. Man sieht bei solchen Gelegenheiten auch beim Volke prachtvolle Tätowierungen, die durch ihre blauen oder roten Arabesken, gewandartig die Glieder, zumal die Schenkel, bedecken.



Japanische Ringkämpfer.

Hinter den obersten Häusern Kobes liegt das im Wald versteckte Krematorium. Die Verbrennungsanlagen sind sehr einfache Öfen, die wie eine Kesselfeueranlage einer Fabrik aus-

sehen. Die Leiche befindet sich halb sitzend, nach vorn übergeneigt in einem erstaunlich kurzen, mit Deckeln verschlossenen Holzcylinder, der etwa wie ein rohes Fäßchen aussieht. Sie wird dann mit Holz umgeben und ist in zwei bis drei Stunden verbrannt. Gut gehaltene und pietätvoll von den Angehörigen gepflegte Gräber nehmen die Reste auf.

Von den bisherigen Vertragshäfen hat sich Kobe nach Yokohama zu dem bedeutendsten entwickelt. Letzteres macht allerdings einen in jeder Beziehung hervorragenderen Eindruck und ist zu einem der angenehmsten Orte des Ostens geworden.

Wir erreichten Yokohama in der Frühe des 22. August. Die Tokio-Bai, die das Tiefblau des Oceans hier bereits mit dem Grün der Küstennähe vertauscht hatte, enthüllte die ganze Schönheit ihrer anmutigen Berg- oder hier schon Hügelufer, die sich in dem Winkel nach Tokio zu vollends verflachen. Dahinter aber steht das Gebirge, vor allem in isolierter Majestät der heilige, durch Hunderttausende von Abbildungen bekannte, 12000 Fuß hohe Fusijama, der seinen weißen Kegel rein und klar in die zarte Himmelsbläue hob.

Man beneidet dieses Inselland um seine wunderbar reich gegliederten Küsten, sowohl vom Standpunkte der Schönheit als dem des Nutzens aus. Und die vielen Buchten haben wieder ihre Teilgliederungen, die, wie die der Tokiobucht, auch der Marine zu statten kommen. Westlich am Eingang liegt das Städtchen Uraga. In Uraga ging 1853 das amerikanische Geschwader unter Kommodore Perry zu Anker, unter dessen Druck Japan sich zuerst dem Fremdenverkehr erschloß. Das große Yokohama war damals noch ein Fischerdörfchen.

Die Erscheinung dieser allerdings flach gelegenen Stadt ist recht stattlich und hübsch; links und rechts und im Hintergrunde erheben sich auch grüne Berghöhen mit Wäldchen, von denen besonders die südliche Höhe sich würfelartig heraushebt; es ist der durch Europäervillen bedeckte „Bluff“. Vollkommener wirkt das vom Lande aus betrachtete Bild. Man hat da den mit

Handelsflottillen gefüllten, durch Wellenbrecher erst künstlich gebildeten, aber umfangreichen Hafen vor sich; die großen Postdampfer können, wie in Kobe, an einer weit auslaufenden Landungsbrücke kohlen und löschen. Die Kriegsschiffe müssen außerhalb des Wellenbrechers auf der Reede ankern. Einsegelnde



Straße auf den „Bluff" in Yokohama.

Fischerdschunken, weißbeschwingte Luft-Yachten — der Sport findet in Yokohama eifrige Freunde — beleben das Hafenbild. Zur Zeit meiner Anwesenheit ging ein englisches Kanonenboot gegen das Gebot im Binnenhafen zu Anker, mußte aber nach hartnäckigem Widerstreben seine Selbstherrlichkeit aufgeben und wieder hinausgehen. Nur dem Prinzen Heinrich ward bei seinem japanischen Besuche das Ankern im Hafen gestattet.

Vom „Bluff" aus ist der Anblick am schönsten, weil die stolze Höhe, der reiche Vegetationsvordergrund der Gärten und seitliche

Aussicht über frische Wiesengründe, Felsen, Wäldchen und über das Meer hinzukommen. Auch unser Generalkonsul hat hier oben sein Heim, während das Amtsgebäude, meinem Geschmacke nach, viel zu versteckt, unten innerhalb der Straßen liegt. Wenigstens kann man seine Flagge vom Hafen aus sehen.

Yokohama stand zur Zeit im Zeichen des Amerikanertums; der verbündete Anglo-Saxonismus feierte seine Triumphe.

Bei unserer Ankunft langte gerade ein Truppentransport von den Philippinen an, auf den wir der ärztlichen Untersuchung halber stundenlang warten mußten, ehe man uns in den Hafen ließ, worauf auch uns eine japanische Pestkommission zum drittenmal beehrte.

Die Hôtels, einige Straßenviertel und ein Barackenbau beim Grandhôtel am Hafen, wo eine Anzahl patriotischer Komiteedamen ihres Amtes waltete, wimmelten von den Goldgräbergestalten der Amerikaner, meist westlichen Leuten, bei denen sich überraschend viele befanden, unter deren scheinbarem Stockamerikanertum mit einem Male der Deutsche oder der deutsche Abkömmling sich entpuppte.

In den Kuriositäten- und Kunstwarenläden, in deren bessereren man allerdings sehr gute Sachen bekommt, herrschten die sogenannten „Amerikanerpreise". Der amerikanische Protze reist jetzt viel nach Japan und huldigt dem modernen Sport, seine Salons daheim durch Japangegenstände auszuschmücken; die Renommage mit den hohen Preisen spielt dabei zum großen Vergnügen der Händler und zum Mißvergnügen der mit minder unerschöpflicher Börse versehenen Europäer eine bedeutende Rolle.

Im europäischen Geschäftsteil findet man viele neue, enge und nüchterne Straßen; es giebt aber auch hübsche, breite, in denen die europäisch eingerichteten Läden überwiegend von Japanern gehalten werden. Recht behaglich sind der englische und der deutsche Klub, von denen ersterer bei den großen Hôtels am „Bund" liegt. Ihre niedrige Bauart mit Veranden und Garten giebt ihnen etwas Einfach-Trauliches.

An den Postschaltern des ansehnlichen Hauptpostgebäudes orientiert man sich nicht so leicht, aber noch zehnmal besser als am Festlande in englischen, von Chinesen bedienten Postämtern. Nebenbei bemerkt, verkehrt es sich auch in englischen Banken Ostasiens nicht immer angenehm. Die englischen Beamten sind oft schwer verständlich und ziemlich kurz angebunden, und wird man dann an das chinesische Hülfspersonal verwiesen, so erhält man erst recht keine Auskunft.

Bekanntlich ist Yokohama Gesundheitsstation für unsere Marine und besitzt ein ausgezeichnet eingerichtetes deutsches Marinelazarett.

Ich möchte hier lieber wohnen, als in anderen ostasiatischen Städten, obgleich auch Yokohama nicht so elegant ist, als ich es mir gedacht, und an großstädtischen Zügen von Shanghai noch übertroffen wird. Es ist freilich ein ganz anderes Ding, Japanesen als Chinesen zur Umgebung zu haben. Es giebt Europäer, die den Chinesenverkehr vorziehen, namentlich solche, die sich gerade über japanische Unverschämtheiten zu ärgern haben. Unverschämtheiten kleben besonders den europäisierten Japanern an. Es liegt ja immer etwas Trennendes zwischen unserem Wesen und dem ihren; ein gut Teil dieses Fremdbleibens aber würde sich ausgleichen, wenn die Fremden mehr japanisch lernen wollten. Ich habe junge, deutsche Leute drüben äußern hören, dies sei ganz unnötig; geschäftlich habe man Compradores so gut wie in China und sonst lohne es sich nicht, die ungeheuren Sprachschwierigkeiten für ein sehr geringes Resultat zu überwinden zu suchen. Das scheint mir ein für China allenfalls verständlicher, allein auch dort, ganz bestimmt aber für Japan grundfalscher Standpunkt zu sein. Jeder, der japanisch lernt, erwirbt sich ein persönliches Verdienst um die Entwickelung des deutschen Einflusses in Ostasien. Ich bin überzeugt, daß er dazu für seine Person reiche Früchte ernten wird, sei es auch nur als Reisender in seinem Wohnlande, das dem Sprachkundigen noch zehnmal mehr Genüsse bietet, als dem,

der taub und stumm an dem interessanten Volke vorüberwandeln muß.

Durch die entzückenden, von gutartigen Leuten bewohnten Landstriche, namentlich der noch sehr wenig bereisten und bekannten Berggegenden der Nordküste Nippons zu reisen, das muß zu den schönsten Reisegenüssen gehören, die man auf der Erde sich verschaffen kann. Aber wohl verstanden: für landeserfahrene, sprachkundige Europäer! Unter Abhängigkeit von einem bezahlten japanischen Fremdenführer ist der Genuß nur ein halber, manchmal gar keiner.

Neben dem europäischen Yokohama wuchs eine große Eingeborenenstadt an, die noch häufiger durch Brände heimgesucht scheint, als der Europäerteil, der sein neues Angesicht solchen Katastrophen aus der Holzzeit verdankt. Gerade vor meiner Ankunft war wieder ein umfangreiches japanisches Viertel niedergebrannt; schon aber fingen die neuen Holzhäuser an gleich Jahrmarktbretterbuden aus den betroffenen Straßen emporzuschießen. Die eigentlichen, dem Leichtsinn geweihten und von Fremden vorzugsweise aufgesuchten Theehäuser befinden sich in der Japanerstadt, darunter am Flusse ein ansehnlicher, weithin sichtbarer Bau, dessen Nummer überall bekannt ist. Das Feuer hatte aber gerade dieses Gomorrha verschont. Man orientiert sich, nebenher bemerkt, in Yokohama nach Stadtteilen und Hausnummern, ohne dabei Straßennamen zu gebrauchen.

Das Gespräch der Europäer drehte sich vorwiegend um die neuen, mit Japan abgeschlossenen Handelsverträge und die seit dem 1. August in Kraft getretene Aufhebung der bisherigen Konsulargerichtsbarkeit. Mit dieser hauptsächlich zwar von den Engländern unterstützten, von allen übrigen Europäern bekämpften, einschneidenden Änderung, die endlich von den liberalen und radikalen Parteien Japans durchgesetzt wurde, öffnet sich Japan nun überall den Europäern; diese stehen dafür unter japanischem Gesetz. Es ist also auch hier das sonst unter Kulturstaaten übliche Verhältnis eingetreten. Die meisten Euro-

päer erklärten Japan nicht reif genug zu diesen Maßregeln und ergingen sich in trüben Voraussagungen über die Folgen. Durch Ironie des Schicksals traf die erste japanische Gerichtshandlung gerade Engländer, die auch lebhaft, aber wohl vergeblich protestiert haben. Es handelte sich um einen Sterbefall, nach welchem die



Am Pier in Yokohama.

Japaner sofort das betreffende englische Eigentum unter Siegel genommen hatten. Wir Deutschen haben einen besonderen Konsularvertrag mit Japan gemacht, nach welchem wir unsere Eheschließungen und Erbschaftsangelegenheiten selbst regeln dürfen; die englische Regierung wollte dies nicht nachmachen, weil sie sich nicht zu dem gegenseitigen Zugeständnis an Japan hatte entschließen können; die in Japan ansässigen Engländer hatten indessen geglaubt, alle diese Rechte seien in ihrem Meistbegünstigungsvertrag mit eingeschlossen. Über Grundbesitz, Bebauungsrechte, Steuern herrschten zur Zeit

vollkommene Unsicherheit und Meinungsverschiedenheit unter den Europäern, und die Japaner traten in ersterer Beziehung mit sehr fatalen unerwarteten Ansprüchen hervor. Inzwischen werden sich wohl diese Dinge von Fall zu Fall, vielleicht nicht zum Ergötzen der Europäer, geklärt haben. Auch die Dienstbotenfrage verursachte Ärger und Sorge. Die dienenden Leute lassen sich noch weniger gefallen als früher; ähnlich wie in China, gehorchen sie gemeinsamen Führern und treten solidarisch für einander ein, so daß ein Europäer beim Entlassen eines schlechten Dienstboten sich vor die Möglichkeit gestellt sieht, auch alle übrigen zu verlieren; und was dergleichen Freuden mehr sind. Solche Vergewaltigungen der Herrschaften sind im Osten noch unangenehmer als bei uns, da ja niemand gelegentlich einmal die Funktionen von anderen bereitwillig mit versieht, sondern jeder Dienstbote einzig nur die äußerst begrenzte Teilarbeit verrichten will, für die er gemietet wurde.

Was den Handel betrifft, so waren vor Inkrafttreten der Verträge so viel Waren als möglich zu den alten Zollsätzen hereingeschafft worden, so daß das Geschäft für das laufende Jahr als ein günstiges erachtet wurde, aber für die Zukunft gab man sich keinen Illusionen bezüglich des deutschen Geschäftes hin. Man dachte wehmütig der besseren Zeiten, fand sich resigniert in das Unabänderliche und hoffte, durch Rührigkeit sich neue lohnende Wege gegenüber japanischer, englischer und amerikanischer Konkurrenz zu schaffen.

Den Japanern wird Undankbarkeit und unschöne Ausbeutung vorgeworfen, zum Teil mit Recht. Aber wenn ihnen alles in Europa gezeigt und gelehrt wurde, geschah dies doch auch in der Absicht, Nutzen daraus zu ziehen, nicht aus purer Menschenfreundlichkeit. Der Nutzen hat sich nun vielfach in das Gegenteil verkehrt. Wir haben auch diesen schlauen Asiaten gegenüber häufig und gezwungenermaßen so falsch gehandelt wie in China; da kein Weg zu einer internationalen Vereinbarung, die alle geschützt haben würde, vorhanden war, suchte sich

jeder seinen Privatvorteil, der schließlich in dem Nachteil aller gipfelte.

Das japanische Prinzip geht dahin, alles wieder schleunigst des Landes zu verweisen, was ihnen genügend ausgenutzt erscheint; sie sagen ganz offen: Wir sind ja viel klüger als ihr, und wenn wir einmal wissen, wie die Dinge gemacht werden, machen wir sie viel besser, als ihr Europäer! Das erstreckt sich bis auf die Universität in Tokio, an welcher auch bald die letzten der ins Land gezogenen Gelehrten wie ausgepreßte Citronen beseitigt und durch Japaner ersetzt sein werden.

Edel und sympathisch sind solche Prinzipien sicher nicht, vielleicht nicht einmal klug. Wenigstens soll schon manche flott arbeitende Industrie, nachdem sie die europäischen Lehrer an die Luft gesetzt hatte, nur minderwertige Ware liefern oder ganz stocken. Ich habe übrigens auch einzelne deutsche Herren getroffen, die erklärten, von den Japanern durchaus anständig behandelt worden zu sein.

Im Grandhôtel wohnten verschiedene Witwen von angeblich in den Philippinen gefallenen Offizieren. Die schwarzgekleideten Damen sahen überwiegend gar nicht so niedergeschlagen aus, als man es von derartig hart vom Schicksal geschlagenen Frauen erwartet haben würde. Dann gab es noch sonstige Amerikanerinnen, die Yokohama für einen ganz besonders vergnügten Ort zu erachten schienen. Die japanische Kapelle mußte abends immer und immer wieder mit dem Starspangled banner und God save the Queen abwechseln. Die Amerikaner und Engländer schwelgten dann im Verbrüderungsrausche, und den Deutschen, die anfangs höflich sich mit von ihren Plätzen erhoben und die Kopfbedeckung gelüftet hatten, ward dies allmählich langweilig. Als nun eine Anzahl junger, deutscher Herren dahinter kam, daß eine der Amerikanerinnen der Kapelle zur Anregung Cigaretten spendete, sammelten sie unter Führung eines Schweizers statt Cigaretten Dollars und erzielten damit eine noch durchschlagendere Wirkung, denn zur unverhohlenen Empörung der Anglo-Sachsen

ertönte jetzt in mehrfacher Wiederholung: „Die Wacht am Rhein", „Ich bin ein Preuße", „Lützows wilde Jagd" und ähnliche, angelsächsische Nerven beunruhigende Melodien. Die deutsche Musik überwog, was schließlich nicht Wunder nehmen konnte, da die Kapelle von einem deutschen Kapellmeister geschult worden war. Ich glaube, daß in diesem Falle sogar die anwesenden Franzosen „Die Wacht am Rhein" beifällig aufgenommen haben. Übrigens wurde dem deutschen Hôtel-Menager eine sehr geringe Deutschfreundlichkeit nachgesagt.

In meinen Yokohama-Aufenthalt fiel ein Besuch bei dem Kiautschou-Gouverneur, Kapitän z. S. Jaeschke, der sich gerade auf einem Erholungsurlaub in einem Seebade bei dem kleinen, einst als Hauptstadt des östlichen Japans großen und reichbevölkerten Kamakura befand. Er wohnte dort in dörflichster Einfachheit in einem japanischen Häuschen — fast könnte man sagen Puppenhäuschen, dessen Fußböden mit feingeflochtenen Matten belegt sind und dessen verschiebbare Wände ebenfalls aus Geflecht oder aus in Rahmen gespanntem Papier bestehen. Alle chinesischen Regierungssorgen waren abgelegt und eine idyllische Zurückgezogenheit in Kimono und Strohpantoffeln verhalf der Gesundheit zu neuer Spannkraft. Hier sah ich zum erstenmal ein japanisches Dorf, das, namentlich seinen Hauseinrichtungen nach, noch reinlicher ist als ein deutsches. Bekanntlich erfordern die Matten stets vor dem Betreten das Ablegen von Stiefeln oder Holzschuhen. — Lotos, Taro, Erdnüsse und dergleichen brachten etwas Fremdartiges in die Feldbestellung, die aber auch vertraute Gewächse zeitigt. Merkwürdig ist, daß das japanische Obst stets mäßig ist und eingeführte gute Sorten entarten. Die Weintrauben z. B. sehen nur wie solche aus, haben aber einen wenig angenehmen Geschmack, der gar nicht mehr an Trauben erinnert.

Der prachtvolle Strand hat hier ein besuchtes Bad entstehen lassen. Der Gouverneur und ich machten in Rickshas einen sehr lohnenden Ausflug nach dem sagenumwobenen Vorgebirge von

Enoshima, das jetzt als ein buddhistischer Kalvarienberg zu betrachten ist. Es ist ein ungeheurer, zum Teil mit schönem Nadelholz bedeckter Felsblock, der durch einen Steg mit einer sandigen Landzunge verbunden ist. In den Buden eines Dorfes an seinem Fuße kann man wie in heimischen Badeorten originelle Industrieerzeugnisse erwerben; sonst sind da Erholungshäuser und Tempel. Es geht auf Stufen ziemlich hoch und steil felsauf felsab. Die Aussicht zu der jenseitigen Seeküste, mit dem Fusijama als Glanzpunkt, ist ganz prachtvoll. Eine von der See ausgewaschene Klamm mit Höhle wird gezeigt. Alles wird ziemlich industriell ausgebeutet, und zudringliche Leute belästigen die Besucher. Knaben und Männer bestreben sich besonders, in die den Felsfuß mit weißem Gischt übergießende, starke Brandung zu tauchen und Seetiere einzufangen.


Der „Daibutsu“ bei Enoshima.

Auf dem Wege nach Enoshima nahmen wir noch den Tempel von Hachiman und zumal den berühmten „Daibutsu“ in Augenschein, eine gegen 50 Fuß hohe Buddha-Statue aus Bronze, die den Lichtgott Amida darstellen, zu den vollendetsten ihrer Art gehören und den heiligen Seelenfrieden des Nirwana-Gedankens am vollkommensten spiegeln soll. Ich habe sie daraufhin lange angesehen, kann aber nur von einer gewissen äußeren Kunstfreudigkeit, nichts von tieferem, inneren Ergriffensein berichten. Die übliche Erhöhung auf der Stirn, ein Weisheitsknopf, der das göttliche Fassungsvermögen sinnfällig vergegenwärtigt, ist ein 30 Pfund schwerer Silberklumpen, während die Augen aus reinem Gold bestehen. Auch die hier befindliche Kolossal-Lack-Statue des Gottes der Barmherzigkeit genießt eines hohen Rufes.

Der Erwartung voll, begab ich mich von Yokohama nach

dem nahen Tokio. Des Studiums halber fuhr ich einmal zweiter Klasse, unter lauter Japanern. Sie saßen ganz manierlich auf den langen Seitenbänken, nur zogen sie wohl die Beine hinauf, indem sie die Holzschuhe unten stehen ließen. Auf dem Fußboden reihen sich in der Mitte eine Anzahl Spucknäpfe. Neben mir saß eine hübsche, junge Frau nebst ihrem Kinde, mit dem ich etwas scherzte, was von der Umgebung mit beifälligem Lächeln aufgenommen wurde. In den Wartezimmern und an den Waggonthüren finden viele Begrüßungsceremonien statt, die von tiefen, rasch abgeschnellten, originellen Bücklingen reichlich begleitet werden. Die Wartezimmer sind ziemlich kahl — Bänke ringsum, Karten und landessprachliche Fahrpläne an den Wänden, — in der Mitte ein großer Tisch mit einigen, uns ebenso unverständlichen Zeitungen. Auf der Bahn werden ungeheuer viele Zeitungen verkauft und gelesen; so ein lesender Spießbürger, mit den Beinen unter dem Kimono, die große Brille auf der Nase, den borstigen Kopf meist unbedeckt, sieht schwer gelehrt aus. Die Leute sind sehr eifrige Politiker und keineswegs ungebildet. Bekanntlich besteht Schulzwang; angeblich soll es kaum weniger Analphabeten in Japan geben als in Deutschland. Die Zeitungen haben auch ihre Annoncen, Clichés, rohe Holzschnitte und belletristische Feuilletons. Nur die Familienanzeigen sind nicht gebräuchlich; vermutlich werden also die nach reichen Damen verlangenden oder Sehnsucht nach einem gutsituierten Herrn ausdrückenden Anzeigen, die unsere hohe Kulturstufe so üppig zeitigt, auch nicht vorhanden sein.

Tokio liegt, von einigen rückwärtigen Höhen abgesehen, ganz flach; die Bucht ist hier viel nüchterner als bei Yokohama; ein Kranz von etwa fünf bis sechs grasbewachsenen Inselforts erhebt sich aus dem durch Flußzuläufe gelblich getönten Wasser und erinnert ein wenig an die Lido-Scenerie Venedigs.

Wieder machte ich die Erfahrung, daß Schilderungen selten ein zutreffendes Bild geben. Ich fand weder die überwiegend europäisierte Stadt vor, die ich erwartet hatte, noch die Eleganz

Tokios, soweit es sich wirklich modern europäisierte. Viele Fremde erklären Tokio für ungeheuer langweilig; ich finde aber, daß auch sie ein falsches Urteil abgeben. Nur mag es, nach dem Maße westlicher Hauptstädte gemessen, sehr wenig an Zerstreuungen bieten.

Ich langte auf dem Shimbashi-Bahnhofe an. Das in der Halle doppelt schallende Klappern der Holzschuhe, Hitze, Staub, Gedränge, blaue Kattunkimonos, Unterhandeln mit Ricksha-Kulis, waren die ersten Eindrücke. Also eine Rickfha für mich, eine für mein Gepäck! Wenn ich meinen Tropenhut nicht selbst trage, läuft er, wie schon so häufig vorher, Gefahr, auf ein schwitzendes Eingeborenenhaupt gestülpt zu werden, da es den Kulis zu umständlich erscheint, ein so großes, steifes Ding in den Händen zu tragen. Erstes Straßenbild: ein weiter, sandiger Platz, niedrige Häuser, dazwischen einige europäische, eine schmutzige, gelbe Pferdebahn, flatternde Kimonos, bloße Beine, Holzschuhe, trabende Rickshas, Kanalarme, einfach gewölbte Brücken und badende Jungen. Weniger als kleinstädtisch und doch zu viel Leben für eine Kleinstadt. Dieser Anhäufung von Dorfteilen folgten dann ein paar geschlossene, unansehnliche Straßen und einige recht stattliche, wenn auch nüchterne, öffentliche Bauten in Rohstein, eine europäische Kirche und Missionsgebäude; ferner sehen wir etwas Binnenhafen, Bäume, Gärten und vom Flusse her darüberragende Masten; und nun fahren wir in den Garten des zweistöckigen Metropole-Hôtels ein.

Das Hôtel ist recht nett eingerichtet. Von meiner Loggia aus blicke ich auf ein ländliches Gelände, über den Fluß Sumidagawa, zu einem dünnen Stadtteil, der aus Fischerhütten, Schuppen, ärmlichen Häusern und Grasflächen zu bestehen scheint, und darüber hinweg auf die einsame Fläche der Bai. Einige Segelfahrzeuge liegen auf dem Flusse, dann und wann passiert eine Dschunke oder, seltener, irgend ein Lokaldampfer, der tutend stadtwärts stromauf fährt oder von dorther kommt.

Die Stadt hat eine halbrunde Form, die etwas abgeflachte Hohlseite liegt an der Bai; vergeblich sucht man hier aber nach einem bedeutenden Hafengetriebe. Ringsherum läuft eine Gürtelbahn; einen kleineren Halbkreis schlägt ein Kanal, der vom Flusse abgeht und auch ein paar Seitenverzweigungen hat. Das Konglomerat dazwischen von Dörfern, städtischen Straßen, Parks und der Kaiserlichen Residenz besitzt eine riesige Ausdehnung. Die Verkehrsmittel sind mehr als mangelhaft. Eine durchgehende Stadtbahn giebt es bisher nicht; die immer vollgestopfte Tramway ist für Europäer unbenutzbar; der reichere, ansässige Europäer hat seine Pferde; im übrigen fährt alles in der Ricksha, und der großen Entfernungen, der ansteigenden Brücken und der im Regenwetter oft in gräulichem Zustande geratenen Straßen halber wird ein nachschiebender außer dem ziehenden Kuli notwendig. Die Brückenrampen fahren sie gewöhnlich im Zickzack hinan. Bei meinen weiteren Rickshafahrten sehe ich, daß die Umgebung des Hôtels, neben dem freilich ein paar Villen in leidlichen Gärten liegen, nichts Überwältigendes bietet, nur enge Straßen, die anfangs oft nur dunkle Schuppen sind, aus denen Fischgeruch herausdringt, und die Staffage einer ärmlichen Bevölkerung. Handelsbelebtere Gegenden schließen sich an, japanischen Charakters, stellenweise auch chinesischen oder, sehr selten, verstreute, im ödesten Maurermeisterstile nach europäischem Muster errichtete unansehnliche Häuser.

Von einem Überwiegen Europas ist noch gar keine Rede. Wir kommen auf bedeutende, von der Trambahn durchzogene Hauptstraßen, deren breiter, ungepflasterter Damm von Rickshas wimmelt. Auch das auf Holzschuhen schlürfende oder klappernd trippelnde Publikum auf den Klinkertrottoirs zeigt großstädtische Fülle, und die säumenden Baumreihen sind von großstädtischer Schwächlichkeit. Die Häuser bleiben auch hier meist klein; nur selten steigt dazwischen ein größeres auf, meist ein bunter verziertes, von Galerien umgebenes Theehaus. Telegraphen- und Telephondrähte laufen reichlich; ferner sind Strecken elektrischer

Beleuchtungsanlagen vorhanden. Die Läden erinnern immer an Budenauslagen; teilweise ziehen sich auch noch wirkliche Budenreihen unter den Bäumen hin. Die Frucht-, Gemüse- und Blumenstände sind die malerischsten; rege Aufmerksamkeit genießen die Auslagen der Antiquare; manche Bücherschnüffler hocken an Ort und Stelle und studieren eifrig, unbekümmert um die vorbeidrängende Menge.

Im Centrum wird die weite Kaiserburg mit ihren Parkanlagen von Mauern und Gräben festungsartig abgeschlossen. Der Zutritt ward nicht gestattet. In der Nachbarschaft befinden sich die großen Staatsgebäude und Straßen europäischen, man kann direkt sagen, Berliner Zuschnitts. Die deutsche Urheberschaft ist ja bekannt. Es war so etwas wie Berlin-Wilmersdorf im Entstehen, mit vielen grün-sterilen Bauplätzen zwischen Brandmauern. Die Bauten sind auch zum Teil recht stattlich und schön; mich ärgerte nur ein kasernenmäßig nüchterner Zug, so daß ich keine übermäßige Freude an dieser sonst gewiß vorzüglichen, deutschen Arbeit zur Reformierung einer asiatischen Hauptstadt empfinden konnte, sondern mich gerade in diesem Teile der Stadt am meisten langweilte. Er stellt freilich im Vergleich zu ganz Tokio eine bescheidene Fläche dar.

Die Hauptsehenswürdigkeiten Tokios sind die Parks und Tempel; manches darin fesselt uns nicht sonderlich, anderes aber desto stärker. Die Parks umschließen meist die Tempel und zuweilen auch die Grabstätten der „Shogune".

Die japanischen Tempel besitzen ihre charakteristische Anlage, je nachdem sie von Shintoisten oder von Buddhisten gebaut wurden. Das erfordert eine kurze historische Erinnerung. Die älteste Religion Japans ist der Shinto-Glaube (Götterweg), eine von Kultusvorschriften sehr wenig belastete, sympathische Naturreligion, wohingegen der Buddhismus, der im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung über Korea aus Nordchina importiert wurde, den ganzen, krausen Wust des Chinesentums mit sich brachte. Der Buddhismus drängte den Shintoismus zurück und wurde

sogar Staatsreligion; er machte teilweise einen liebenswürdigen Kompromiß mit ihm, indem er dem Volke vorspiegelte, daß er im Grunde genommen eigentlich ganz dasselbe Ziel verfolge, wie der Shintoglaube, und so geschah es, daß die Buddhistenpriester sich auch in Shintotempeln festsetzten und sie nach ihrem Ritus umgestalteten. Eine Zeit lang machte auch das vom Süden her eindringende Christentum erhebliche Fortschritte, bis es verboten und vernichtet wurde. Seitdem in allerneuester Zeit das Shinto wieder zur Staatsreligion gemacht wurde, ist die Rückkehr zum Shintoismus stark in den Vordergrund getreten, während die Neigung, das den Japanern unlogisch erscheinende Christentum anzunehmen, nur bei dem kleinsten Teil derjenigen Gebildeten besteht, die meinen, daß allein hierdurch Japan zu völliger Gleichstellung mit den christlichen, auf dem Erdball heute den Ausschlag gebenden Nationen und damit erst zum Gipfel seiner Machtentwickelung gelangen könne. Der Gesichtspunkt auch dieser Partei ist also Verstandes-, keine Herzenssache. Es herrscht jetzt völlige Freiheit des Bekenntnisses. Den Gottesdienst, mit seinem an den Katholizismus erinnernden Ceremoniell, den wir heute beim Betreten der meisten Tempel von Priestern und Betern gepflegt sehen, ist gemischt shintoisch-buddhistisch; buddhistisch ist die reichere Ausschmückung und die eindrucksvollere Architektur. Diese beruht unverkennbar, wie die ganze Kunst, auf chinesischen Elementen; allein sie erstarrte nicht; innerhalb einer bestimmten Auffassungsgrenze schuf sie Neues und wahrhaft Schönes. Ebenso wie der Japaner es verstanden hat, sich aus der chinesischen Sprachfesselung zu befreien, die das völlige Mißverhältnis zwischen dem Schriftausdruck und dem gesprochenen Wort verursachte, befreite er sich in der Kunst. Den Zweckmäßigkeitsinn und die manuelle Geschicklichkeit teilt er mit dem Chinesen, aber in Naturbeobachtung, im Begreifen des Veränderlichen und Fortschreitenden, kurz in geistiger Vertiefung hat er seine alten Stammväter und Lehrmeister weit übertroffen; so sehr übertroffen, daß wir alten, kunststolzen Europäer

schließlich, wenn wir auch Übertreibungen nur lächelnd abweisen sollten, mit Erfolg bei ihm in die Schule gegangen sind.

Was wir an Kunst in und an den Tempeln bewundern, ist auch nur einige hundert Jahre alt, wenngleich der heute regierende Mikado seinen Stammbaum in direkter Linie bis 600 Jahre vor Christi Geburt zurückführt. Die Kunst ist aber nicht mit seiner dem Shinto geneigten Dynastie verknüpft, sondern mit dem Einfluß der Shogune.

Als das Kaisertum Ende des 12. Jahrhunderts durch die immer selbständiger gewordenen großen Clans des Landes, die Daimios, schwach geworden war, warf sich der stärkste dieser zum ersten Shogun, eigentlich Kronfeldherr, einer Art von bevormundendem Hausmaier, auf. Die Kaiser, Mikados, verblieben in Kioto; die erblichen Shogune aber machten nach verschiedenen Zwischenfällen, wo mehrere Daimios die Herrschaft an sich rissen, Yedo zu ihrer Residenz und maßten sich auch japanische Vertretung nach außen hin an, d. h. suchten ebenfalls die Abschließung des Inselreiches aufrecht zu erhalten. Aber Japan war unter ihnen, dank der von dem großen Shogun Tjejas gegebenen klugen Verfassung, ein glückliches Land. Die Shogune, als Herrscher auch „Taikune" genannt, verquickten sich mit dem Buddhismus. Das Eindringen der Fremden gab Veranlassung, daß der Mikado mit Hülfe der südlichen Daimios wieder sein Haupt erhob und endlich den Taikun und die nördlichen Daimios besiegte. Klugerweise gab der junge, zur Zeit herrschende Mikado dann den reaktionären, japanischen Standpunkt auf und wurde den Fremden kraftvoller gerecht, als es der Taikun hatte sein können.

Nach diesem Siege im Jahre 1868, der der staatlichen Zerrissenheit ein Ende machte, siedelte die alte Kaiserdynastie von Kioto nach dem einflußreich am Meere gelegenen Yedo über, das in Tokio umgetauft wurde, während der letzte der Shogune ins Uenokloster ging, wie weiland Karl V. in das Kloster St. Just. Der bedeutende und energische Kaiser, der schon gleich nach seiner

Thronbesteigung im Alter von 15 Jahren diese Restaurationspolitik seiner Familie begonnen hatte, ist Mutsuhito. Er machte aus dem alten, asiatischen Feudalreiche eine absolute Monarchie. 1889 erfolgte darauf die Einführung einer modernen Verfassung nach preußischem Muster, und zehn Jahre später durch Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit und völlige Freigabe des europäischen Verkehrs die endliche äußere Gleichstellung Japans mit den christlichen Kulturstaaten.

Der hervorragendste Tempel Tokios ist der Shiwa-Tempel im Shiwa-Park; eigentlich muß man die Shiwa-Tempel sagen, denn, wie üblich, haben wir einen ganzen Komplex von einzelnen Tempeln mit ihren weiten Höfen und Gärten vor uns. In ihrer gleichförmigen, ungegliederten Holzarchitektur, mit dem schweren, chinesischen Dach, den rotgestrichenen Holzbalustraden, den hinaufführenden Holz- oder Steinstufen zeigen sie unleugbar etwas Erstarrtes; aber dafür versetzt uns die Fülle der Ornamente und die Kühnheit und Abtönung der polychromen Behandlung in das äußerste Erstaunen, das zeitweilig in jene höchste Bewunderung übergeht, die wir nur dem echten Kunstwerk gegenüber empfinden. Es ist aber noch nicht das Höchste! Das Höchste ist die durch eine wunderbar feine Vereinigung von Kunst und Natur erzielte Wirkung. Ich habe nichts anderes gesehen, was diese Ausdrucksfähigkeit künstlerischen Gefühls übertreffen könnte.

Die Gesamtwirkung architektonischer Schöpfungen wird immer durch deren Umgebung bestimmt. Diese spielt bei den japanischen Tempelanlagen aber eine solche Rolle, daß sie die Hauptsache wird, während die Architektur nur zu ihrer Ergänzung zu dienen scheint; aber nicht zum Nachteil des Endziels! Religion ist Gemütsausdruck; ich glaube nicht, daß die edelsten, antiken Schöpfungen, bei denen doch immer die Architektur und Skulptur selbst die Hauptsache blieb, stärker auf das Gemüt gewirkt haben könnten, als diese ins Wirkliche übersetzten japanischen Kunstträumereien. Liebevolle Pflege der Natur ist auch Gemütsaus-

druck. Diese Pflege aber gehört durchaus zum japanischen Wesen. Bei der ausgeprägten Verstandesseite der Japaner erscheint das recht merkwürdig. Wir haben also auch hier die rätselhaften Widersprüche der chinesischen Volksseele vor uns. Der Kampf ums Dasein ist aber für die Chinesen härter geworden und hat die Organe des berechnenden Egoismus schroffer entwickelt, während bei dem reichbeanlagten Inselbewohner, wie auch die größere Heiterkeit des Volkes zeigt, die Gemütsseite günstigeren Nährboden fand. Ich glaube nicht, daß dies nur auf Rechnung der von Süden gekommenen malayischen Blutbeimischung zu setzen wäre, denn mir erschien Heiterkeit bei den malayischen Völkern nicht als eine besonders hervorstechende Eigenschaft.

Bekanntlich ist Japans staatliches Symbol eine Blume. Welch ein Gegensatz zu den nüchternen Staatsgeschäften, die in ihm den Ausdruck ihres Ziels und Wesens suchen! Berühmt sind die zauberhaften Wirkungen der Pfirsich- und Kirschblüte im Frühjahr, die wunderbare Tönung der japanischen Herbstwälder, die blauen Irisgärten und die rosa Lotosteiche. Diese Zierden bewußt zur Erhöhung des religiösen Eindrucks heranzuziehen, das beweist echtes Kunstgefühl! Doch ist es nicht die sanfte, leuchtende Heiterkeit der Blumenkinder, was den Ausschlag giebt, wie bei den Jahresfesten, sondern der ernst stilisierte Baum erst erzielt den ergreifendsten Eindruck. Dieser aber findet in der Konifere seine Vollendung, und so sind die dunklen Sprossen mannigfaltiger Koniferenfamilien die bestimmenden Glieder der Tempelumgebung geworden, vor allem die an Stamm und Haupt wunderbar edle Kryptomerie.

Ich kenne kein vegetatives Bild, das mich stärker packen könnte, als ein solcher Kryptomerienhain; die Schönheit wächst noch mit dem Anschluß an eine freiere Natur, als sie das großstädtische Tokio bieten kann.

In hochansteigende Waldschluchten zieht sich der Tempel zurück. Altersgraue, bemooste Steintreppen führen hinauf zu den Balustraden, deren Rotbraun stimmungsvoll harmoniert mit dem

Grau des Steins, dem dunkelleuchtenden Grün des Mooses und dem noch dunkleren der Kryptomerien, das sich tief über das schwere Tempeldach hinabneigt. Wie Riesensäulen erheben sich die schlanken, glatten, grauen Stämme; ein geheimnisvolles Dämmern webt zwischen ihnen. Wir sehen hinein wie in ein Märchen, nur daß das Geheimnisvolle ganz von dem Hauche des Heiligen, Ausgeglichenen, Friedsamen erfüllt wird. Ein Priester in grellgelbem Gewande erscheint oben; darauf schwingt ein langer, metallbeschlagener Horizontalbaum von außen gegen eine alte Bronceglocke, und gleichmäßig, dumpf und doch schön und feierlich schweben die Töne durch den Hain.

Vor dem Tempel schauen wir aus Säule, Würfel, Kugel und Hütchen zusammengesetzte, die vier Elemente symbolisierende Steinfiguren, die Tobas, — davor Steinlaternen, auch solche aus Eisen, ja aus Eisen und Gold zusammengeschmolzen, wobei das Gold natürlich für das Auge verschwunden ist. Es sind, wie die Tobas, Zeichen der Verehrung und meist fromme Stiftungen vornehmer Geschlechter; früher haben sie bei großen Festen den Wald mit dem Glanz ihrer Lichter erhellt. Oben angelangt, sehen wir an übergrünten gepflasterten Höfen eine mehrstöckige Pagode, ein Glockenhaus, einen Trommelturm, den Stall für das heilige weiße Pferd und noch eine ganze Reihe von niedrigen Seitengalerien und Gebäuden, welche Priestergewänder, Tempelschätze, Wohnungen und Vorräte enthalten. Manche der Thore und Galerien sind entzückend ausgemalt.

Hinter dem Tempel steigt dann die Waldschlucht, mit allerlei Laubbäumen untermischt, an, und dort geht es wieder auf steilen, alten Stufen zu seltsamen, auch fast laternenartigen alten Steingebilden, oder kuppelförmigen Tempelchen, den Shogungräbern. Es ist so still und friedlich ringsum; aus den Zweigen nur dringt Vogelgezwitscher. Wie sanft die alten Kämpen hier schlummern! Aber auch den Lebenden überkommt die Ruhe, und er vermeint kein besseres Plätzchen zu finden, wohin sich ein vor der Welt flüchtender Schmerz besser verbergen könnte, als hier.

Das Innere der Tempel zeigt oft bewunderungswerte Einzelheiten, bringt es indessen niemals zu der Erhabenheit der hohen Kirchenschiffe der Christenheit. Wir kommen wohl auch in geräumige Hallen, meist aber sind es beschränkte Räume mit noch kleineren Nebenabteilungen und von flacher Decke; nur zuweilen erhöht diese sich über einem besonderen Heiligtum. Wie die Basilika aus dem Wohnhause, so hat sich der japanische Tempel aus dem japanischen Wohnhause entwickelt, daher auch die häufige Enge, das Zellenartige und ebenso der wundervoll weiche Belag des Fußbodens mit geflochtenen Matten.

Dumpfer Lackduft erfüllt das fensterlose Dämmer.

Gestickte Seidenbanner hängen vom Dachgebälk herunter. Ebenso wie in den glotzäugigen Götterhelden und Dämonenfiguren vor den Eingängen, so kehrt hier im Drachenmotiv der chinesische Geschmack immer wieder.

Wir sehen auch glänzend schwarz und rot lackierte Fußböden; dann giebt es Altäre, Wände und Säulen von Lack, die das Kostbarste darstellen, was an dieser vollendet prachtvollen Kunstarbeit geschaffen wurde. Vor allem gilt dies von der Goldlack-Halle über dem Grab des zweiten Schoguns im Shiwa-Park, die das prächtigste Lackwerk der Welt ist. Auch auf den Altären bewundern wir herrliche Lack- und Bronceschreine, dann Gold- und Silbergeräte, Elfenbeinschnitzereien u. s. w. Dazwischen aber ist überreicher Schmuck an Papierblumen und minderwertigen Erzeugnissen vorhanden. Weiße Papierstreifen werden an die Gläubigen verkauft und von diesen wieder geopfert. Der Spiegel, das Bild der Reinheit der Seele, fehlt niemals, ebensowenig das Gong.

Wir sehen bei den Betern dasselbe Gemisch von gleichgültig-konventionellem Wesen und frommer Hingebung, wie in unseren römisch- oder griechisch-katholischen Kirchen, bei dem man sich als Protestant ärgert, zuweilen auch, und am meisten in den vom niederen Volk besuchten Tempeln, von der Naivetät ergriffen wird.

Von diesen Tempeln sei der dem Gott der Barmherzigkeit

gewidmete Asakusa-Kwannon erwähnt. Er liegt noch weiter im Osten, nicht weit von dem Flußufer des Sumida-Gawa. In seiner Nähe erstreckt sich der Erholungspark des Volkes; aber die nähere Umgebung machte jetzt, im Hochsommer, einen etwas verstaubten Eindruck. An dem Thor, das zu ihm führt, hängen an Heiligenbildern Strohsandalen, die von Leuten gestiftet werden, die gern gute Fußgänger werden möchten. Der weite, sandige Platz ist mit allerlei Gebäuden und Denkmälern besetzt; buntes Volk, namentlich Bettler, Tagediebe und Kinder, treibt sich herum; Tauben, für die man Futter kaufen kann, scharen sich flatternd um ihre Wohlthäter, wie in Venedig. Hier arbeitet das „Gebetsrad", das uns an die Mongolei und Tibet erinnert; der Tempel erfreut sich sogar einer auch sonst vorkommenden „Revolver-Bibliothek", Rinzo genannt, natürlich auch chinesischen Ursprungs; da sie zum Durchlesen zu voluminös ist, darf man sie nur mit einem energischen Stubbs ein paarmal um ihre Achse rotieren lassen, um damit sein Seelenheil ebenso zu verbessern, als wenn man ihre Bände von A bis Z studiert. Andere vorzügliche Erfindungen, die neben dem Altar verkauft werden, sind Billets, die einer jungen Mutter eröffnen, ob sie einen Knaben oder ein Mädchen zu erwarten habe, und Bildchen des Gottes Kwannon auf buntem Goldpapier, die Krankheiten beschwichtigen und vor allem bei Kindsnöten sich wirksam erweisen. Ich sah eine solche Gläubige, wie sie knieend die Hände erhob, diese aneinander rieb und dann ein paarmal zusammenklatschte, gewiß um Kwannon herbeizurufen; eine andere lenkte durch Ziehen an einem Glockenstrange die himmlische Aufmerksamkeit des Tausendarmigen und Barmherzigen auf sich.

Diese Einfalt berührt freilich weit sympathischer, als rohe Tölpelei, die jede Autorität leugnet; aber es bleibt doch schmerzlich, daß der Mensch so zwischen Beschränktheit und Roheit umherschwankt und kein ausgeglichenes Mittelmaß findet. Man muß wohl vom Menschen im allgemeinen reden, denn Europa hat in Befreiung vom Aberglauben wirklich herzlich wenig vor Asien voraus.

Bedeutend ist auch der in der Nähe befindliche Tempel Higashi-Hongwanji, den ein Eisendrahtgeflecht zum Schutz gegen Funken bei nahen Feuersbrünsten umgiebt. Seine hohe Halle zeichnet sich durch die Architektur und Schnitzerei des in Naturfarbe verbliebenen Holzes aus; selbst die ganz neuen Zuthaten sind keine gewöhnliche handwerksmäßige Arbeit.

In der Nachbarschaft befindet sich ferner das Viertel Yoshiwara. Rot, Gold und Lichterglanz funkeln vor Augen, wenn man an Yoshiwara denkt; man muß es nämlich abends sehen. Durch die Straßen drängt sich die Menschheit, ebensowohl der in Rickshas ankommende Fremde, wie das japanische Volk, die Kinder eingeschlossen. An den Seiten der nur zu Fuß zu durchwandelnden, von hohen Häusern begrenzten Straßen ziehen sich, etwas erhöht, genau wie in Menagerien, Gitter entlang, und hinter den Eisenstäben sitzen — straßenweit, ziemlich stumpfsinnig, bemalte, junge Geschöpfe; wenigstens erscheinen sie meist jung und zuweilen recht hübsch. Sie hocken auf Teppichen nebeneinander, ihr Schmuckkästchen vor sich und legen auch so vor dem Publikum die letzte Hand an ihre Toilette. An dem Hauseingang sitzen die männlichen Geschäftsführer völlig kaufmännisch in ihrem Comptoir. Dazwischen giebt es hohe, palastartige, geheimnisvollere Häuser, an denen diese Ausstellungen fehlen. Dort geht es vornehmer zu. Dort wohnen auch jene Schönheiten, deren Bilder sich in Albums bei Agenten in der Stadt befinden, wo derjenige, der der Originale begehrt, das Bild, an dem er Wohlgefallen findet, dem Agenten bezeichnet, worauf telephonische Bestellung erfolgt.

Man sieht, Tokio marschiert durch diese streng überwachten Einrichtungen wenigstens insofern an der Spitze der Civilisation, als es unliebsame allgemeine Züge europäischen Großstadt-Straßenlebens völlig aus der übrigen Stadt verbannt.

Nach Yoshiwara hinaus durchfuhr ich ganz ländliche Strecken, wo Gärtner hausten. Höchst amüsant waren mir gegen einen Graben oder Wasserarm hin gelegene Häuschen, zu denen regel-

rechte Zugbrückchen hinanführten; diese Straßenreihe hätte ohne weiteres eine vorzügliche Verteidigungslinie abgegeben.

Kehren wir noch einmal zu dem nicht fernen Ueno-Park zurück, der allerdings etwas vollständig Europäisiertes hat, ausgenommen die Theebuden unter den Kirschbäumen und die Tempel, neben denen sich ebenfalls Shogun-Gräber befinden. In Ueno hielten die Shogune immer einen Mikadosohn als Geißel zur Beherrschung des Mikados in Händen.

Der Park säumt mit seinen baumbedeckten Hügeln wirkungsvoll ein Ufer des auch jenseit — wo die Universität aufragt — von Höhen, sonst aber nüchtern und flach von Straßen, Wiesen und einer Fahrradbahn eingefaßten Lotossees Schinobazu-no-Ike. Dieser kleine See ist eigentlich nur ein sehr ansehnlicher Teich, ein Sumpf, wenn man will; landschaftlich bietet er, zumal bei gebrochenem Sonnenlicht, eins der anziehendsten Bilder Tokios und jedenfalls für den Fremden ein einzig-artiges. In den Teich hinein erstreckt sich ein Damm, dessen insularen Kopf wieder von Bäumen beschattete Tempelanlagen bedecken, denen nur die nötige Abgeschiedenheit zu einem vollen Stimmungsbilde fehlt. Wir blicken von hier, fast kann man sagen über ein Meer von grünen Lotosblättern; ein bis zwei Meter heben sich die saftigen Stengel aus dem eigentümlich bräunlichen, stillen Gewässer. Im Schatten der weitschirmenden, sich übereinander schiebenden Blätter sieht man kleine Schildkröten schwimmen und Fische sich emporschnellen. Oben zwischen diesen Blättern aber hatte sich, gerade jetzt zu günstiger Jahreszeit, eine Welt von Knospen und Blumenkelchen entfaltet, leuchtend weiß oder von bezaubernd zartem, lichteren oder tieferem Rosa. An den wenigen freien Stellen dazwischen färbte der volle Purpur des letzten Sonnenrots den Wasserspiegel. Ich war zweimal hier, um das Märchenhafte der Stimmung festzuhalten, was bei einiger Konzentration auch heute noch gelingt.

Abends wirkt Tokio besonders anziehend; man sieht das viele Nüchterne nicht; und es ist immer reizvoll, die Verkehrsstraßen

mit ihren beleuchteten, fensterlosen Läden, mit dem wimmelnden Publikum davor, inmitten der uns umschwirrenden Glühaugen zu durchfahren. Dies sind die Laternen der Rickshas, in denen Japaner, Männer, Frauen, Kinder, europäische Touristen, Offiziere oder Matrosen der japanischen Marine sitzen; sie kommen uns entgegen oder überholen uns; letzteres zumal, wenn es Privat-Rickshas statt gemieteter sind.

Die feinere Welt Tokios weilte um diese Zeit meist in den Bädern. Ich sah mich infolgedessen nicht in die Lage versetzt, meine Empfehlungsschreiben abgeben zu können, und reiste, nachdem ich noch einen Abend in der „Deutschen Ostasiatischen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde“ verbracht hatte, ebenfalls weiter; erst mit Nikko als Ziel und später, nach abermaliger Rückkehr nach Yokohama, nordwärts.



Die Pagode der Nikko-Tempel.

Nikko ist bekanntlich ein besuchter Badeort, der in wenigen Stunden von Tokio aus auf der Nordbahn und dann östlich auf der ins Gebirge abzweigenden Bahn zu erreichen ist. Seine wesentlichere Bedeutung liegt aber darin, einige der großartigsten Tempel Japans zu besitzen.

Aus dem früher angedeuteten Grunde, nämlich der Verbindung mit freierer Natur, machten die Nikko-Tempel einen noch tieferen Eindruck auf mich, als die Shiwa-Tempel.

dessen Unauslöschlichkeit mich durch das ganze Leben begleiten wird.

Man denke sich ein Gebirgsthal, wie in dem schönsten Teile des Harzes, die Berge im allgemeinen höher, die Vegetation noch reicher und mannigfaltiger, durchschäumt von einem Fluß, der die Bode an Breite und Wasserreichtum erheblich übertrifft. In diesem Thale liegt ein sehr ansehnliches, niedliches japanisches Gebirgsdorf — oder vielmehr sind es mehrere Dörfer, die unter dem Namen Nikko, den auch der ganze Distrikt führt, zusammengefaßt werden. Sie sind Stätten des Kunst-Gewerbes und -Handels, besitzen in Gärten gelegene Hôtels, Villen und einen japanisch gehaltenen kaiserlichen Landsitz. Der schäumende Fluß wird von mehreren Brücken gekreuzt, darunter von der heiligen roten Brücke Mi-Hashi, die nur bestimmten Persönlichkeiten an bestimmten Tagen erschlossen wird. Diese Brücke über den rauschenden grünen Bergstrom, den Daiya-Gawa, wird von Waldbergen gesäumt, und zwar an einer Seite von den Kryptomerienhainen, hinter denen sich die Tempel, wozu auch jener Landsitz gehört, verbergen. Eine malerische alte Treppe windet sich hier hinauf und hinein in das geheimnisvolle Dunkel der hängenden Äste. Den Hintergrund bilden dann die reich übergrünten, im entzückenden Wechsel sich vorschiebenden und zurückziehenden Bergcoulissen.

Oben auf dem Tempelgrunde finden wir Blumenanlagen, Parks und namentlich Kryptomerien von unbeschreiblicher Schönheit. Unter den Tempeln ragen die Mausoleen des Shoguns Ijejas und seines Enkels Jemitsu hervor. Der Besucher findet in ihnen eine Fülle des Bewundernswerten; unter anderem sei der herrlichen Deckenkassettierungen gedacht, die an Erfindungsreichtum und glücklichem Ausdruck des Schönheitgefühls kaum ihresgleichen haben werden. Einzelne Ornamente genießen in Japan des weitverbreitetsten Ruhmes, so die fast unscheinbar wirkende schlafende Katze des Künstlers Hidari Jingoro. Thorstatuen, wie vom Donnergott und vom Sturmgott, sind vorzügliche, aber groteske Idole chinesischen Geschmacks. Außer anderen

Weihgeschenken finden wir ein holländisches; denn Holland, das seit dem 17. Jahrhundert allein von allen europäischen Staaten, und zwar nicht von Demütigungen freie Handelsbeziehungen zu Japan unterhalten durfte, galt gleich Korea für einen japanischen Vasallenstaat.



Der Donnergott vor dem Jemitsu-Mausoleum in den Nikko-Tempeln.

Bei klarem Wetter, mit dem hier nichts weniger als ein ewiger Bund zu flechten zu sein scheint, ist Nikko ein reizender, durch den Fremdenverkehr stets amüsanter Badeort. Der Deutsche findet Landsleute in Menge. In den Hôtels kann man nach Wunsch europäisch oder japanisch wohnen, wennschon man nicht in einem so gut wie leeren Zimmer, nur auf der Fußbodenmatte hausen und sich an dem Bänkchen unter dem Kopf und dem Kohlenbecken für die Pfeife begnügen wird. Die japanischen Hôtelgäste, selbst wenn sie europäisch im Speisesaal essen, logieren mit Vorliebe in dieser anspruchslosen Art. Das Speisen geschieht an kleinen Tischen und erhält durch die Fröhlichkeit der bedienenden Mädchen einen spaßhaften Reiz. Es giebt auch Brummbäre unter ihnen, aber manche bewahren ihre nette Art, die durch die Ungeniertheit des Kokettierens und lauten Lachens von fremden Damen zuweilen und vielleicht nicht

ganz mit Unrecht etwas „shocking“ gefunden wird. Ihr zweckloses Tornisterchen legen die Mädchen nicht ab; ihre langen Ärmel sind für das Bedienen gewiß auch nicht übermäßig praktisch; im Saale tragen sie natürlich weiche Schuhe, keine von Holz. Einmal ward abends eine Gaisha-Vorstellung ins Werk gesetzt, die mich auf die Dauer herzlich langweilte.

Durch Hôtelbedienstete der ganzen Welt geht ein gemeinsamer Zug, den das Geschäft der Fremdenindustrie mit sich bringt; er erstreckt sich hinunter bis auf den japanischen „Stift“, der ebenso unverfroren ist wie seine kleinen, europäischen Kollegen, nur sie mit seinem borstigen, dicken Kopf auf der winzigen Figur vielleicht an Putzigkeit der Erscheinung übertrifft. Dicker Kopf und kleine Figur ist auch das Charakteristische der niedlich-drolligen Kinder, namentlich des weiblichen Geschlechts, bei denen das steife Kunstgebäude der Frisur das Mißverhältnis noch verstärkt. Diese geölte Frisur an zu großem Kopf, der trippelnde, watschelnde Holzschuhgang, starke Backenknochen und Lippen, häufig ein geistloser Ausdruck, eine für uns Europäer oft unmotivierte kindische Heiterkeit lassen mir die japanischen Frauen keineswegs so reizvoll erscheinen, wie begeisterte Japanreisende sie geschildert haben. Außer in der Sprache des „flirt“, werden auch wohl sehr wenige in der Lage gewesen sein, sich mit den japanischen Freundinnen zu unterhalten. Die Begeisterung für japanische Frauen ist also in erster Linie eine der reisenden Jugend, von der auch Pierre Loti nur die Ausnahme macht, ein begnadeter Dichter gewesen zu sein. Nichtsdestoweniger soll andererseits eine bestechende Anmut, die durch zarte Glieder, feine Haut, dunkle Augen und prachtvolle Zähne gehoben wird, nicht geleugnet werden.

Mir waren das Anziehendste die japanischen Kinder, die ich selten unartig, öfter von allerliebster Liebenswürdigkeit gegen den Fremden fand, während die auch gar nicht üblen chinesischen Kinder ziemlich durchweg die Unnahbarkeit ihrer Rasse zeigten.

Die an Wald, Wasser und Kaskaden reiche Umgegend von

Nikko ermöglicht viele reizende Partien, die genau so genossen werden können wie europäische. Wer ins Gebirge will, reist in der Regel nach Chuzenji und weiter hinauf bis Yumoto. Man kann diese Gegend als abgestufte Waldterrasse zwischen vulkanischen Bergen betrachten. Nikko liegt fast 2000 Fuß, der große See von Chuzenji über 4000 und der Schwefelsee von Yumoto etwa 5000 Fuß über dem Meere: die Abflüsse dieser Seen rauschen durch die Wälder und stürzen sich in prächtigen Fällen, von denen



Am Chuzenji-See.

einzelne 200 Fuß und mehr messen, zu Thal. Die Gipfel darüber, wie der Nantai-San, steigen bis zu 8000, ja fast 9000 Fuß an; meist sind sie ganz bewaldet, nur einer enthüllt seine nackte vulkanische Natur. Grasige Ebenen und Moore, darunter ein berühmtes Schlachtfeld des Mittelalters, bilden dazwischen lichte Hochflächen, die sich im Juli mit Irisblüten bedecken. Der Wald zeigt neben Kryptomerien und asiatischen Laubbäumen viel bekannten Wuchs, wie Birken, Eichen, Ahorn, letzteren in solcher Zahl, daß sein buntes Herbstlaub die berühmten japanischen Herbstlandschaften gerade an dieser Stelle überwältigend hervorzaubern soll. Auch der Azalienbaum, der 20 bis 30 Fuß hoch wird, entfaltet im Frühsommer seine rote und weiße Blumen-

pracht. Überwiegend erhält man sonst den heimatlichen Eindruck, und man begrüßt mit naiver Freude die aus der Kindheit vertrauten Feldblumen und Waldbeeren. Und siehe, da treffen wir auch an einer Kaskade eine deutsche Picknick-Gesellschaft, fröhliche, elegante Damen und Herren, die von ihren prächtigen Pferden gestiegen sind: eine Gesellschaft des deutschen Gesandten!

Dieser ganze Bergdistrikt ist heilig. Alljährlich wird er von Tausenden von Pilgern besucht, die von Vulkan zu Vulkan steigen und so viele Tempel im Gebete mitnehmen, als sie irgend können. Sie überfluten dann auch den Tempel und den Sommerfrischen-Ort Chuzenji.

Der Chuzenji-See mag seine vier Quadratmeilen messen; es ist ein klares und tiefes, grünblaues, ganz umwaldetes Gewässer. In dem ansehnlichen, unter Wipfeln versteckten Dorfe sind gute Hôtels und viele niedliche Häuser, in denen die Gesellschaft Tokios eine Zeitlang halb japanisch lebt, natürlich bei allen europäischen Bequemlichkeiten und europäischer Küche.

Ich erhielt keine Wohnung in dem nebst Dépendance völlig besetzten Haupthôtel, wo es von europäischen kinderreichen Familien wimmelte, sondern in einem gerade an der Seebreite durchaus japanisch konstruierten Hause. Nur die verschiebbaren Wände mit den Papierquadraten trennten mein Zimmer und meine Loggia von den gleichen Räumen der Nachbarschaften. Doch ist es mit der Hellhörigkeit gar nicht so schlimm, und die Wände — nun, die verschiebt man eben nicht.

Der Wirt — ein Sohn, der seinen abwesenden Vater vertrat — erzählte mir, er sei Studiosus der Jurisprudenz. Es war ein ernster, junger Mann mit Brille, in Kimono und Holzschuhen. Voll Begeisterung nannte er den Namen Bluntschlis; ich hoffe, daß er Bluntschli auch wirklich studiert haben wird.

Der Yumoto-See ist viel kleiner, aber von noch größerem Liebreiz als der von Chuzenji; man hat an seinem berg- und waldumrahmten Gestade den Eindruck, sich etwa an einem oberbayerischen See zu befinden. Die Schwefeldämpfe, die ihm in

der Schilfecke bei dem Dorfe entsteigen, bekunden freilich die fremdere Gegend. Merkwürdigerweise gedeihen Fische in dem Schwefelwasser. Höchst charakteristisch für das alte Japan sind die, wie anderwärts, so auch hier noch bestehenden öffentlichen Badehäuser. Die neue Moralvorschrift übte ihre Gewalt noch nicht aus; Männlein und Fräulein, Alte und Kinder hockten, wie der liebe Gott sie erschaffen, zufrieden nebeneinander in dem heißen Schwefelwasser und legten auch beim Hinein- und Hinausgehen kaum irgendwelche „Genierlichkeit" an den Tag.

Das schönste Gebirgsreisen bleibt hier, wie überall in der Welt, die Fußwanderung. Auf steinigen Wegen ist dabei die Benutzung von japanischen Strohsandalen gar nicht übel; sie hängen in jedem Dorfe zum Verkaufe aus und haben nur den Nachteil, meist zu klein für Europäerfüße zu sein.

Ochsen, die aus einem Kupferwerke Erze auf einer Spurbahn beförderten, hatte man spitze Strohhüte gegen die Sonnenglut aufgesetzt und zur Schonung ihrer Hufe auch Strohschuhe angezogen; schwer und würdig wandelten sie in ihrem lustig aussehenden Schmuck dahin.

Originell erschien mir der Kindergottesdienst für europäische und japanische Kinder, den ein christlicher, eingeborener Prediger abhielt. Auch Japanerinnen in Nonnentracht wirken eigenartig. Man sieht die kleinen Dinger viel lieber mit ihren fröhlichen, roten Gesichtern unter Sonnenschirmen und in bunten Kimonos.

Meine Reise nordwärts trat ich also von Yokohama aus wieder an. Ich hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Schon im März war es mir in Hongkong gesagt, daß ich vielleicht einmal an Bord der „Deutschland" fahren könne, und auf meine Anfrage, ob es jetzt passen würde, erhielt ich ein Telegramm von dem

8*

persönlichen Adjutanten des Prinzen Heinrich: „An Bord der Deutschland willkommen." Die „Deutschland" lag als Flaggschiff mit dem Kreuzergeschwader im Hafen von Hakodate, von wo es in wenigen Tagen nach Tsingtau in See gehen wollte.

In Yokohama versah ich mich noch mit Mundvorrat, denn außer Thee und Früchten findet man auf japanischen Bahnstationen kaum Europäern erwünschte Speise, und trat dann am 6. September die lange Bahnfahrt nach Aomori an der Nordspitze Nippons an. Diese nördliche Strecke wird von Touristen fast gar nicht besucht und ist daher verhältnismäßig wenig bekannt; ich hatte also wieder Gelegenheit, Eigenartiges und Neues zu sehen und, wenn auch nur im Fluge, so doch oberflächlich einen Eindruck zu erhalten, wie das dem Europäerverkehr entlegenere Innere Japans aussieht.

Die zweite Klasse war vollgestopft; meine Begleitung in der ersten bestand nur aus ein paar langweiligen, jungen „beefs", wie deutsche Liebenswürdigkeit die Engländer betitelt, die natürlich an schmeichelhaften Gegenbezeichnungen für uns auch keinen Mangel haben, und einem eingebildeten, einheimischen Fremdenführer, der den Talmi-Gentleman herauszubeißen suchte, sowie aus einem europäisierten Japaner höherer Ordnung, der sich darauf beschränkte, schweigend ein ungeheures Lesefutter an japanischen Zeitungen zu vertilgen.

Auf dem Fußboden stand „mittschiffs" ein Bänkchen mit Wasserflasche und Gläsern, die, wie das ganze Coupé, unterwegs mehrfach eine gründliche Säuberung erfuhren.

Den Thee kaufte man sich an den Stationen in Kännchen, die später wieder eingesammelt wurden. Die Wagen haben an den Wänden laufende Bänke, die freien Mittelraum gestatten. Einrichtung und Betrieb lassen nichts zu wünschen übrig, nur wird leider nicht durchgefahren, und man muß die mittleren Nachtstunden über aussteigen. Das Publikum war immer amüsant und immer artig. Unsere Bauern sind die reinen Bauern gegen

dieses untereinander freundlich-ceremonielle Volk. Ein deutscher Bauer bringt überhaupt keine Verbeugung fertig, und die Japaner schwelgen förmlich in Hofmarschallsbücklingen; die höflichen Herren schnellen diese Bücklinge freilich etwas kurz abgebrochen von sich, so daß sie zu automatenhaft ausfallen, um graziös erscheinen zu können. Daß alle sich dabei mit Liebenswürdigkeiten bombardieren, sieht man Mund und Augen an.

Polizisten und Soldaten machen einen guten Eindruck. Leider haben sie sich, selbst bei der größten Hitze, die weißen waschledernen Handschuhe unserer Unteroffiziere angewöhnt, in denen sie sich natürlich äußerst „tiptop“ vorkommen.

Die Schwüle, bei der ich Yokohama verließ, machte bald wieder der Kühle und unendlichen Regengüssen Platz; ich gab es deshalb auf, noch Matsushima an der Nordostküste mit seinen „808“ Inseln, eine der „drei schönsten Scenerien Japans“, wie die Japaner behaupten, zu besuchen. Mein Nachtquartier schlug ich in Sendai auf, wo ich gegen zehn Uhr abends anlangte. Im strömenden Regen, verschlafen und frierend, eilte ich schleunigst zum japanischen Gasthof jenseit eines großen, dunklen Platzes, wo ich mit vielen Bücklingen von beiderlei Geschlechtern empfangen wurde, aber große Not mit der Verständigung hatte, da kein Mensch etwas außer japanisch konnte. Es ging aber auch so! Das erste, was in einem japanischen Gasthause geschieht, heißt: Einzeichnen in die Fremdenliste. Die hohe Polizei ist in diesem Punkte sehr gestrenge; selbst das manchen Leuten peinliche Bekenntnis ihres Alters wird unnachsichtlich verlangt.

Ich erhielt Thee und ein prachtvolles, englisches Bett mit seidenen Decken, das sich seltsam zwischen den sonst kahlen Wänden ausnahm. Um vier Uhr brach ich wieder auf, war aber nicht geweckt worden, und schritt meinerseits zum Wecken, wobei ich fand, daß Familie und Gesinde, bekleidet und sorglich in Decken eingewickelt, auf den Fußböden verschiedener, durch Bretterwände abgetheilter Gemächer sich eines Bärenschlafes erfreute.

Wettersignatur: Es wird weiter geregnet! Ich schlief daher frierend im Coupé abermals, so lange ich es vermochte. Die Landschaft wurde immer schöner und großartiger; es wäre eine ganz prachtvolle Reise bei minder neidischem Verhalten des japanischen Wettergottes gewesen; wenigstens bekam ich aber doch in lichteren Momenten einen ungefähren Begriff, wie es in Nordjapan ausschaut. Die Bahn steigt erst 1500 Meter, und dann geht es durch herrliche Waldungen und über schäumende Bergflüsse thalabwärts. Teilweise hatte ich Eindrücke, wie sie die prächtige Eisenbahnfahrt nach Drontheim gewährt, wenn man, von Stockholm kommend, die schwedischen Hochflächen hinter sich hat. Mich wunderte es, zu sehen, wie weit der Reis nordwärts gedeiht; ich freute mich aber am meisten über den Anblick von Buchweizenfeldern, wie überhaupt an allem Nordischen. Der Ziehbrunnen und gekreuzte Dachhölzer scheinen fast in der ganzen Welt vorzukommen; so erwecken sie auch hier niedersächsische Reminiscenzen. Allmählich stellen sich Lehmhäuser statt der hölzernen ein, Landschaft und Leute gewinnen ein „ainohaftes" Gepräge.

Nicht weitab befinden sich bedeutende Staatsgestüte.

In ihrer Ödigkeit anziehende Strandpartien mit Heide und Moor folgen, während die hohen Berge zurückbleiben; aber doch treten streckenweise die Felsen an den Strand. Hart zieht sich die Bahn, zum Teil durch Tunnel an der Aomory-Bai entlang, und wir gewahren malerische Felsblöcke in der grauen, schaumbewegten See. Die Seebrise umzieht uns. Es riecht wieder nach nordischem Salzwasser, und dieser Geruch thut unendlich wohl! Die schweizerartige Steinbeschwerung der Dächer kündet von der Gewalt der herrschenden Stürme. Die niedrigen Häuser schließen sich zu einer Ortschaft; wir erblicken weite, schmutzige, sandige Straßen, in denen wie Männer gekleidete Frauen in Männersitz auf kleinen Pferden traben, und auf einem sehr anspruchslosen Bahnhof sind wir gegen Abend in Aomori angelangt.

Durch den Sand der Straßen watend begab ich mich sogleich zum Hafen. Unterwegs begegnete ich einem Kavalleriegeneral mit seinem Stabe; die Offiziere, die hohe Tiere ritten, sahen vorzüglich aus.

Die Gasthäuser machten einen nichts weniger als freundlichen Eindruck; ich beschloß daher, sofort an Bord des japanischen Dampfers zu fahren, auf dem ich die Überfahrt nach Yesso machen wollte. Der Dampfer sollte um zehn Uhr abends abgehen. Ich hatte bei der Unmöglichkeit sprachlicher Verständigung ziem-



Ainos auf Yesso.

liche Schwierigkeiten mit der Weiterbeförderung meines Gepäcks; man wollte mich es durchaus nicht gleich mitnehmen lassen sondern mir es nachschicken und mich vermutlich auch in ein Gasthaus lotsen. Ersteres erschien mir in dem wildfremden Lande aber unsicher, und nur durch größte Hartnäckigkeit setzte ich endlich die sofortige Beförderung durch. In einem flachen, für Wellenschlag kaum geeigneten, fährenartigen Boote wurde ich dann an den auf der Reede ankernden, kleinen Dampfer gebracht. Nicht weit davon lag ein japanisches Panzergeschwader von lauter gut aussehenden Schiffen.

Die japanischen Schiffsoffiziere waren, da sie hier an europäischen Reiseverkehr noch wenig gewöhnt sind, ein bißchen neugierig, aber ganz nett. Offiziell gab es keine Speisen an

Bord; für Geld und gute Worte wurde mir indessen ein anspruchsloses Mahl, sogar mehr als ich schließlich wollte, gerichtet, und Kirinbier, eines der von deutschen Brauern bereiteten und auch exportierten Japan-Biere, fehlte nicht. Die Kajüte war erträglich; vom Ankeraufgehen und dem hohen Seegang merkte ich gar nichts und langte wohlbehalten am anderen Morgen auf der Reede von Hakodate an.





IV. An Bord der „Deutschland“ von Japan nach China und Aufenthalt in Tsingtau.

In Hakodate. — Empfang auf der „Deutschland“. — S. K. H. Prinz Heinrich von Preußen. — Aufbruch des Geschwaders. — Der Kommandant und die Offiziere. — 25jähriges Jubiläum der „Deutschland“. — Postabholen. — Der „Iltis“. — Ankunft in Tsingtau. — Erste Eindrücke von Kiautschou. — Eine Parallele mit einigen anderen asiatischen Kolonien. — Im Yamen. — Ein Ausritt ins Gebiet. — Das Polospiel. — Picknick auf den Iltisbergen. — Ausflug in den Lauschan. — Die ersten Spatenstiche zum Bahnbau in der Stadt Kiautschou. — Mit den Österreichern. — Abschied von Tsingtau. — Auf nach Peking!

Der Zahl der ankernden Schiffe nach zu urteilen, erschien die recht ausgedehnte Stadt Hakodate, einer der früheren Vertragshäfen, ein sehr ansehnlicher Handelsplatz zu sein, hat jedoch als solcher größere Bedeutung für das Inland als für das Ausland. Die meisten Schiffe waren japanische, und die vornehmsten Dampfer gehörten der großen Schiffahrtsgesellschaft „Nippon-Yusen-Kaisha“ an, dem Lloyd Japans.

Hölzern und unansehnlich sind die Häuser; weitgebaut, sandig, ziemlich langweilig erscheint das sich hoch bergauf ziehende, quadratische Straßennetz; dahinter erhebt sich im schönen Kranze der Wald an dem über 1000 Fuß hohen Pik, der den Rücken der Stadt deckt. Der Berg steigt, von der Reede gesehen, allmählich schräg an; erst in einer gewissen Entfernung vom

Lande betrachtet gewinnt er steilere Form und das Gesamtschauspiel, das sich uns bietet, erhält dann erst Berechtigung zu dem oft gemachten Vergleich mit Gibraltar.

Die Straßenbreite hängt mit den häufigen Feuersbrünsten zusammen, die bei den gleichfalls nicht seltenen Orkanen zuweilen arg gewütet haben. Einzelne Steinhäuser zwischen den Holzbauten dienen, gleich den Pfandhäusern in China, als feuersichere Niederlagen von Wertgegenständen der Einwohnerschaft. Die



Hakodate auf Yesso.

Beleuchtung ist elektrisch. Im allgemeinen hat man den Eindruck einer nordnorwegischen Stadt, ins Japanische übertragen.

Am Hafen herrscht wohl Leben; sonst verliert es sich in den breiten Bergstraßen zwischen Häuschen und Hütten; dann und wann erblickt man die charakteristischen Figuren von Ainos, und der Typ der Bevölkerung erinnert vielfach an diese gedrungenen haarigen Urbewohner des inneren Yesso. In den Läden erwirbt der Fremde hauptsächlich Bärenfelle und sonstige Rauchware. Ein Fell mit Kopf und Klauen, das des Mitnehmens lohnt, kostet immerhin über 100 Mark.

Das erste, wonach ich morgens an Bord meines japanischen Dampfers Ausschau hielt, war unser Geschwader, oder die

Division, oder viel mehr keines von beiden, sondern nur eine Ansammlung verschiedenartiger Schiffe. Da lagen sie ziemlich weit draußen in stattlicher Reihe auf der Reede und erfüllten mein Herz doch mit Stolz. Mit Stolz vom bescheidenen deutschen Standpunkte aus, dem es noch gegenwärtig war, wie vor ein paar Jahren einige unansehnliche Holzschiffchen die deutsche Machtfülle in Ostasien zu vertreten hatten.



Ein Aino mit seinem Knaben (Yesso).

Da war zuerst die „Deutschland", das Admiralschiff mit der Contreadmiralflagge des Prinzen Heinrich im Top, die „Hertha" mit der Flagge des zweiten Admirals, die „Kaiserin Augusta", die „Irene" und der neue „Iltis".

Ich schickte meine Sachen in einem Sampan auf die „Deutschland" und fuhr selbst an Land, um von dort aus auf würdigere Weise als auf einem schmutzigen, japanischen Lastboot meinen Einzug an Bord zu halten. Ich brannte auf das Wiedersehen mit den Landsleuten im fremden Hafen und hoffte, einen oder den anderen guten Freund zu finden.

An der Landungsbrücke traf ich eine Ruderpinasse der „Deutschland" und den Stabsarzt, zugleich Leibarzt des Prinzen, der an Bord fuhr und mich liebenswürdiger Weise mitnahm.

Der kurze, aber hohe und massige Bau der „Deutschland" sah doch recht imponierend aus; das breite Oberdeck, die hohen Batterieräume, die saalartige Offiziersmesse wirkten desgleichen.

Zunächst ergab sich das heitere Mißverständnis, daß ich früher, als ich mich angemeldet, erschienen war; bei den fort-

währenden Eisenbahnfahrten und dem Ausfall von Seitentouren hatte sich der Kalender bei mir um 24 Stunden verschoben. Das trug eine kleine Neckerei ein, verschaffte mir aber unbeabsichtigter Weise die Freude, einen Tag länger an Bord zu sein und auch Hakodate noch kennen zu lernen.

Kapitän von W. führte mich so, wie ich war, im Reiseanzug, in die Achterkajüte zu Sr. Königlichen Hoheit. Ich hatte die Ehre gehabt, mit dem Prinzen vor langen Jahren zusammenzutreffen, und wurde nun von ihm so begrüßt, wie es den freundlichen Gepflogenheiten des hohen Herrn auch sonst entspricht.

Herr von W. hatte mir opferwilliger Weise seine Schlafkabine eingeräumt; er selbst schlief während der Zeit meiner Anwesenheit in einem in der Achterkajüte des Prinzen aufgeschlagenen Bett, so daß beide sich Beschränkungen ihrer Bequemlichkeit auferlegten. Hätte ich diesen Raummangel geahnt, der von vornherein bedingt hatte, selbst den Stab mit über andere Schiffe zu verteilen, so würde ich kaum den Mut gehabt haben, mich einzuschiffen. Ich führe dies hier an, um zu zeigen, wie gütig man dachte und in welcher Einfachheit gelebt wurde. Einfachheit war überhaupt die Signatur des schwimmenden, prinzlichen Haushalts. Der Wohnraum des Prinzen bestand aus der länglichen Vorkajüte, die überwiegend durch den langen Eßtisch ausgefüllt wurde, und die sich ohne Trennung zu der Achterkajüte im Heck ausrundete; es war also eigentlich nur ein einziger, großer Raum. Achtern stand der Schreibtisch des Prinzen; das Meublement war nett, aber ebenso anspruchslos. Von der Vorkajüte führte eine Thür in das verhältnismäßig geräumige Schlafzimmer.

Nachmittags machte ich einen Ausflug mit dem Geschwaderzahlmeister, der für die Angehörigen eines hier in der Fremde gestorbenen Matrosen der „Deutschland“ das Grab photographieren wollte. Von dem hochgelegenen, leidlich gehaltenen Friedhof hat man eine herrliche Aussicht über die Meeresenge nach Nippon hinüber. Unter den Kiefern befand sich noch ein Grab eines

deutschen Geschwaderangehörigen, eines dem Typhus erlegenen Maschinisten der „Kaiserin Augusta“. Gleichzeitig besichtigten wir das Krematorium, das ganz ähnliche Einrichtung wie das in Kobe gesehene, aufwies. Wie es im lieben Vaterlande auch zu



Die „Deutschland“ im Kowloon-Dock.
Nach einer Photographie des Stabszahlmeisters Scherber.

sein pflegt, befand sich neben dem Friedhofe gleich ein Wirtshaus.

Ein „Stabsessen“, das abends stattfand, war mir als erste Mahlzeit mit Sr. Königl. Hoheit besonders amüsant. Auch hier fiel jeder Zwang weg; die Herren erschienen, wie immer, alle in Weiß, und auch ich konnte den schwarzen Dinner-Anzug heute und

während der ganzen Reisezeit auf der „Deutschland“ im Koffer lassen. Der einzige, anwesende Civilist, wenigstens halbwegs Civilist, außer mir, war der Geschwaderpfarrer.

Seine Königl. Hoheit hielt eine Ansprache, in welcher er die große Summe von Intelligenz pries, die sich in den Persönlichkeiten seines Stabes vereinige, sowie das gemeinsame Zusammenarbeiten, das er im seemännischen Bilde mit der Vereinigung der einzelnen Kardeele zu einer starken Trosse verglich.

Der Prinz war von dem Aufenthalt in Hakodate, der in ungezwungener Weise hübsche Ausflüge zu Pferde längs des Strandes und in die Berge gestattete, sehr befriedigt. Ich benutzte die Zeit, um einen Ritt, an der stürzenden Brandung entlang, auf dem Ufersande und über Dünenwellen und Strandwiesen nach einem Badeörtchen zu machen. Drei Quellen Schwefelwassers von verschiedenen Wärmegraden, die dritte ungemein heiß, ergossen sich in einem Badehause nebeneinander in kleine Becken. Die Badenymphen trippelten ungeniert durch den Raum.

Um Sonnenuntergang des nächsten Tages dampfte das Geschwader in See; das inzwischen eingetroffene japanische Geschwader hatte zuvor mit uns gemeinsam Flaggenparade gemacht.

Es gab ein schönes Schauspiel! Die Regenwolken erhielten durch die letzten Strahlen eine wilde, feurige Beleuchtung; über die dunkelnden Berge zog die Mondsichel herauf. Darunter blitzten die Lichter der ansteigenden Stadt und hinter unserem Admiralschiffe die grünen und roten Positionslaternen und die auf- und niedergehenden bunten Lampen der weißen, sich majestätisch im Kielwasser folgenden Fahrzeuge. Besonders prächtig machte sich die durch ihren eingezogenen Bug und den höheren Vorschiffaufbau charakteristische „Hertha“. Aus den mehrfachen Reihen ihrer Etagenfensterchen strahlte es wie eine Illumination über die See; darüber kamen und schwanden dann die farbigen, elektrischen Signale. Selbst der ungeheure, tiefschwarze Rauch

ihrer Schornsteine, dessen Stärke sonst kein Vorzug war, hob das Malerische der Scene.

Bis spät noch sahen wir die langen Lichtpünktchensäume der bewohnten japanischen Küste. Damit hieß es: Lebewohl, Japan! Wie gern würde ich das merkwürdige Land wiedersehen!

Eins stand mir fest: für ein asiatisches Volk, das bereits so vom Baume westlicher Erkenntnis genossen hat, wie das japanische, ist ein Rückfall in seine alten Kulturzustände, obschon diese noch mehr überwiegen, als es von der Ferne aus scheint, unmöglich. Bei der Emsigkeit seines Geistes und körperlicher Zähigkeit wird es auch nicht zu dem indirekten Rückfall, d. h. zum Stillstand kommen. Es bleibt also nur der Fortschritt über: das heißt, Japan ist ein Land der Zukunft, eine der großen Völkerfamilien, die bei dem Ellbogenkampfe im Meere des Völkerringens sich auf der Oberfläche halten wird. Mit diesem Faktum müssen wir rechnen, auch wenn zeitliche Gruppierungen uns vom japanischen Volke abdrängen können.

Am nächsten, wie in den kommenden Tagen, erfreute man sich, vom herrlichsten Wetter begünstigt, stets von neuem an der Bewegung des Geschwaders auf der tiefblauen Fläche des japanischen Meeres, unter der klaren, majestätischen Wölbung des nur von wenig weißem Gewölk durchschwommenen Himmels. Da wir noch in der Periode der Taifune standen, die mit der kurzen, hochbordigen „Deutschland" wahrscheinlich ein gefährliches Spiel getrieben haben würden, so strebten wir direkt der Koreaküste zu, die sich außerhalb des üblichen Tummelplatzes dieser Wirbelstürme befindet. Das Glück blieb uns dabei hold.

Wir dampften in der Regel in Doppelkiellinie. Die „Deutschland" an Steuerbord, die „Hertha" querab an Backbord; hinter jener die „Irene" und hinter dieser die „Kaiserin Augusta", links oder rechts vom Zwischenraum hielt sich der „Iltis". Fast fortwährend wurde evolutioniert oder irgend eine sonstige Übung vorgenommen. Die Evolutionen: das Einschwenken in die Kiellinie, der Aufmarsch in Doppellinie oder in eine einzige Front,

die Wendungen acht Strich nach Steuerbord oder Backbord, oder 16 Strich zum Kehrtmarsch, wurden so präcise ausgeführt, wie es für die verschiedenen Typs überhaupt möglich war. Diese Verschiedenheit konnte allerdings einen modernen Seemann, der weiß, daß seine Hauptkraft in der Gleichmäßigkeit einer eingefahrenen Gefechtseinheit von Schiffen gipfelt, nie vollkommen beglücken. Die „Deutschland“ besaß einen wunderbar kurzen Drehungsradius, den die langen Kreuzer natürlich nicht aufweisen konnten; dafür aber lähmte sie diese, die immer alle Hände voll zu thun hatten, um nur ja nicht vorgeschriebene Distanzen durch Vorlaufen zu ändern, und die bei gemäßigter Geschwindigkeit an Ruderwirkung Einbuße erlitten. Das galt für die „Hertha“ und noch mehr für „Kaiserin Augusta“, aber auch für „Irene“, während dem „Iltis“ die leichteste Arbeit zufiel. Jedes von diesen Schiffen war ja auch unter sich ganz verschieden. Man glaubt häufig zu Hause — das Haus der Nation, der Reichstag nicht ausgeschlossen, — wenn nur Schiffe draußen seien, die leidlich schießen können, so genüge das, und wenn sie vereinigt würden, so sei damit der äußersten Leistung Genüge geschehen. Dies ist aber nicht der Fall! So und so viel Schiffe, ohne Wahl des Typs und ohne gemeinsame Schulung, bedeutet höchstens nur so und so viele Kanonen und Leute mehr, aber dieselbe Zahl, auf der Höhe der Zeit stehend, gleichartig funktionierend und gleichzeitig geschult, bedeutet die Multiplikation der Stärke des Geschwaders mit erstaunlich hohem Multiplikator. Nach langjährigen, mit Hingabe und wissenschaftlicher Gründlichkeit ausgeführten Versuchen haben wir uns in Deutschland eine solche multiplicierende Taktik geschaffen, auf die wir vertrauensvoll unsere Hoffnung setzen und auf der sich unsere ganzen Marinereformen, die uns im Notfalle gegen einen an Zahl weit überlegenen Gegner den Erfolg verbürgen sollen, begründen.

Unser Admiral, Prinz Heinrich, nahm es mit seinem Dienst sehr ernst und kam wenig von der vorderen Brücke herunter. Mit dem langen Fernrohr unter dem Arm, das er gelegentlich

zur kritischen Beobachtung ansetzte, sah man seine schlanke Gestalt an der Brüstung lehnen, sah man ihn ruhig auf- und abwandeln, Befehle erteilen oder im Kartenhause sich orientierend über die Karte beugen; der Kommandant und gleichzeitige Stabschef, Kapitän z. S. M., in seiner ebenso ruhig erscheinenden Haltung, dessen bartloses, charakteristisches Gesicht selten eine Veränderung spiegelte, befand sich meist bei ihm. Der Admiralstabsoffizier, der Navigationsoffizier, der wachhabende Offizier, Steuerleute, Signalgäste, Rudergäste und Meldende vervollständigten das dienstliche Personal auf der geräumigen Plattform. Das laute Kommandieren und Schreien ist mit dem Verschwinden der Segel und der Einführung elektrischer Leitungen ziemlich abgekommen; es geht alles scheinbar ganz ohne Aufregung zu; selten wird ein Erheben der Stimme nötig, und deshalb kommt dies auch außer Mode.

Auf den alten Segelschiffen, auf denen, den Wind übertönend, die Stimme bis in die Sahlings der turmhohen Toppen hinaufreichen mußte, wurde entsetzlich gebrüllt, und da man einmal in der Gewohnheit war, so ward wohl auch das Anschreien von Person zu Person üblich.

Häufig wurden auch Übungen mit Fern- und Nachtsignalen gemacht, zu welchem Zwecke die Schiffe weit auseinander dampften, bis man sie fast oder gar nicht mehr sah. Interessant ist es, in welche ungeheure Entfernungen der Lichterreflex auf den Wolken nachts eine Verständigung gestattet.

Mit dem Außendienst verband sich auch der Innendienst, oder er wurde unabhängig davon gethan. Dem Geschützexerzieren in der Kasematte sah ich gern zu, ebenso dem an den leichten Schnellfeuergeschützen des Oberdecks. Was Feuerwirkung anbelangt, so würde die alte „Deutschland“, obschon ihr die neuesten Konstruktionen fehlten, noch ihren Mann gestanden haben. Einmal geschah ein Nachtmanöver mit abgeblendeten Lichtern; als Badegast empfand man dabei vor allem die niederträchtige Wärme, die das allgemeine Schließen von Pforten, Luken und

Fenstern mit sich brachte. Außerdem wurde als theoretische Übung das Kriegsspiel getrieben, dessen Problem manche scharfe Köpfe angestrengt beschäftigte.

Wir speisten bei Sr. Königl. Hoheit stets zu fünfen; der Prinz nahm den Kopf der Tafel ein, links von ihm saßen der Kommandant und der Admiralstabsoffizier, rechts ich, als Gast, und Kapitän v. W.

Pünktlichkeit ist an Bord oberstes Gesetz. Der Prinz ließ uns kaum warten und wir ihn, wenn nicht für einen der Herren eine dienstliche Abhaltung in Frage kam, gar nicht. Da Kapitän v. W. sich zum Ankleiden seiner mir zur Verfügung gestellten Schlafkammer bedienen mußte, so hatten wir eine Ablösungsbestimmung getroffen, die sich tadellos vollzog, denn bei Herrn v. W. ging es durch lange Übung, Beanlagung und Hülfskräfte wie ein „geölter Blitz“, und ich that mein Bestes, nicht in das Laster der Beschaulichkeit zu verfallen. In schlohweißer Fleckenlosigkeit machten wir dann unsere Eintrittsverbeugung.

Die Gestalt des Prinzen hat im Verhältnis zur Größe etwas ungemein feines, namentlich in der Kopfbildung. Dabei ist er aber sehr muskulös und zähe. Zur Zeit bedeckte tiefe Sonnenbräune Gesicht und Hals, was gut gegen das blonde Haar und den modern zugespitzten Vollbart abstach. Er besitzt viel von seinem Vater. Der offene Gesichtsausdruck, das Aufleuchten der schönen, blauen Augen in lebhaften Augenblicken, das ausdrucksvolle, fröhliche Muskelspiel um die Mundwinkel haben etwas sehr Gewinnendes.

Sofort, nachdem wir uns gesetzt, stand der Suppenteller vor uns. Das Servieren geschah durch einen einzigen Diener, dem ein Maat beisprang. Der Diener trug keine Livree, sondern nur das weiße, bequeme Jacket. Nach dem Servieren der Speisen verschwand auch er, und wir reichten uns die anderen Dinge einander selbst zu. Kurz, der Zuschnitt war ein ganz bürgerlicher. Das Tischgetränk bestand lediglich in leichtem, guten Mosel; nur beim festlichen Essen gab es andere Weine. Der

Prinz liebte es, nach jeder Mahlzeit noch geraume Zeit sitzen zu bleiben; es wurde dann bei Cigarre oder Cigarette geplaudert. Man sagte seine Meinung offen heraus, und einer oder der andere der Herren erstaunte mich sogar gelegentlich durch den Freimut seines Widerspruchs. Selbstverständlich blieb die Schranke, die dem hohen Range gegenüber gebührte, stets gewahrt. Die Umstände einer solchen langen und engen Bordgemeinschaft bringen vielleicht etwas andere Luft mit sich, als sie sonst am Lande in Hofzirkeln gewöhnlich weht; nichtsdestoweniger war es offenbar, daß die liebenswürdige, zur Einfachheit neigende Gesinnung des Prinzen hierzu erheblich mitwirkte. Der Prinz sprach sich in dem, von mir abgesehen, allerdings sehr vertrauten Kreise ebenfalls mit großer Offenheit aus; er bekundete dabei ein gesundes, klares Urteil und ein Unterrichtetsein in bürgerlichen Verhältnissen, das bei einem Herrn von seiner, immerhin doch exklusiven Erziehung wunder nehmen konnte und zugleich angenehm berührte.

Auch mir gegenüber ließ er das ursprüngliche „Herr“ bald fallen und benahm mir dadurch das Gefühl der Ausnahmestellung in der kleinen Tafelrunde.

Der bedeutende Kommandant, der Bruder eines hervorragenden deutschen Landschaftsmalers, war selbst künstlerisch beanlagt. Seine Mitwirkung an der Schöpfung des „Iltisdenkmals“ in Shanghai ist bekannt. Ich sah manches hübsche Aquarell von ihm und erfreute mich an seinen Loggbüchern, die er seit seiner Kadettenzeit fortgeführt hat und die durch ihren Schmuck an Aquarellen, Federzeichnungen und Sepiamalereien vermutlich die hübschesten sind, die je von einem unserer Marineoffiziere geführt wurden. Er lud mich ein, seine Kajüte für meine Schreiberei zu benutzen, und schien es mich fühlen lassen zu wollen, daß ich vor Jahren auch einmal in der Seekadettenmesse Marinekamerad war.

Lesend, plaudernd oder in Gruppen Karten spielend, saßen die meisten Offiziere nach der letzten Mahlzeit abends in der

geräumigen Messe zusammen. Es waren wohl an die zwanzig, also ein großer Kreis für ein einzelnes Schiff. Der erste Offizier und der Stabszahlmeister hatten Abend für Abend ihr Schachtischchen am Ofen. Ich vergegenwärtige mir den ersten Offizier, Korvettenkapitän v. K., immer gern, wenn er, die Signalpfeife um den Daumen kreisen lassend, mit grimmiger Miene, welche das gutmütigste Herz von der Welt maskierte, nach irgend einer Ungehörigkeit an Deck ausspähte. Der Dackel des Prinzen bereitete seinen Gefühlen öfter Kummer, und auch den jungen Bären „Niko“, der der Mannschaft in Hakodate vom Prinzen gestiftet wurde, begrüßte er mit nur sehr geteilten Empfindungen. Ich versuchte, diesen kleinen Ankömmling, während sein Pflegevater, ein Unteroffizier, ihn zwischen seine Beine einklemmte, zu photographieren, erzielte aber bei der gänzlichen Verständnislosigkeit für das „bitte, recht freundlich“ eine in keiner Hinsicht schmeichelhafte Aufnahme. Dem Stabszahlmeister gelang dies besser.

Außer dem Bären hatte der Prinz dem Schiffe ein Gong geschenkt, so eines mit Rammbalken, wie es in den japanischen Tempeln üblich ist; es stand an Deck und diente zum Glasenschlagen.

Die schönsten Stunden verlebte man bei Mondschein auf der Kampagne, wo dann und wann auch ein Gläschen getrunken wurde. Es waren unvergleichlich herrliche Sommernächte, die durch den Anblick des friedlich ziehenden, lichtfunkelnden Geschwaders und des meerleuchtenden Kielwassers einen eigenartigen Zauber erhielten. Das nette Verhältnis der Offiziere unter sich, der behagliche, witzige Neckfuß, auf dem einige miteinander standen, erhöhte den Reiz dieser Geselligkeit.

Auch ein hübsches Fest fiel unterwegs: die „Deutschland“ feierte am 12. September ihr 25jähriges Dienstjubiläum. Nachmittags dampften die anderen Schiffe heran und brachten ihr ein Hurra. Abends fand großes Offiziersdîner statt; als Festbraten gab es Fasan. Für den Prinzen war eine allerliebste Tischkarte verfertigt worden, mit der „Deutschland“

in ihrer derzeitigen Behäbigkeit und in ihrer Jugendschönheit als stolzgetakeltes Schlachtschiff, so wie sie nach ihrer Geburt unsere damalige Marine geziert hatte. Die künstlerische Ausführung war das Werk des Kommandanten.



„Niko“ macht Kletterübungen.
Nach einer Photographie des Stabszahlmeisters Scherber.

Der Prinz sprach den Kaisertoast, und der Kommandant hielt eine humoristische Rede. Dann durfte ich ein auf Aufforderung des Prinzen hin verfaßtes kleines Gedicht vortragen. Dem civilen Poeten fiel auch das Ausbringen der drei Hurras auf die Jubilarin zu. Das war wirklich ein sehr freundliches Honorar!

Gleich in den ersten Tagen wurde die „Kaiserin Augusta“

nach Schimonoseki zum Abholen der Post entsendet; in erstaunlich kurzer Zeit vereinigte sie sich wieder mit dem Geschwader und lieferte so abermals den Beweis, das augenblicklich schnellste, größere Kriegsfahrzeug der Welt zu sein. „Irene" und ich gingen bei der Post leer aus. Voll Neides sah ich die Herren in der Messe briefvertieft um mich herum sitzen. Die „Irene" hatte einen japanischen Waschmann, der sich in Rechnungsangelegenheiten verspätete, aus Versehen mit in See genommen; durch die „Kaiserin Augusta" fand der Unglückliche nach dieser unfreiwilligen Exkursion Gelegenheit, wenigstens in Schimonoseki das Land seiner Väter wieder erreichen zu können.

So evolutionierten wir uns an die Koreaküste heran. Das größte Vergnügen bereitete das jeden Nachmittag ausgeführte Manöver: Befehle vom Admiralschiff holen. Zur Verfolgung dieses Schauspiels versammelten wir uns mit Vorliebe an Deck. Auf den verschiedenen Schiffen lauerte man schon, unter mit Eifer und Verschlagenheit getroffenen Vorbereitungen, auf das Signal. Aus Fallreep und Pforten des Admiralschiffes gingen die Briefordonnanzen außerbords und befestigten sich, wie beim Loten, mit Gurten. Kaum schwebte das Signal empor, so sah man schon die Besatzungen in das zum Abholen bestimmte Boot, Kutter oder Jolle, springen und das Wegfieren dieser beginnen. Die Dampfbälle sanken, wie mit einem Zauberschlage stockte, dem Beispiel der dicken „Deutschland" folgend, das ganze Geschwader; das Radaddeln der Schrauben, das Aufschäumen des Schraubenwassers und das Maschinenpumpen schwieg. Dies plötzliche Stoppen in voller Fahrt muß natürlich sehr vorsichtig gemacht werden, damit die verschieden gehorchenden Schiffe nicht ineinander laufen.

Nun sah man von hüben und drüben hinter uns die Boote heranschießen und bemerkte an der sich vorschnellenden Figur des Bootssteuers und dem kräftigen Durchziehen der Riemen, von welchem Eifer die Leute beseelt waren, die Ersten zu sein. Der Ehrgeiz unserer Mannschaften bei solchen Anlässen ist unbezahlbar; man merkt an den Anstrengungen deutlich den auf den

Schiffen herrschenden Geist. Die arme „Kaiserin Augusta“ fand sich in der Regel in der Entfernung am schlechtesten aufgestellt, am besten der „Iltis“, der übrigens fast immer am listigsten, man kann beinahe sagen, am unverschämtesten verfuhr. Er war ja leichter zu manövrieren, ging aber auch bei anderen Gelegenheiten zuweilen mit einem Schneid an das Admiralschiff heran, wie ein Boot, das sich längsseit legen will. Es stand daher von vornherein fest, daß beim Postabholen das Iltisboot sich von keinem anderen schlagen ließ. Der „Iltis“ und sein Kommandant, Korvettenkapitän Lans, fanden eben schon damals viel Rühmens, ohne daß wir ahnen konnten, wie sehr dies noch vor Jahresfrist, zum Stolz für ganz Deutschland, im blutigen Ernst seine Rechtfertigung finden sollte. Je näher die Boote nun auf einen Punkt zusammentrafen, desto wilder wurden ihre Anstrengungen, und wer es konnte, schnitt dem anderen einfach den Weg ab. Außer Befehlen wurden dann sonstige Mitteilungen ausgetauscht, auch der Boote untereinander. Jedesmal, wenn ein Boot längsseit fuhr, erhoben sich Briefbündel an Stangen; andere wurden an Bindfaden hinunter gelassen. Ritsch, ratsch ward die Befestigung durchschnitten, und das erledigte Boot sauste mit demselben Eifer davon, seinem Fahrzeuge wieder zu, das bereits darauf brannte, melden zu können, daß es wieder die vorgeschriebene Fahrgeschwindigkeit aufgenommen habe. Noch während des Aufheissens der Boote mit allen Leuten darin, geschah dies, und der erste war „natürlich Iltis“!

Am 15. erblickten wir in der Koreastraße an Steuerbord eine Felseninselkette von höchst pittoresker Wirkung; das Gegenstück sind in den Karten oft nicht verzeichnete Riffe unterhalb der tiefen Bläue, die zu großer Vorsicht in der Navigation zwingen. Beim Passieren der New How-Gruppe vermochten wir einen Blick in das englische Port Hamilton zu thun.



In der Frühe des 15. September hatten wir unser Ziel erreicht, nachdem wir schon abends vorher vom Signalfort in Tsingtau gesehen worden waren[1]). Der Prinz ließ mich um fünf Uhr wecken, damit ich die Einfahrt mit ansehen könne. Auf der Kommandobrücke war es recht lebendig; als Erster vom Lande erschien der entgegengefahrene Kommandant der „Gefion“, um zu melden, daß und welche Anordnungen für jedes einzelne Schiff zur Einnahme von Kohlen getroffen seien. — —

Dies also war das neue Stück Deutschland!

Rechts, an Steuerbord, erhob sich ein mächtiges, braunes und kahles Gebirge mit seltsam zersägtem und zerhacktem Kamm, der Lauschan; hinter ihm brannte die Morgenröte, und glutrot stieg die Sonne empor, während vor uns die Farben der See vom Grünen bis ins Blaue und strichweise in einem seidenartigen Türkisschimmer spielten, nach links umrahmt von violetter Felsküste.

An der flachen Senkung, weiter rechts voraus, die zur Kiautschou-Bucht führt, sah man, hügelüberragt, einzelne verstreute Gebäude sich dem noch herrschenden leichten Frühdämmer entringen. Im ganzen war es ein nüchternes, ja etwas trostloses Bild, während die Majestät der höheren Bergketten ihre Wirkung nicht versagt hatte.

Allein die Scenerie gewann bei weiterer Näherung. So ungefähr wie ein Ort im höchsten Norden lag die junge Stadt da. Hier ein Haus und weit ab dort eins, niedrig zwischen Fels und schwachem Grün; gelegentlich graue, unansehnliche Chinesenhäuschen

[1]) Man spricht Tsingtau ohne Vorklang des „g“ und mit Betonung der zweiten Silbe aus; bei Kiautschou wird ebenfalls das „au“ betont und das „i“ fast wie „j“ übergezogen. Die Endsilbe lautet annähernd wie „u“. — An dieser Stelle sei bemerkt, daß ich mich bei Schreibung aller Ortsnamen meines Buches in der Regel an die bisher übliche, d. h. überwiegend englische, gehalten habe, da man bei neueren deutschen Abänderungen noch zu häufig in Widersprüche gerät. Ganz sind die Widersprüche überhaupt nicht zu vermeiden.

enger geschlossen, sowie einige Schuppen; sonst alles dünn, verstreut in einer kargen Natur.

Nun gewöhnte sich das Auge an Einzelheiten, und das Wohlgefallen wuchs. Man faßte die schöne Gestalt der Einbuchtungen, der Hebungen und Senkungen des gefalteten Terrains und war sich sofort darüber klar, daß diese Hänge und Sättel Anlaß zur Gründung einer wunderschön gelegenen Stadt bieten, wenn sich eine vom höheren Schwunge beseelte, mit ausreichenden Mitteln ausgestattete Architektur der Hochbauten bemächtigt. Auch die Höhenzüge hinter der Stadt wuchsen imposanter heraus, zumal der burgartig gekrönte Signalberg, der leicht zum stolzen Mittelpunkte des Stadtbildes gemacht werden kann. Nicht ganz so hoch, aber ebenfalls weit ausschauend wird sich das Gouvernementsgebäude erheben.

Zwar war der Sommer ausnahmsweise dürr gewesen, ein grüner Schimmer breitete sich trotzdem über das Gelände; die niederen Kieferschonungen stiegen überall zu den gelbbraunen, kahlen Kuppen hinan, und hier und dort schoben sich in den Fältelungen Laubkronen scheinbar zu kleinen Hainen zusammen.

Klar beleuchtet lag nun jedes Gebäude vor uns; neben den offiziellen, namentlich auch den verschiedenen Militärlagern, flatterten die deutschen Farben im Winde.

Vor den grauen, niederen Chinesenhäusern lagen Sampans und Dschunken. Segelnde Dschunken durchkreuzten die Reede. Mehrere Privatdampfer und die weißleuchtende „Gefion" ankerten zwischen Felsinseln und Küste. Man hatte durchaus nicht mehr den Eindruck des Einsamen, Öden.

Ich konnte dem Prinzen, der Tsingtau sehr liebt, auf seine Frage hin aus voller Überzeugung aussprechen, daß mein erster Eindruck ein vorzüglicher sei. Sodann kam Gouverneur Jaeschke zur Begrüßung des Prinzen an Bord, der mir mitteilte, für meine Unterkunft an Land sei gesorgt. Beim letzten Frühstück, das ich auf dem Schiff einnahm, saßen wir lange zusammen, da der Dienst nun etwas Ruhe hatte. Der Prinz war von besonderer Güte.

Als ich mich später von der „Deutschland“ verabschiedete, war mir beinahe ums Herz, wie bei einem Abschied von langjährigen Freunden.

Emsiges Treiben herrschte am Lande. So reizvoll die wechselnde Bodengestaltung ist, bereitet sie naturgemäß dem Straßenbau Schwierigkeiten. Schon vom Ufer aus steigt das Gelände sofort; da hat man nun geebnet, fortgenommen und aufgeschüttet. Eine breite Uferstraße wird hier entlang geführt; staffelförmig, ihr parallel, ziehen die oberen Straßen, während andere, jene ersteren durchschneidend, zu den Höhen führen. Mächtige Betonwölbungen für die Kanalisation traten in den unfertigen Straßen zu Tage, ein Beweis, mit welchen Wasserabflüssen man in diesem Lande zeitweilig zu rechnen hat. Beim ersten Landgang erfaßte man die Summe des Geschehenen nicht recht, da zu sehr Lücken gähnten; man mußte sich vergegenwärtigen, daß hier noch vor wenig mehr als Jahresfrist nichts, aber auch nichts war, als ein Chinesendorf mit chinesischen Militärlagern, im übrigen ringsum nackter Fels, Geröll und die kümmerlichen Kiefernbüsche.

Freilich war auch Minderwertiges zu verzeichnen, besonders für den ersten Häuserbau. Allein wenn man hört, wie schwierig die Materialbeschaffung, wie unzulänglich die Hülfskräfte gewesen sind, darf man sich darüber nicht wundern. Holz gab es gar nicht, geeignete Steine kaum. Jetzt wurden überall von chinesischen Unternehmern Ziegeln gebrannt; sie taugten aber nicht viel und waren relativ teuer. Die guten Steine sollten in den neuerbauten Ringöfen entstehen. An Beamten und Handwerkern fehlte es ebenso; die chinesischen Kulis verstanden nichts von europäischer Arbeit, und mancher Beamte hat wacker mit zum Handwerkszeug gegriffen, um den Leuten mühsam klar zu machen, was sie zu thun hätten.

Dem Gouverneur bereitete die Arbeiterfrage aber noch manchen Ärger. Number one, der Vormann, war gewöhnlich zart zu behandeln. Accordarbeiten gingen flott ihren Gang,

allein nicht alle Arbeiten ließen sich auf diesem Wege ausführen, und dann faulenzten die Chinesen nach besten Kräften. Es ist da von vielen bei erbärmlichem Wohnen und schlechtem Essen mit höchster Anspannung und Selbstlosigkeit gearbeitet worden, vom Hohen bis zum Subalternen, sowohl von Mitgliedern der Marine, der Armee als auch seitens der Civilbeamten. Ebenso trugen die herausgekommenen Privatleute das Ihrige zu dem Civilisationswerke bei.

Vom Felskegel des Signalbergs schweift das Auge über eine steile, allein trotzdem nicht reizlose Landschaft von mancherlei eigenartigen Zügen. Von oben gesehen, nivellieren sich die niedrigen Höhen. Nach Südwest erstreckt sich eine breite Landzunge, die in einer Insel endigt, auf der jetzt der Leuchtturm für die Einfahrt in die weite Kiautschou-Bucht erbaut wurde. Im Westen und nach Norden hin dehnt sich diese Bucht wie ein mächtiger Landsee. Wie ein Schweizer See kann man wieder sagen, teils flach verlaufend, teils im Süden und auch strichweise nach Norden von zackigen, duftigen Gebirgen umrahmt, deren Kahlheit in dieser Ferne nicht stört. Mächtig können bei westlichem Winde die Wogen dieses Innenbeckens sich gegen die Halbinsel wälzen, wennschon auf deren dem Ocean zugekehrten Südseite, also an der Tsingtau-Bucht, das Meer noch ganz anders mit Dünung und Brandung einzusetzen vermag. Immerhin sind unsere Hafenbauten an der Binnenseite durch Molen und Wasserbrecher ernsthaft zu schützen, ja diese sollen erst die Häfen bilden, den Kleinschiffhafen und den dann folgenden Haupthafen, der mit Hülfe vorhandener Inseln und Riffe direkt in die See hineingebaut wird. Gewaltige Aufschüttungen werden sich hier anschließen, und in diese hinein werden Quais, Docks und Werften konstruiert. Steinzertrümmerer und andere Maschinen rasselten und fauchten hier; bald sollte der neugelegte Schienenstrang das Steinmaterial noch reichlicher herbeiführen. Man sah das erste Dammstück für die Bahn nach Kiautschou; dahinter erhebt sich über Erdabtragungen die neue Chinesenstadt Tapatau, die den Kern der

künftigen Hafen- und Geschäftsstadt abgeben wird. Sie stand unter strenger Baukontrolle, trägt zwar dem nicht bestechenden Chinesengeschmack Rechnung, allein die sanitären Übelstände, die jetzt noch ihren Hort in den zahlreichen zigeunerhaften Matten- und Bretterhütten, Lehmhaufen und Zelten fanden, wurden endgültig verbannt.

Das massenhafte Herbeiströmen chinesischer Arbeiter, die sogar den Hungertyphus aus dem Hoangho-Gebiet einschleppten, hatte das Entstehen dieser schmutzigen Lagerstadt verursacht und sie bis jetzt zu einem unvermeidbaren Übel gemacht.

Dieser Stadtteil wird verschmolzen mit dem Viertel, das sich nach der Tsingtau-Reede herumzieht. Da lag der Polo-Spielplatz; jetzt erhebt sich in der Nähe der Bahnhof; gleich daran, der See zugekehrt, schließen sich die Geschäftshäuser der großen Firmen und ihre Lager: Siemssen & Co., Carlowitz, Diedrichsen & Jebsen u. s. w. Alles trug noch den Stempel des Primitiven, allein schon wird es heute anders aussehen! Etwa 26 der bedeutendsten deutsch-ostasiatischen und heimischen Firmen waren bereits am Platze vertreten und arbeiteten für die Zukunft; sie auch sind natürlich in erster Linie berufen, den wirklichen Handel zu schaffen, der bisher nur in Lieferungen für den Platz bestand. Der mancherseits angefochtene, den Freihafen-Charakter etwas beschränkende Zollvertrag mit der chinesischen Regierung, nach welchem der Zoll für China hier an der Seegrenze, nicht an der Landgrenze des deutschen Gebiets erhoben wird, hat vielleicht zunächst hemmend auf Einfuhr und Ausfuhr gewirkt, wird sich aber, wie man hofft, bewähren. Hoffentlich werden die Kriegswirren nicht zu unliebsam in diese Entwickelung eingegriffen haben, von der wirklich Positives billigerweise erst in mehreren Jahren, d. h. nach Ausnutzungsmöglichkeit der entstehenden Bahnlinien, erwartet werden darf.

Wir wenden jetzt unseren Blick der großen Landungsbrücke der Tsingtau-Reede zu, die noch von den Chinesen, und zwar ziemlich mäßig, erbaut worden ist. Östlich von ihr beginnt die Euro-

päer-Wohnstadt, deren hervorstechendstes Gebäude zur Zeit das Hôtel „Prinz Heinrich" war. Hier drängte sich das alte Chinesendorf Tsingtau zusammen, das wie Obertsingtau nun vom Erdboden verschwunden sein wird. Noch bargen die niedrigen Chinesenhäuser, welche die sandigen Straßen säumen, das Ladenviertel der Stadt. Diese Läden zeigten sich oft reichhaltiger, als es sich



Das „Rattendorf" in Tsingtaus Übergangszeit.
Nach einer Photographie des Stabszahlmeisters Scherber.

von außen vermuten ließ, wie auch die Häuser innerlich, wenigstens provisorisch, leidlich menschenwürdig hergestellt waren.

Überall fand sich der meist in blaues Leinen gekleidete Eingeborene; teils trug oder führte er als Kuli schwere Lasten, teils zeigte er sich als besserer Krämer, der sich „Großkaufmann" nennt, teils hockte er faulenzend mit seinem Pfeifchen umher; immer aber verbreitete er Knoblauchduft. Weiber sah man selten, Mädchen fast nie, Knaben schon häufiger. Größere Knaben arbeiteten auch mit unter den Scharen, die Sand karrten, Steine trugen und mit Hämmern und Hacken beschäftigt waren, den harten

Felsboden für die Straßenebnung zu bearbeiten. Abends begegnete man diesen Arbeitern, während sie, wie bei uns, über die Berge zu den Dörfern hinauszogen, in denen sie sich einquartiert hatten. Seeoffiziere und Matrosen, Seesoldaten in ihrer nicht sehr kleidsamen Khaki-Uniform, Geschäftsleute, Globetrotter, Ponyreiter, dann und wann eine Dame oder Dienstboten mit deren Kindern bildeten die gelegentliche europäische Staffage.

Diese Südseite der Halbinsel von Tsingtau hat vor der nördlich streichenden Hafenstadt große Vorzüge, nämlich Schutz durch die Höhen gegen kalte Nordwinde, dagegen offenes Visier gegen die im Sommer kühlende Seebrise.

Der Zug der Vornehmen geht hier nach dem Osten. Eine gut gehaltene Straße windet sich bergauf über einen Höhenrücken und führt dann zur Klarabucht, oder, wie der inoffizielle Ausdruck lautet, zum „Klarabusen" hinab. Die Klarabucht besitzt weichen Sandstrand. Eine Reihe von Badebuden schmückten ihn, und die Seebataillonsmusik spielt hier während der „Saison".

Rein äußerlich betrachtet, waren die Lager gar nicht übel. Meist fanden sich Bäume herum gepflanzt; einige boten prächtige Fernblicke. Durch ein Thor gelangte man in ein System von Höfen mit Lang- und Quergebäuden. Die niedrigen Häuserreihen mit ihren kleinen Stuben waren die Soldatenwohnungen. Oft ward eine Art Veranda davor angebracht, an der hier und da etwas Grün gezogen wurde, Blumentöpfe standen oder Vogelbauer hingen, die gemütvollen Unteroffizieren gehörten. Der äußerliche Kommißzug mutete hier viel traulicher an, als bei den Backstein-Ungeheuern von Kasernen im alten Vaterlande; freilich, wer den chinesischen Lehmkern dieser Häuschen kannte, war trotzdem nicht gut auf sie zu sprechen.

Die Häuserflucht endigte gewöhnlich in stattlicheren, aber auch einstöckigen Bauten, die sich mit ihren Dächern, Dachverzierungen und größeren gemalten Fenstern ganz im chinesischen Geschmack hielten. Hier kam man in die Messen und die Wohnungen der Offiziere.

Im Yamen, der ehemaligen Residenz des chinesischen Generals, befanden sich die Bureaux des Gouvernements und des Civilkommissariats, Telegraphenstation, Post u. s. w. Auch gab es stattlichere, gut eingerichtete, mit elektrischem Licht ausgestattete Räume, die zu Wohnzwecken reserviert wurden.

Vom Signalberg schaut man östlich zum Bismarckberg, der als Steinbruch dient, noch weiter östlich streichen, nahe der Küste, die Iltisberge, mit dem charakteristischen, von den Engländern



Kleine Straßenmusikanten in Tsingtau.
Nach einer Photographie des Regier.-Baumeisters Knoff.

so genannten Brustwarzenberg. An den Iltisbergen war ein mit elektrischer Kraft und elektrischer Förderbahn betriebener Steinbruch bereits im Gebrauch; seine schönen Granitquadern hatten sogar schon Ausfuhr nach Shanghai gefunden.

Der Charakter des Sterilen wird sich nur schwer ganz bannen lassen; aber die Grasnarbe der Berge wird immer mehr vor den scharfen Harken der Chinesen gesichert werden; die die Berge dünn bekleidenden Kieferngebüsche werden nach zehn Jahren völlig durch rationell aufgeforstete Stämme ersetzt sein, deren Wachstum in die Höhe nicht so, wie der heutige chinesische Bestand, durch stetes Beschneiden unmöglich gemacht sein wird. Mit zunehmender Aufforstung werden Wasserreichtum und Humus-

decke gewinnen, und es wird möglich sein, hübsche Gärten zu erhalten.

Am weitesten östlich zieht die wilde Kette des Lauschan; nach Norden schaut unser Auge vom Signalberg über Höhen und Pässe zu den Bergen auf chinesischem Gebiet und blickt dann wieder nordwest zu dem Flachland um das ferne Kiautschou.

Außer der werdenden Stadt erblickte man dicht am Signalbergfuße seltsam abgestufte Lehmterrassen, teilweise von gut gepflegten Feldern bedeckt; charakteristisch schimmerten überall die roten Haufen frischgebrannter Backsteine. Auch sah man Kuhherden weiden; die Kühe geben aber bei der mageren Kost nur wenig Milch. Vielleicht liegt es auch an der Rasse. Charakteristisch für Tsingtau überwogen zur Zeit gewisse Eindrücke der Gehörnerven, vor allem ein überall zu genießendes, quietschendes Geräusch. Das war der „Gesang“ der „Shantung-Nachtigallen“, nämlich der doppelseitig belasteten Schiebkarren, die absichtlich durch Verwendung harten Holzes zum Quietschen veranlaßt werden, damit entgegenkommende Karren bei Wegkrümmungen gewarnt sind. Der zweite wiederkehrende Laut ward durch das zu Zeiten sich regelmäßig einstellende Dröhnen der Steinsprengungen verursacht, während der dritte in dem grauenhaften, schluchzenden Geschrei der Esel bestand. Einen gelegentlich kräftigeren Ohrenschmaus gaben dann die Salutschüsse nach und von dem Lande ab, wenn, wie in dieser Zeit, Österreicher, Argentinier, Engländer, Russen u. s. w. der jungen deutschen Schöpfung ihren Besuch machten.

Fast alle Geschäfte des mittleren Kaufmannsgewerbes und kleinen Beamtenstandes geraten in Ostasien bis in die Südsee hinein immer mehr in chinesische Hände. Gefördert von dem Wunsche schneller Entwickelung, wird diese unliebsame Erscheinung sich im deutschen Kiautschou-Gebiet erst recht unabweisbar geltend machen. Für eine fernere Zukunft ist dies freilich bedauerlich. — Die verständnisvolle Oberleitung durch die Marine hat sich bewährt; Organisationen jeglicher Art haben bereits ein achtbares

bürgerliches Gemeinwesen geschaffen; Verwaltung, Gerichtswesen, Schulpflege, Lokalpresse — alles funktioniert günstig; wir können getrost behaupten, hier hinter keiner Kolonialgründung irgend eines Volkes zurückgeblieben zu sein.

Ziehen wir einmal einige andere ostasiatische Kolonialstädte zum Vergleich heran!

Tsingtau hat kein Kanton hinter sich wie Hongkong und Macao, ist kein Hauptort eines gewaltigen, nur durch Zollschranken



Freizeitbeschäftigung Tsingtauer Bureau-Boys.
Nach einer Photographie des Regier.-Baumeisters Knoff.

behinderten Generalgouvernements wie das französische Saigon, aber seine Lage zwischen Shanghai, Japan, Korea und dem Golf von Petschili ist doch nicht zu verachten. Für eine Flottenstation wird sie einen dauernden Wert behalten, und diese eine Stütze des Aufblühens Hongkongs wird auch hier auf alle Fälle gewahrt bleiben. Wie Hongkong und Macao ist oder wird in der Praxis Tsingtau Freihafen, der obendrein gewisse Vorzüge der Vertragshäfen genießt; in wenigen Jahren werden wir die zweite Hauptbedingung des Erfolges, die zweckmäßiger, moderner Hafeneinrichtungen erfüllt sehen. Weder durch Opium- noch durch Kuli-Export werden wir unsere Existenz begründen oder fristen, wohl aber werden wir uns durch zunächst für eigenen Bedarf gesicherte

Kohlenausbeute eine hoffnungsvolle Basis schaffen, selbst wenn wir nur mit dem einen entfernter als Weihsien gelegenen, aber positiv als ergiebig und gut abbaufähig festgestellten Lager von Poschan hätten rechnen müssen. Selbstverständlich kann der Kohlenabbau ebenfalls erst nach Fertigstellung der Bahn und des Hafens beginnen, aber letzterer wird dann auch ein vortrefflicher Hafen werden.

Shantung ist ein armes Hinterland zum großen Teil nur deshalb, weil hinreichende Verkehrswege fehlen; es birgt eine Menge fruchtbarer Thäler inmitten seiner Gebirgsstrecken, die nur erschlossen werden müssen, um ihre reichen Produkte abführen zu können; welche beruhigenden Aussichten schon diese Lokalbedingungen, abgesehen von dem Nutzen des weiter sich erstreckenden Bahnnetzes, für Tsingtau als Exporthafen sich ergeben, das legte außer anderen auch der chinesische Zolldirektor Herr Ohlmer in Tsingtau dar[1]).

Der Dschunkenhandel der Kiautschou-Bucht wurde bisher auf neun Millionen Mark bewertet. Neben Kohle werden Strohgeflechte, Feldfrüchte und Seide voraussichtlich am stärksten exportiert werden. Schon jetzt machte sich lebhafte Nachfrage der Chinesen nach Baumwollengarn, Baumwollenstoffen und Petroleum geltend. Shantungseide, meist aus der Nähe Tsingtaus, ging im Werte von nahezu einer Million Mark monatlich nach Peking.

Tsingtau hat nicht unter der Vergangenheit zu leiden, wie Macao; es erfreut sich noch keiner Gegenwart wie Saigon, geschweige denn wie Hongkong, hat aber sicher eine Zukunft; dafür bürgen seine natürlichen Bedingungen und daß es sich in den Händen einer großen, kaufmännisch begabten, vorwärts strebenden Macht befindet. Was würden die ausgestorbenen Leute in England, die ehemals eifrig für Aufgabe von Hongkong redeten, für lange Gesichter machen, wenn sie das heutige

[1]) In dem verdienstvollen „Ostasiatischen Lloyd“, Jahrg. 1900.

Hongkong sehen könnten! Die heutigen Kiautschou-Gegner sind aber, wie ich hoffe, nicht weitsichtiger als jene gewesen.

Von den zur Betrachtung herangezogenen Kolonialstädten dürfen wir Tsingtau als die klimatisch zuträglichste ansehen; die zu Tage getretenen sanitären Übelstände beruhen überwiegend auf vorübergehenden Ursachen, so daß sie die einzige sein wird, deren Gesundheitsbedingungen sich denen einer gesunden europäischen Stadt nähern; am gefürchtetsten werden wohl die Darmkrankheiten des Sommers bleiben, während die eigentliche Malaria bisher thatsächlich nicht nachgewiesen ist. Tsingtau wird auch bezüglich der Kohlenversorgung am günstigsten gestellt sein, und die Zollklausel, daß am Orte hergestellte Fabrikate zollfreien Eingang nach China haben, gewährt die Grundlage zu einer lokalen Industrie. Die Lage der Stadt und die Überlegenheit der deutschen Schiffahrt prädestinieren sie dazu, daß sie für den Weltverkehr voraussichtlich eine universellere Bedeutung erlangen dürfte als Saigon, und Macao bald übertroffen haben wird, während eine Gleichstellung mit Hongkong, dessen Vorzüge und Nachteile der insularen Lage sie nicht teilt, und das den Vorzug besitzt, an den schon bestehenden großen Verkehrsrouten zu liegen, einstweilen ein schöner Traum bleiben wird, aber vielleicht nicht für immer. Tsingtau kann unter Umständen das gewaltigste Hinterland erobern. Es rechnet nicht nur mit Shantung, sondern darauf, der Endpunkt des Verkehrs von ganz Nordostchina zu werden, und das nicht allein; Professor von Richthofen[1]) erklärte es für ein erreichbares Ziel, daß es auch die Eingangspforte für Shansi werden könne, dem größten Eisen- nnd Kohlenlande der Welt, obgleich die dies erschließende Bahnkonzession anderen zufiel; aber wir haben den Bahnanschluß, der nach dem ausreichend eisfreien, günstigsten Hafen führt! Ja, dieselbe Autorität erklärte Tsingtau sogar für fähig, zur künftigen Eingangspforte nach ganz Centralasien in Konkurrenz mit Yangtse- und Kaiser-Kanal sich auszuwachsen.

[1]) v. Richthofen, „Shantung und seine Eingangspforte Kiautschou".

Das sind natürlich nur auf allgemeine Bedingungen fußende Annahmen. Wir können aber auch schon zufrieden sein, wenn sich nur ein Bruchteil davon verwirklicht, und dies hat alle Wahrscheinlichkeit für sich!

Warum sind wir also nach Tsingtau gegangen? Aus demselben Grunde, aus welchem Portugal einst nach Macao, England nach Hongkong, Frankreich (allerdings mit weiteren Plänen) nach Saigon ging. Wir bedurften eines Stützpunktes für unsere Flotte; wir bedurften eines Platzes, auf den wir uns auch sonst militärisch stützen, wo wir uns sammeln, erholen, unsere Schiffe ausbessern und endlich auch Kohlenvorräte halten konnten. Wir bedurften seiner um so mehr, weil nach dem japanischen Krieg eine Situation geschaffen war, die weitere Ent- und Verwickelungen in Ostasien in Aussicht stellte und wir unsere Interessen bedroht sahen. Und die letzten Chinakämpfe haben die militärische Nützlichkeit Tsingtaus, soweit von dort aus eingegriffen werden konnte, schon klar dargethan.

Nun behaupten einige: Ja, wenn Deutschland nicht nach Kiautschou gegangen wäre, hätten sich die armen Chinesen gar nicht so aufgeregt, und die ganzen späteren Wirren wären nicht enstanden. Zugegeben, daß Kiautschou mit dazu beigetragen, daß der chinesische Block rascher ins Rollen geriet, kann es denn aber bezweifelt werden, daß dies Ins-Rollen-geraten auch ohnedem geschehen wäre?

Zwei Faktoren waren vorangegangen, welche, abgesehen von ureigentlichen chinesischen Mißständen und von den französischen Angriffen im Süden, dieses bereits bewirkt und die alten Verhältnisse in Ostasien erschüttert hatten: die Europäisierung und die Expansionsbestrebungen Japans und das Sichvorwärtswälzen des russischen Kolosses.

Stellen wir uns einmal vor, was geschehen wäre, wenn wir nicht schon vor 1900 in Kiautschou Fuß gefaßt hätten. Diese einfache Thatsache würde dazu geführt haben, daß, einerlei ob die Wirren erst später ausgebrochen wären, wir wahrscheinlich nur

ein paar Schiffe draußen gehabt, daß wir wahrscheinlich daheim unsere Flottenreform nicht durchgesetzt hätten und unsere Marine aus dem Zustande des Stagnierens nicht herausgekommen wäre; denn das Hervortreten unserer ostasiatischen Interessen erst brachte dem deutschen Volke die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer starken Seemacht. Sie würde dazu geführt haben, daß wir beim Ausbruch der kriegerischen Verwickelungen in Aussendung unserer Truppenzahl beschränkt und bevormundet worden wären, daß wir ohnmächtig hätten raten, statt kräftig thaten zu können, daß wir bei der ganz unvermeidlichen Neuordnung der Dinge einfach beiseite geschoben, d. h. unwiederbringlich schwer geschädigt worden wären!

Ich kehre hier zu meinen persönlichen Erlebnissen in Kiautschou zurück.

Ich erhielt meine Wohnung im Gouvernements-Yamen als Gast des Gouverneurs Jaeschke, der selbst einstweilen in dem unteren Stock eines schwedischen Holzhauses oberhalb der Klarabucht ziemlich eng untergebracht war, während im oberen Stock sein Adjutant, Herr v. L., wohnte, dessen Gemahlin an Stelle der damals noch fehlenden Gouverneurin die Honneurs des Hauses machte.

Das Yamen liegt gegenüber der Mauer mit dem Drachen, die man so oft abgebildet sieht; auch seine eigenen gemalten Ungeheuer an der kleinen Säulenfront, vor der ein Seesoldat im gelben Khaki den Postenschritt wandelt, haben das Vergnügen von Postkartensammlern schon häufig erregt.

Im Hauptgebäude des Yamens befinden sich die Räume, wo seiner Zeit Prinz und Prinzessin Heinrich wohnten. Der Prinz zog es aber bei seiner diesmaligen Anwesenheit vor, in dem inzwischen fertig gestellten Hôtel „Prinz Heinrich" Wohnung zu nehmen; dort war Se. Königl. Hoheit entschieden besser untergebracht. Ich für meine Person fühlte mich aber sehr

beglückt, im Yamen Aufnahme gefunden zu haben; mich störten auch Feuchtigkeitsgeruch, wellenschlagende Linoleumbeläge und Moskitos nicht so sehr; ich erwähne diese Dinge, weil sie zu verallgemeinernde Züge für alle älteren und tiefer liegenden Baulichkeiten Tsingtaus darstellten.

Mit den Moskitos war es zur Zeit auch nicht allzuschlimm; öfter wehte frische Brise, und das ist das Einzige, aber auch Genügende, um einem jene infernalischen Blutsauger vom Leibe zu halten. Toller war es mit den Fliegen bestellt. Ich habe nie so viele Fliegen in meinem Leben beisammen gesehen, wie in Tsingtau und speziell im Yamen. An einigen Stellen war es oft geradezu schwarz von ihnen; so vor und in der kleinen Veranda, die zur Messe führte. Speisen und Getränke mußte man natürlich stets raffiniert vor ihnen schützen.

Das that aber der vergnüglichen Stimmung bei den Mahlzeiten wenig Abbruch. Die Gesellschaft bestand aus Offizieren und Beamten. Marine und Armee, Civil, Nichtcivil, Akademisch und Nichtakademisch, Norddeutsch, Süddeutsch — alles vertrug sich recht gut miteinander; wenn die Gegensätze sich einmal etwas scherzhaft schraubten, so trug das eben zur Unterhaltung bei. Öfter kamen auch Gäste vom Geschwader oder aus anderen Messen.

Aus meinem Leben im Yamen und unter den Offizieren in Kiautschou überhaupt möge hier nun ein kleines Stimmungsbild folgen:

Der Morgenhimmel ist blau, über die Hofmauer des Gouvernements-Yamens weg spielt der Monsun mit den Kronen der tapferen Bäumchen und dem Laub des traubenlosen Spalierweinstocks.

Am Frühstückstisch der im kleineren Maßstabe hallenartigen Yamenmesse, die durch ein großes, rotlackiertes, mit vergoldeten Schriftzeichen geziertes Brett, durch Mäandermalerei und einige ähnliche Zierate ihren chinesischen Charakter nachweist, sitzen trotz früher Stunde schon einige Herren, die rechtzeitig ein starkes

Tagespensum bewältigen wollen. — Da ist der Oberstabsarzt, dessen rote Wangen wahrscheinlich manchen gegen Kiautschou mißtrauischen Reichsboten in Erstaunen setzen würden; er hat heute die Überführung seiner Kranken ins neue Lazarett zu leiten. Da ist der erste Adjutant, der so unheimlich gesund aussieht, daß seine Existenzberechtigung in solchem „Fiebernest“ überhaupt bestritten werden müßte. Ferner haben wir den Zahlmeister, dem es, seinem Äußeren nach zu urteilen, ebenfalls sehr gut gehen muß. Am Kopfende der Tafel sitzt der Ingenieurhauptmann, dem der Beiname „der Städteerbauer“ zuerkannt werden sollte. Er erscheint allerdings weniger blühend; kein Wunder, denn er ist immer auf den Beinen oder im Sattel; mit seinen dunklen Augen hat er etwas von dem Typus eines ungarischen Husarenoffiziers.

Andere Herren kommen und gehen bald wieder; zu thun hat jeder.

„Beowulf“, der mir von Herrn v. L. liebenswürdiger Weise während meines Aufenthalts zur Verfügung gestellte Rotschimmel, wird in den Hof geführt, da ein Leutnant, der heute dienstfrei ist, gleich vom Strandlager kommt, um mich zu einem Ritt abzuholen.

Derweil geht auch der Gouverneur schon langen Schrittes über den Hof; in gleich raschem, aber kürzerem Tempo folgt ihm der persönliche Adjutant. Beide sind gestiefelt und gespornt, denn sie sind von ihrem Wohnhause herübergeritten. Gouverneur und Adjutant haben es höchst eilig. Wie das Salutschießen von der Reede lehrt, ist schon wieder ein neugieriges Geschwader irgend einer befreundeten Nation eingelaufen; das unvermeidliche Komplimentieren fängt gleich an, und Regierungsgeschäfte sind zudem haufenweise zu erledigen.

Vor dem Thore erscheint nun ein junger, süddeutscher Feldartillerist. Wir begrüßen uns, und bald traben wir auf der famosen, breiten Straße dahin, die in Ost-Westrichtung durch die werdende Europäerstadt führt.

Alte und junge Kulis hacken in Scharen an dem felsigen Boden herum, tragen Sand ab oder transportieren Steinlasten in ihren quietschenden Shantung-Nachtigallen zu den Neubauten. Stumpfsinnig, betrachten sie uns kaum. Draußen leuchtet die blaue See, schimmern weiße Schiffe, und fern dahinter zacken sich rotbraune Felsen der gegenüberliegenden Küsten.

Wir reiten zunächst zur „Feldbatterie“, um zu fragen, ob ein paar andere Offiziere mit von der Partie sein wollen. Wir kommen gerade an, wie ihre Maultierbatterie exerziert. Beide Herren sind leider unabkömmlich, aber einer von ihnen führt uns zum Einnehmen einer Erfrischung in das Zimmer. Die Wohnungen sind hübsch, namentlich durch die prächtige Aussicht von der Veranda aus. Die Brandung spritzt hier hoch an den roten Klippen empor, und darüber hinaus hat man die ganze herrliche Reede vor sich.

„Reiten wir nun nach Schatsykou oder nach Litsun, wo die Chinesen gedrillt werden?“ hieß es jetzt.

Die Entscheidung fällt für Litsun.

Wir reiten an dem Platze vorbei, an dem sonst die Herren vom Poloklub ihre Rosse tummeln, über die Höhen, die westlich in der Tsingtau-Halbinsel auslaufen. Das Gelände ist jetzt ziemlich flach. Wir schlagen einen lebhaften Trab an, und als wir das sandige, trockene Bett des der Kiautschou-Bucht zuströmenden Litsun-Flusses erreicht haben, sind die Pferde nicht zu halten, denn im Flußsande dahin zu stürmen, ist ein Sport, der ihnen persönliches Vergnügen macht und dem Reiter gewöhnlich auch. In dampfendem Zustande erreichen wir das ansehnliche chinesische Dorf, das unsere bedeutendste Außenstation bildet. Das Kasernement umfaßt einen weiten, ummauerten Hofkomplex mit niedrigen, meist chinesischen, für die deutschen Truppen hergerichteten Lehmbauten. Es macht einen sehr sauberen Eindruck, und schon steht der neue Ziegelbau für die Chinesentruppe fertig da.

Wir werden herzlich bewillkommnet. Natürlich müssen wir

uns umkleiden und besichtigen dabei die aus mehreren Stuben bestehende Offizierswohnung. Sie hat mit allen derartigen Lokalitäten da draußen die Verwendung chinesischen Zierats gemeinsam. Diese Bronze- und Cloisonnévasen, diese Seidenstickereien, Schildpattalbums, Kanton-Holzarbeiten, Silbergeräte, schwebende Jalousieportièren, Teppiche, Felle 2c. stellen nicht



Prinz Heinrich inspiziert eine chinesische Batterie.
Nach einer Photographie des Stabszahlmeisters Scherber.

gerade immer das Kostbarste dar, allein sie bereiten dem Besitzer eine harmlose Freude an seinem sonst recht schmucklosen Heim und bilden einen Gegenstand seiner Zukunftsträumereien. Denn natürlich soll einst jedes Stück mit nach Europa, und gerade diese künftige Verwendung gewährt der Phantasie einen so wohlthuenden Spielraum.

Das Mittagsmahl wird heute nicht in dem prunklosen, niedrigen Speisezimmer eingenommen, sondern auf einem Stein-

altan, den sich die Herren an einer Hofstelle erbaut haben. Auch hier ist die Bescheidenheit geradezu rührend. Der Altan ist ein ganz rohes Bauwerk, und man benutzt das einfachste Holzmeublement. Das Essen zeigt denselben Stil, jedoch, ordentlich gekocht, wird es mit Opferfreude geboten. Auch ein furchtbarer Schnaps wurde uns hier vorgesetzt, Litsuner Erfindung, der nur mit List beigebracht und nur einmal im Leben genossen wird! Übrigens bildeten Wassertrinker unter den Herren — es waren zwei Offiziere, ein Arzt und ein als Bezirksrichter fungierender junger Jurist — die Majorität. Sie schwärmten förmlich für das krystallklare Litsunwasser und für die reine Litsuner Luft; freilich schwärmten sie auch für die Aussicht in das sandige Flußbett, das nur ein paarmal im Jahre, und auch dann nur auf wenige Stunden, sich in ein Wasserflußbett verwandelt, und für den Blick auf die allerdings ja ganz malerischen, kahlen Felsgebirge des Hintergrundes. Aber diese Freude, dies Liebgewinnen eines weltfernen Erdenwinkels machte wirklich einen angenehmen Eindruck. Und man trifft eine ähnliche Begeisterung auf allen unseren Außenstationen. Die jungen Offiziere, die hier walten, sind mit ganz besonderer Vorliebe draußen; sie haben gar keine Sehnsucht nach der „Großstadt“ Tsingtau. Sie sind hier eben unabhängig, liegen einem Dienst ob, der ihnen Vergnügen bereitet, und fühlen sich gesund und frisch. Der Pferdesport giebt dazu stets Abwechslung.

Vom Altan aus sah man gerade auf die Veranda eines Neubaues; dort stand das Heim des verheirateten Hauptmanns. Es schien ein wohnliches Haus zu werden. Ich hoffe, daß die junge Frau, die hier einziehen sollte, sich ebenso wohl im chinesischen Lande gefühlt haben wird, wie die Herren ihrer Umgebung.

Schließlich wurde uns auch noch die Chinesentruppe vorgeführt oder vielmehr die der militärisch ausgebildeten Dolmetscher, mit deren Hülfe die eigentliche Truppe einexerziert ward. Die jungen Zopfträger sahen in ihrer chinesisch-europäischen Uniform ganz schmuck aus und machten ihre Sache mit strammem Eifer. Er-

staunlich war es, wie sie die schwierige Technik des Gewehres erfaßt hatten. Das Deutsch ihrer Kommandos klang höchst amüsant, wie z. B. „Lechts um!“ „Linke Bein schleckt (streckt)!“

Ungern nahmen wir vom gastlichen Litsun Abschied und ritten noch nach einer durch Dschunkenverkehr bedeutenden Strandstation an der Bucht, die unter dem Kommando eines jungen Herrn vom Seebataillon stand, des Leutnants C., der sich später eine ehrenvolle Kriegsdekoration erwarb. Auch hier atmete alles Ordnung, Zufriedenheit, bei anspruchslosestem Leben. Wir saßen in einer dürren Bohnen- oder Kürbislaube im kleinen Gärtchen, dem Stolz des Kommandierenden, genau etwa, wie auf einem Feldgrundstück eines ehrsamen heimischen Bürgers. Luft und Getränk waren etwas warm, denn die Sonne brannte auf unseren schattenlosen Platz, wir aber saßen kreuzfidel bei einander.

Im flotten Tempo ritten wir darauf nach Tsingtau zurück, das wir rechtzeitig erreichten, um noch am wöchentlichen Kegelabend teilnehmen zu können, der oben im Artillerielager abgehalten ward. Das Artillerielager zeichnete sich durch allerlei Seltenheiten aus, einen schönen und sogar schattigen Lawn-Tennis-Platz, einen niedlichen Garten und die neu hergerichtete Kegelbahn. Ein talentvoller Oberleutnant zur See hat die Wände al fresco mit allerliebsten Humoresken aus dem Leben personificierter Kegel bemalt und dadurch schon die äußere Stimmung der Umgebung gewährleistet.

Das war der Rahmen; in ihm boten die vielen frischen, jungen Offiziersgestalten von der Armee und Marine, Deutsche und Gäste von den fremden Schiffen, ein hübsches Bild.

Damit fand der unterhaltende Tag seinen Abschluß; er zeigte mir vor allem, daß das Offiziersleben in Kiautschou auch seine recht hellen Seiten besitzt.

An dieses Stimmungsbild möge sich das einer mehrtägigen Gebirgspartie in unserem Gebiete schließen, an der sich einige Offiziere mit ihren Damen beteiligten.

Das Ziel war der Lauschan. Er ist von Tsingtau in einem Tage auf dem Pferde oder im Boote zu erreichen; seine Länge und Breite in unserem Schutzgebiete umfassen weniger als je zwei deutsche Meilen. Innerhalb dieses Raumes liegt dieses kleine, aber außerordentlich wilde, bis zu 1000 Metern aufgetürmte Gneißgranitgebirge. Da es dicht über der See emporragt, wirkt es natürlich viel imponierender, als eine ähnlich hohe Binnenlanderhebung, die sich erst einem allmählich ansteigenden Massiv aufsetzt. Kahle Zacken mit Steilwänden, von Gras und strichweise von niederen Kiefern bedeckte Schräghänge, tief eingerissene Thäler, mit steinbedeckten Bachsohlen, dann weiter meist wasserarme, sandige Flußläufe, umschlossen von Äckern, Obstbaumpflanzungen, Dörfern in Baumgruppen — charakterisieren es. Die Farbe ist abgestuftes Braun und Gelb. Zuweilen schwindet aber der Eindruck des Sterilen ganz; prachtvolle Fernblicke eröffnen sich auf das Meer.

Das ist der Lauschan; für Tsingtau, da das Wasser in ihm nie ganz versiegt, zumal bei stärkerer Aufforstung, ein künftiger Grundstock gesunder, ausreichender Wasserversorgung, neben der bisherigen durch Abessynierbrunnen — jedenfalls aber eine Quelle der Erquickung und Gesundung. Gold und sonstige Schätze scheint er nicht zu bergen; möglicherweise wird er sich streckenweise der Steinbruchindustrie zu beugen haben.

Ein Quell der Erquickung wurde er auch für uns. Wir Ausflügler fanden uns als eine ganz stattliche Kavalkade zusammen, d. h. stattlich wurde sie erst später, da wir zunächst nach Moltkeschem Grundsatz getrennt marschierten, um dann vereint zu schlagen. Die Trennung war durch Träger- und Maultierschwierigkeiten verursacht, die sich im letzten Moment nach guter chinesischer Sitte ergeben hatten. Unter Führung eines Unteroffiziers der Matrosenartillerie hielt unser ansehnlicher Train aber später leidlich das, was wir uns von ihm versprochen gehabt.

Zunächst erklommen unsere Rosse den steinigen Paß, der von

Tsingtau aus, den Iltisberg und die Prinz Heinrich-Berge südlich lassend, ostwärts in ein für uns noch rätselhaftes Gelände führte. Der sonst tadellos führende Oberleutnant ritt als guter Soldat immer mit dem Croquis in der Hand, was ihn jedoch nicht hinderte, den Flußlauf, der uns als nicht zu verfehlende Straße angegeben war, gewissenhaft zu vermeiden, und als er endlich einen fand, uns in diesen zu lotsen, gewissermaßen eine Sackgasse von Fluß, die sehr fröhlich anfing, aber in einem nur für Gemsen geeigneten Felsspalt endigte. Schließlich stand ich mit meinem Mongolenroß wie ein Denkmal auf einem Steinblock und hatte alle Mühe, „Beowulf“ von diesem unfreiwilligen Ehrensockel wieder herunter zu bringen.

Wir kehrten also wieder um und befragten nun erfolglos einige chinesische Landleute. Ein intelligenter, kleiner Junge begriff uns endlich und that Pilotendienste bis zum richtigen Flußbett.

Die Leute waren so brav und dienstbereit, daß man überhaupt nicht einsah, wie Konflikte mit ihnen entstehen könnten. Wir gewannen bald die Überzeugung von der Überflüssigkeit der mitgenommenen Revolver.

Der Eindruck der Landschaft ward beeinträchtigt durch den vorangegangenen ungewöhnlich dürren Sommer und die vorgeschrittene Jahreszeit. Dünne Hirse und epheuartig über die Äcker kriechende Erdnußranken fielen am meisten ins Auge. Der Boden ist wellig, von tiefen Senkungen und Einschnitten auch da plötzlich unterbrochen, wo man flaches Feld wähnte. Diese zerrissenen, mit Lehm gefüllten Felsspaltungen sind sehr interessant. Als Abschlüsse sieht man die steinigen, mit Kiefernbusch schwach bestandenen Höhen und die schönen Linienführungen der höheren Bergzüge, dazwischen isolierte Erhöhungen.

Wir mußten oft recht ansehnlich steigen, vorsichtig an tief eingerissenen Lehmwänden entlang reiten, meist aber ging es auf ganz ordentlichen Landwegen ohne Zwang. Als wir das richtige Flußbett erwischt hatten, galoppierten wir flott vorwärts. Man

muß sich aber in acht nehmen, zuweilen ist Wasser darunter, dann bricht der Sand leicht durch. Die Chinesen graben bei den Dörfern tiefe Löcher, manchmal einige Meter tief, in das Flußbett und finden dann fast immer Wasser. Nur kurze Zeit im Jahre sind die Flüsse, wie in Litsun, stundenweise breite Ströme. Sehr schöner Weidenbestand ziert da und dort die Ränder. Auch Akazien und Eichen sieht man.

Die Dörfer bestehen aus braunen Lehmhäusern; nach den umschlossenen Höfen zu erscheinen diese netter; die engen, staubigen, oft steinigen Straßen laufen aber immer zwischen den kahlen Lehmmauern. Manchmal sind recht hübsche, baumbepflanzte Dorfplätze da. Charakteristisch erweisen sich die zu Dünger bestimmten, aufgetürmten, trockenen Kothaufen, die glatt gestampften Lehmtennen, auf denen ein Eselein eine Steinwalze im Kreise über Körnerfrucht zieht, und Tröge, in denen von Weibern Mais, Reis und dergleichen gestampft wird. Die Männer arbeiten meist auf den Feldern. Die rauchenden Dorfgreise und weißhaarigen Greisinnen, die Kinder schleppenden, abgemagerten Mütter, die Dorfjugend — alles hockt, schlendert, gafft, läuft umher, wie bei uns auch, nur vielleicht etwas geräuschloser; auch die Dorfköter kläffen nicht ganz so schlimm. Die Frauen trippeln in der Regel auf Stelzfüßen; ihr eigenartiger Gewandschnitt hat etwas Malerisches; sie tragen eine blaue oder schwarze, hemdartige Tunika und dazu Hosen, und zwar die jungen und die kleinen Mädchen mit Vorliebe rotgefärbte.

„Schon winkt auf hohem Bergesrücken Akrokorinth des Wandrers Blicken!" Das war unser erstes Reiseziel nach mehrstündigem Ritt: der Tempel Wu-schan auf einem die Ebene beherrschenden kleinen, steinigten Kegel der Kaiserstuhlberge. Auf der schmalen Höhe alte Mauern mit hinüberlugenden, geschweiften Dächern unter einigen Baumwipfeln. Hier wohnten unsere ersten Gastfreunde, die uns, von voraus springenden, bellenden Hunden und folgenden Boys begleitet, mit so fröhlichen

Mienen bergab entgegenkamen, daß einem das Herz aufging. Ein Soldat und eine rechte deutsche Soldatenfrau! Es sind Generalstabshauptmann M. und dessen Gemahlin, die ihr eigentliches Heim, ein an den Prinz Heinrich-Bergen gelegenes Haus, verlassen haben und hier auf der Tempelhöhe eine „Sommerfrische“ bewohnen: eine Sommerfrische zum Arbeiten, zur Vornahme von Vermessungen. Da das rumpelige Innere des Wuschanian nicht als Wohnung lockte, hatten sie sich auf der Terrasse außerhalb der Mauern ein Zelt aufgeschlagen, in dem sie wochenlang ein regelrechtes Lagerleben führten. Für ein junges, gesundes, kinderloses Ehepaar ging das ja. An der Zeltrückwand standen zwei Feldbetten; außerdem war nur notdürftiges Mobiliar und davor ein länglicher Tisch vorhanden. Dieser ward nun in die Sonne gestellt, und wir gruppierten uns herum und genossen bei schönem Blick über Berg, Ebene und See, wo die pünktchenkleine „Deutschland“ Schießübungen abhielt, ein vortrefflich mundendes Mittagsmahl, während Troß und Rosse innerhalb der Tempelmauern untergebracht waren.

Gegen Abend erhob sich Regen und Sandsturm; erst erschien die Gegend gelb in Gelb, dann grau in Grau und schließlich schwarz in Schwarz. Trotz Enge und dann und wann erlöschender Lampe war es aber im Zelt ganz gemütlich. Den drei Damen wurde dies dann zum Nachtquartier überlassen; wir Herren nächtigten unter einer noch mangelhafteren Leinwandbedachung einige Felsetagen tiefer. Fast riß der Sturm sie über unseren Häuptern fort. Später ist dann einmal das Wohnzelt der Herrschaften wirklich weggeblasen worden.

Am nächsten Morgen schien die Sonne wieder, als ob nichts passiert sei, und es ward ein sehr fideler Kaffeetisch. Wir ritten das Tillythal (nicht nach dem Feldherrn, sondern nach einer Frau Mathilde getauft) hinauf, nach dem Tempel Han-Ho. Unterwegs feierten wir an den rauschenden Wassern des Tillybaches, malerisch im Grünen, zwischen Felsblöcken und unter schattigen Zweigen lagernd, das Geburtstagsfest einer der Damen. Gut-

gemeinte Reden, deutscher Schaumwein und die allgemeine Fröhlichkeit gaben den nötigen Schwung. Bei loderndem Feuer wurde abgekocht, Fleisch gebraten, wurden Kartoffeln in der Asche gebacken u. s. w.

In Han-ho ließen wir unsere Pferde zurück und machten eine recht hübsche Kletterpartie über die Berge und abwärts nach dem Orte Hsi-teng-you. Hier trafen wir unsere unterhalb herumgeführten Pferde wieder. Der Blick von der Paßhöhe auf die Küste, aus der tief unten die umbrandeten rotbraunen Felsen aus dem Blau emporstiegen, war einzig schön. Ein rascher Ritt führte uns zu einem sanften Gestade, wo in einem etwas verwilderten, aber schattigen Haine der von den Deutschen so geheißene Tempel „Meeresfrieden“ liegt. Nach einem kleinen idyllischen Imbiß sprengten wir an der Küste entlang zurück und über den endlosen Sand von Lauschan-Hafen nach der Militärstation Neu-Schatsykou. Stattlich winkte sie mit ihrem Wohnhause und ihren Kasernements schon von weitem über die Bucht.

Wie alle unsere Militärstationen im Gebiet, ist sie sehr nett, und zwar besonders nett eingerichtet. Die Seesoldaten würden sich auch überall sehr wohl fühlen, wenn sie nicht ein dunkler Punkt bedrückte, der da heißt: Gänzliche Abwesenheit des schönen Geschlechts!

Ein unternehmender junger Herr beherrschte diese Station zur Zeit. Er ließ sich nicht hindern, uns als seine Gäste zu betrachten, und richtete uns ein wahrhaft glänzendes Gastmahl, dessen Folgen er, bei den unbedenklich preisgegebenen Vorräten, wahrscheinlich lange zu büßen gehabt hat.

Zum zweiten Nachtquartier ritten wir nach Han-ho zurück. So ein Tempellogement ist recht originell. Es besteht aus mehreren ummauerten Höfen. Ein wenig vor der ersten Thoröffnung erhebt sich gewöhnlich eine kleine Mauer, die sehr nützlich gegen böse Geister ist. Diese können der Mauer wegen nicht auf geradem Wege zur Thür hinein, und da sie um die Ecke herum überhaupt nicht hinein können, müssen sie einfach draußen

bleiben. In den Seitenbaulichkeiten wohnen Priester und Gesinde; ferner sind da Ställe, Vorratsräume und dergleichen. In solchen Räumen quartierten wir uns auch ein; gewöhnlich waren es wohl die „guten Stuben“, ganz geräumige, niedrige, kleine Hallen mit sauberem Backsteinfußboden, Papierfensterscheiben, buntem Holzschnitzwerk und mit europäischem Tisch und brauchbaren



Aus einem Tempel im Deutschen Kiautschou-Gebiet.
Nach einer Photographie des Regier.-Baumeisters Knoff.

Bänken oder Stühlen ausgestattet. Die Damen erhielten ein solches Gemach auch zum Schlafen, während wir Männer uns zu den Herren Göttern einzuquartieren hatten. Diese bewohnen den zurückliegendsten, kirchenartigen Querraum. Wenn man hinein kommt ist es in der Regel darin etwas magisch dunkel. Aus dieser Düsternis starren uns nun von allen Seiten groteske Fratzen entgegen; in der Mitte ein Altar, mit irgend einem Hauptbuddha und allerlei buntem, vergoldeten Schnitzwerk, und an den Seiten ringsum die verschiedensten schreiend bemalten, verrücktesten Gott=

heiten, oft hohe Holzstatuen, mit rollenden Augen, ungeheuerlichen Köpfen, Klauen und Bäuchen, Schwerter schwingend und Zähne fletschend. Gongs, Trommeln, Fetzen, geopferte Lichtbündel, Körner u. s. w. liegen umher; meist alles verschmutzt und verstaubt, ein idealer Aufenthalt für Spinnen, Mäuse und Ratten. Der Lehmfußboden ist gewöhnlich rissig, die Papierscheiben sind kaput und die großen Scheunenthüren schließen schlecht.

Wir haben in unseren Hängematten unter den Glotzaugen der sonderbaren Heiligen immer höchst vortrefflich geschlafen, obschon diese bei spärlichem Kerzenschein und beim Erwachen im Frühdämmer sich abenteuerlich genug ausnahmen. Manchmal lagen wir nur auf Strohschütten auf dem Boden.

In Han-ho nächtigten auch die Damen in einem Nebentempel. Vor den Tempeln befand sich eine alte Steinterrasse, zu der bemooste Stufen emporführten. Auf der Terrasse speisten wir bei Windlichtern zur Nacht. Rotwein mit heißem Thee that sehr gut, denn man fror allmählich schneidermäßig.

Der nächste Tag zeitigte einige Strapazen. Früh ritten wir ins Tillythal, während für uns nicht fühlbare Sandstürme die Luft gelblich trübten. Dann ließen wir unsere Pferde zurück, und nun gab es einige Stunden starke Kletterei über den Mootz- und den Windpaß. Man konnte hübsche Feldblumen pflücken; schönes Wetter war eingetreten, und wir genossen wieder überraschend reizvolle Blicke über die Küste. Die Damen erwiesen sich als ebenso gute Steigerinnen wie Reiterinnen. Schließlich erreichten wir unser nächstes Ziel, die „Irenenbaude".

Dieses Schutzhaus liegt prächtig in einem engumschlossenen Felskessel, wie ein Vogel in seinem Nest. Gerade vor ihm erhebt sich ein ganz unzugänglich erscheinender Fels, auf dem kühne Kletterer eine Stange errichtet haben; zwischen einer Klamm durch eröffnet sich ein Ausblick auf die blauende See. Um das einstöckige Holzhaus läuft nach vorn eine Veranda. Das Innere besaß ganz berückende Sprungfedermatratzen, die unseren Gliedern große Wohlthat bereiteten. Es war recht frisch hier oben auf der

Höhe von etwa 800—900 Metern, dafür aber moskitofrei. Wir segneten die Tsingtauer Menschenfreunde, die dieses aus verständnisvollem alpinen Herzen heraus geschaffene Werk unserer jungen Kolonie beschert hatten.

Daß die Irenenbaude wieder eine sehr übermütige Abendgesellschaft sah, war selbstverständlich. Der Wind pfiff nachts nicht schlecht; doch that er uns gar nichts. So sicher, wie wir damals wähnten, ist die Baude aber nicht gewesen, sondern auch sie fiel später einem Sturm zum Opfer. Hoffentlich hat man sie wieder aufgebaut.

Der nächste Tag steigerte die Kletterei noch; es war der Kulminationspunkt, wo wir den 1150 Meter hohen Lau-ting, den höchsten, schon auf chinesischem Gebiete liegenden Gipfel des Lauschan besiegten. Zuerst galt es, eine steile Geröllhalde zu überwinden, dann schlängelten wir uns behaglicher über grasigen, hier und da mit Sträuchern besetzten Teppich und an Steilwänden aufwärts, zuweilen von kräftigem Luftzuge gekühlt. An der „Steinhuhnhalde“ sahen wir auch einige Völker Steinhühner fliegen. Vor uns ragte die imponierende „Fünffingerspitze“. Endlich waren wir oben und krochen durch einen schmalen, tunnelartigen Durchlaß an dem jäh überragenden Stein auf eine Felswand, die dachartig vor uns in die Tiefe abfiel. Da saßen wir auf schmalem Rande aneinander geduckt im Sonnenschein und freuten uns unseres Lebens. Die Aussicht in das zerklüftete Gebirge, auf die grünen Thalsenkungen und das verschwimmende Meeresblau bis zu einem unendlich fernen Horizont war wirklich bezaubernd. . . .

Wohlbehalten erreichten wir wieder die Baude, und dann begann ein mühseliger, aber recht lohnender Abstieg in das Thal des westlich der inneren Kiautschou-Bucht zuströmenden Pai-scha-ho, dessen einer, an hervorragenden Naturschönheiten reicher Teil das „Irenenthal“ heißt. Gewaltige Wände und Zacken steigen da und dort, rechts und links an, einzelne imponierende Kessel bildend. Der kaum erkennbare Weg führte teilweise in dem

Flußbett selbst abwärts. Es war eine höchst anregende Rutsch- und Springpartie, über die mächtigen Steinblöcke weg, immer tiefer, immer tiefer. Lustig rauschte das schäumende Wasser dazwischen, indem es hier und dort über dem weißen Sande spiegelklare, kleine Teiche und Wassergrotten bildete. Hier müßten eigentlich Forellen gedeihen.

Es gewährte uns allen viel Vergnügen, die Auswege aus diesem Steinwirrwarr zu finden und mittelst des Bergstocks von hohen. glatt polierten Graniten, unter allgemeinem Gelächter, in den Sand unten abzurutschen. Zeitweilig staute sich ein tieferes Wasser in brausenden, engen Kanons, und dann mußten wir mühselig einen höheren Pfad am Bergrande suchen.

An diesen und anderen Tagen erquickte uns oft chinesisches Obst; es gab die aroma- und zuckerarme, aber von Saft triefende, große Shantung-Birne, die ebenso große terpentinhaltige, herbe und saftreiche, orangefarbene Persimone (Diospyros Kaki L.) und vor allem ausgezeichnete Weintrauben, die wir uns zum Teil selbst von den Traubengängen ärmlicher Dorfhütten abschnitten.

Im Tempel Teitschin-schui-miau schlugen wir unser Quartier auf. Dieser Miau-Tempel liegt allerliebst in einem baumbewachsenen, vom Pai-scha-ho durchströmten Thal; ein ansehnlicher Bambushain lehnt sich ihm an.

Tags darauf begannen wir mit einem Fußmarsch den Pai-scha-ho abwärts, durch den an pittoresken Wirkungen hervorragendsten Teil des Irenethals, das „Felsenthal“, das von der „Steinernen Säge“ 603 Meter hoch überragt wird, bis zum Tempel Ta-lau-Kuan. Von hier aus machten wir nachmittags einen Ritt nach einer Pagode. Sie liegt auf einem Kegel, der einen weiten Thalkessel, in dem mehrere breite Flußarme sich vereinigen, beherrscht. Wir übernachteten im stattlichen Ta-lau-Kuan, der von einem alten, weißbärtigen Priester verwaltet wurde. Am Stocke wandelnd, schleifte er mühselig das eine Bein nach. Anderen Tages forderte uns der ehrwürdige Greis so viel Geld ab, daß uns doch die Geduld über seine Rechnung ausging.

Dies war leider der letzte Reisetag. Er brachte uns einen langen Ritt südwestwärts nach dem schon geschilderten Litsun, und damit kehrten wir dem Lauschan den Rücken. Nachdem wir den Soldaten- und Marschpaß überwunden hatten, kamen wir in scharfer Gangart, auf guten Straßen und im Sandbett des Litsunflußes, viele Dörfer passierend, rasch vorwärts. Im Dorfe Litsun war gerade Markt, der im Flußbett abgehalten wurde. Zehntausend Besucher sind schon bei diesen Märkten gezählt worden. Das Gewimmel von Zelten, Menschen, Maultieren, Eseln u. s. w. gab ein sehr fesselndes Bild. An hohen Gerüsten wie Färberware sich blähender, blauer Kattun machte sich besonders effektvoll. Gebraten, gekocht, gesotten wurde, was das Zeug halten wollte, nicht minder dem Glücksspiel gehuldigt.

Die Offiziere in Litsun bereiteten uns wiederum die ehrenvollste Aufnahme; da wir aber schon wußten, daß es mit manchen Dingen dort zur Zeit haperte, so halfen wir der Verpflegung selbst mit nach.

Ein letzter Ritt brachte uns dann abends wieder nach Tsingtau heim.

Der Mittelpunkt sportlicher Interessen für Armee- und Marineoffiziere und einige Herren vom Civil bildete, namentlich während der Anwesenheit des Prinzen, der Poloplatz. Der Prinz war ein sehr eifriger, gewandter und unerschrockener Poloreiter. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er leuchtenden Auges, im aufrechten Sitz, auf dem mutigen Mongolenpony heranritt, während seine Füße fast den Grund berührten und er den langen Hammer in der nervigen Rechten schwang. Er gehörte, wie die übrigen Marineoffiziere, gern zu den „Blauen“, d. h. er trug dann eine blaue Weste; die Gegenpartei zeichnete sich durch rote Westen aus. Außer dem Prinzen war der „Städteerbauer“, der Ingenieurhauptmann M., ein ganz vortrefflicher Spieler; als flinkester von allen aber erschien der süddeutsche Artillerist, Herr v. B., der auch durch einen erfolgreichen Remontezug in die Mongolei sich Ehre eingelegt hatte.

Herr v. B. lag manchmal so weit aus dem Sattel, daß er sich buchstäblich nur wie ein Indianer mit den Fußspitzen hielt; gelegentlich flog er dann wohl auch einmal auf den Rasen. Man kann kaum ein bewegteres Reiterbild sehen, als wenn ein Polofeld ventre à terre auf den Ball zujagt und dann ein kühner und glücklicher Held, allen voran, sausend mit weit ausgeholtem Schwunge den Ball so trifft, daß dieser in langen Ricochettesprüngen gegen das Thor der gegnerischen Partei flitzt. Die Pferde werden nicht minder leidenschaftlich dabei wie ihre Herren; ein geschultes Tier versteht es meisterhaft, seinen Gegenpart vom Ball abzudrängen.

In Begleitung des Prinzen machte ich noch einige interessante Ausflüge. Der eine brachte ein abendliches Picknick auf dem Iltisberge. Außer dem Prinzen waren ein paar Offiziersdamen und etwa ein halb Dutzend Herren von der Partie. Herrlicher Mondschein leuchtete uns; sonst wären die rissigen Gebirgspassagen nicht unbedenklich gewesen. An schlimmeren Stellen führten wir die Pferde. Auf steinigem Grunde, zwischen kümmerlichem Kiefernbusch lagerten wir oben, aber der Zauber unseres prasselnden Feuers, der von fernen Bergen gesäumten, mondbeglänzten Bai und den Lichtern der Schiffe, sowie der zu unseren Füßen liegenden, jungen Stadt blieb trotzdem wirksam.

Eine Fülle guter Gaben war natürlich mitgenommen worden. Weiße Matrosengestalten und langgewandige Chinesen walteten, vom Feuerflackerlicht angestrahlt, ihres Amtes beim Herumreichen von Speisen und Getränken. Kapitän Lans vom „Iltis“ briet Beefsteaks und Kartoffeln in prasselnder Pfanne und antwortete dabei schlagfertig und launig auf alle Neckereien wegen seiner Kochkünste. Er bestand also vor dem Taku-Kampfe sozusagen schon einmal ein Feuergefecht und zwar auch nicht übel, denn seine Bratkartoffeln wurden zum kulinarischen Treffer des Abends.

Als wir das Gebirge verlassen hatten, wurde auf mondhellem, glatten Strande noch ein gestreckter Schlußgalopp geritten; der Sand flog nur so unter den Hufen fort, und stimmungsvoll ergoß

sich seitwärts die brausende Brandung, die gleich heranstürmenden, weißmähnigen Meeresrossen zur Linken unseren Weg begleitete.

Ein anderer Ausflug oder vielmehr ein offizieller Besuch, der dem friedlichen Akte der ersten Spatenstiche zum ersten deutschen Bahnbau in China galt, führte uns nach der alten Stadt Kiautschou, der bekanntlich chinesisch gebliebenen, aber neuerdings doch von den Deutschen besetzten Distriktshauptstadt.

Der Leibarzt, der gleich mir im Yamen wohnte, und ich ritten am 23. September früh zur Kiautschou-Bucht hinüber, wo uns der Prinz, begleitet von Korvettenkapitän v. W. und dem Admiralstabsoffizier H., in der Admiralspinasse aufnahm. Die Hertha-Pinaß mit dem zweiten Admiral F. und dem Flaggleutnant v. Th. schloß sich an. Es war hohes Wasser und ziemlicher Seegang, der über den Landungssteg hinwegbrach. Die Herren hatten ihre Revolver und meist auch Sattelzeug mitgenommen. Die Waffen erwiesen sich später glücklicherweise als unnütze Vorsichtsmaßregel; aber wir ahnten doch alle nicht im entferntesten, in welcher Gärung bereits im geheimen sich manche fremdenfeindliche Gemüter Chinas befanden. Die nordwestliche Fahrt durch das gelb-trübe, bewegte Gewässer dauerte wohl ein paar Stunden; die fernen Bergzüge ringsum boten dabei immer eine schöne Umrahmung. Wir sahen viele Dschunken und Fischerboote. Da Ebbe lief, lagen die glänzenden Watten weithin entblößt, als wir in die enge Fahrrinne nach Tapatur, dem heutigen kleinen Hafen der ehemaligen einflußreichen Seestadt Kiautschou, der zum deutschen Gebietsstreifen gehört, einfuhren. Wir fanden das starkströmende Fahrwasser sorgfältig betonnt. Dies ist natürlich deutsches Verdienst. Der Ort Tapatur, der noch immer als eine ziemlich bedeutende Zollstation für den Dschunkenhandel erscheint, liegt etwas weiter landein, an einem teilweise von Röhricht gesäumten Flüßchen. Wir sahen von weitem deutsche Flaggen wehen und mußten die tiefgehende Pinaß verlassen, um uns in einem elenden, nichts weniger als prinzlichen Sampan dorthin treideln zu lassen. Splitternackte, urkräftige gelbe Kulis, die bis

über die Kniee im fetten, schwarzen Schlamm wateten und zuweilen, bis zur Brust im Wasser, die Querrinne der Priele kreuzen mußten, besorgten dies anstrengende Geschäft mit großem Eifer. Wir landeten, über mehrere Dschunken fortkletternd. Es herrschte ein recht lebhaftes Treiben in dem muddigen, von unscheinbaren Gebäuden umgebenen Hafen. Wir beobachteten eine sehr einfache Baggerung; Kulis zogen im Wasser eine Art Schlitten, der den Schlamm vor sich schob, an Stricken quer von einem Ufer zum anderen. An dem Landungsplatze harrten unserer zwischen Warenballen und Tonnen ein paar deutsche Beamte und ein Haufen von schmutzigen chinesischen Soldaten, Polizisten, Dolmetschern und Pferde-Kulis. Wir suchten uns jeder eins der ruppigen, mit zerrissenen Sätteln und altem Strickzaumzeug gerüsteten Rosse aus, wobei die Herren, die eigenes Sattelzeug mitgebracht hatten, wenigstens halbwegs präsentationsfähig erschienen. Der Prinz erhielt auch ein gutes Pferd. Elegant ging es nicht gerade her, aber doch amüsant und heiter. In China erwartet man dergleichen eben nicht anders. Dann ritten wir eine kurze Strecke nach der eigentlichen Ortschaft und stiegen im Hause des deutschen Zollinspektors ab. Es war dies ein — was nicht viel sagen will — etwas besseres chinesisches Gehöft, wo mehrere Deutsche, meist junge Subalternbeamte, im chinesischen Seezolldienste eine vielleicht gut bezahlte, aber sonst, wie mir schien, nicht allzu beneidenswerte Existenz führten. In dem schönsten gekalkten Zimmer des Hauses erquickten wir uns an einem gastfreundlichst gebotenen, auf voller Höhe der Civilisation stehenden Eiercocktail. Dann fand die Weiterreise auf chinesischem Gebiet statt, immer durch „Gegend“, d. h. flache, schilfbewachsene, sumpfige, salzige oder sandige Strecken, dann durch endlose, öde, obwohl gut bestellte Felder von hoher, meist dünnstehender Hirse, Mais und dergleichen. Wenn nicht die anhaltende Dürre das Jahr beeinträchtigt gehabt hätte, würde der Eindruck vielleicht um ein wenig besser gewesen sein. Die viel benutzte Straße war, wie jeder Weg in China, so schlecht wie möglich, nichts als ein

vernachlässigter Feldweg, der nur durch die Flachheit des Bodens jetzt nicht allzu beschwerlich fiel. Dann und wann gab es einige Bäume. Endlich tauchte die von weitem höchst stattliche, zinnengekrönte Mauer Kiautschous aus der Ebene auf; nach ungefähr anderthalbstündigem Ritte befanden wir uns an ihrem Südthore, vor dem wir ein farbiges Zelt, rote Schirme und eine ziemlich große, uns schweigsam empfangende Menge erblickten. Bunt und doch farblos und schmutzig natürlich! Gelbes Volk ohne jede Festtoilette, mit neugierigen Schlitzaugen, von wenig beweglichem Gesichtsausdruck. Einige weiße Maultiere hätten bei besserer Erhaltung ihrer verschossenen roten oder blauen Satteldecken eines guten Eindrucks nicht ermangelt. Wir stiegen ab und wurden von drei „Kotau“ machenden Mandarinen, dem Präfekten von Kiautschou und noch einem Civil- und einem Militärmandarin, empfangen. Der Erste war ein komisches Männchen; ein blauer Hutknopf und eine Pfauenfeder am herunterhängenden Haarbusch des Hutes kennzeichneten seine Stellung. Er hatte so ein gutmütiges, beobachtend-bekümmertes Umsichblicken, das ein wenig an ein Äffchen erinnerte, und meckerte fortwährend ein komisch-verlegenes: E-e-e-a-a-a!, wobei er sich die Hände rieb. Die drei Herren waren sämtlich in sehr feine, seidene Stoffe gekleidet. Einige Höflichkeitsreden und Thee vervollständigten das Empfangsceremoniell. Der Prinz führte mich als einen „großen Litteraten“ ein, mit welchem Titel man in China eine erfreulich schmeichelhaftere Wirkung erzielt als bei uns.

Von Böllerschüssen begrüßt, unter still-stumpfsinnigem Anglotzen seitens des Publikums — zwischen dem sich aber wohl mancher in heimlicher Vorbereitung begriffener Boxer befand, der uns am liebsten den Kragen umgedreht haben würde — ritten wir nun durch das Thor der in der Nähe erhebliche Breschen aufweisenden, an der Zinnenkrone noch immer einen Stein dicken Mauer. Zuerst sah man innerhalb der Stadt wieder Felder wie draußen; dann schlossen sich die fensterlosen oder mit verwahrlosten Papierfensterchen versehenen, einstöckigen Häuser zu holprigen, meist

engen, unsagbar unsympathischen Straßen. Keine Kleinstadtstraße in Deutschland, und wenn sie noch so öde und langweilig wäre, gewährt ein so wenig anziehendes Bild! Es war einer jener Orte auf der schönen Gotteswelt, von dem man sich sofort sagte, hier möchtest du nicht einmal begraben sein! Allerdings kommt einem dieser Ausruf im himmlischen Reiche recht häufig über die Lippen. Mit lautem Getrappel ritten wir im Schritt durch viele Gassen, auch wohl über eine Steinbrücke und schlammiges Gewässer oder durch einen, tugendhaften Personen geweihten, unansehnlichen Thor- und Triumphbogen. Das Volk auf Treppenstufen und vor den Gehöft- und Hausthüren verhielt sich wieder ganz friedlich, selten sah man ein flüchtiges Lächeln; einige Weiber guckten uns gar nicht an; grüßen that überhaupt niemand.

Nach einer Viertelstunde hatten wir das jenseitige nördliche Thor erreicht und zogen, noch innerhalb der Mauer, in ein abgeschlossenes, weites, von niedrigen Bauten gesäumtes Gehöft ein, dem Sitz des Bauinspektors Hildebrand — Hildebrand des Jüngeren, der seinem von Tsingtau aus die Bahn bauenden älterem Bruder von Kiautschou entgegen zu bauen beabsichtigte. Die Hildebrands galten beide für tüchtige, energische Beamte.

Der Prinz bekam die verfügbaren Privaträume Herrn Hildebrands zur Wohnung; wir anderen quartierten uns ein, wo und wie wir Platz fanden; ich konstruierte mir mittelst einiger Decken und Matten ein Lager auf dem Fußboden des jenseit im Hofe befindlichen Baubureaus.

Unmittelbar nach der Ankunft brachen wir zu Fuß zur Vollziehung unseres eigentlichen Expeditionszweckes auf. Etwa 5 Minuten vor dem Nordthor befand sich auf einem Felde die Feststätte, wo wiederum ein Zelt errichtet war, in dem Sessel standen und wo abermals Thee gereicht wurde. Sofort nach Eintreffen des Prinzen ging in Gegenwart der Mandarine und einer Volksversammlung die Feier vor sich. Herr Hildebrand hielt eine den ersten deutschen Bahnbau in China würdigende Ansprache, der Prinz erwiderte und that die drei ersten Spaten-

stiche nach den drei Richtungen der künftigen Bahn (Tsingtau, Tapatur und Weihsien). Seiner Königlichen Hoheit folgten Admiral F. und meine literarische Wenigkeit, dann die übrigen Herren nach ihrem Anciennetätsverhältnis. Wir verstanden sämtlich recht wohl den Spaten zu gebrauchen; doch als nun die Mandarine ebenfalls thatkräftig zu sein versuchten, gab es eine sehr heitere Scene. Die guten Alten wußten nicht im geringsten mit dem plebejischen Werkzeug umzugehen; ihrem meckernden Oberhaupte gelang dies nur, indem ihm zwei andere chinesische Herren, halb ehrerbietig, halb die Überlegenen spielend, wie zwei sich für ihr Kind genierende Mütter, den Spaten hielten und ihm Hand und Fuß führten. Und alle lächelten sie verlegen, während das umstehende Volk seine gestrengen Mandarine herzlich und weidlich auslachte. — Ein Sekttrunk schloß die Feier.

Bei Herrn Hildebrand gab es sodann ein Festtiffin, dem auch die drei hohen Beamten anwohnten.

Der Prinz brachte das Hurra auf Seine Majestät aus. Die chinesischen Gäste verhielten sich recht ruhig und beobachteten namentlich den Weinen gegenüber eine weise Zurückhaltung. Der so gutmütig aussehende Herr „E-e-e-a-a-a" wurde uns übrigens als ein höchst schlauer, alter Fuchs bezeichnet. Es gab auch chinesische Gerichte. Nach Landessitte währte das Tafeln unendlich; in einer Zwischenpause wurden Cigarren geraucht. Schließlich dauerte dem Prinzen die Sache gar zu lange, und man stand auf, um noch etwas erwünschte Siesta zu halten. Die meisten Herren unternahmen später einen gemeinsamen Spaziergang in die Stadt, wobei einige von uns bei einem Silberschmied ganz allerliebste und originelle Erzeugnisse der Edelschmiedekunst Shantungs zu geringen Preisen erwarben.

Später setzten wir uns trotz empfindlicher Kühle in den weiten Hof um ein mächtiges Feuer. Eine auf Vorschlag des zweiten Admirals gebraute heiße Mischung aus Portwein und Rotwein brachte bald Wärme in die Glieder. Bei Pfeife, Cigarre und munterer Plauderei verbrachten wir so noch einige Stunden.

Auch einen pyrotechnischen Genuß hatten wir. Der Prinz ließ eine Menge Crackers kaufen, die, in die Flammen geworfen, ähnlich Pelotonfeuer explodierten und deren Hülsenstückchen uns nicht schlecht um den Bart flogen.

Am nächsten Morgen zog unsere Kavalkade wieder unter dem stummen Staunen des weltentlegenen Nestes ziemlich in der gleichen Ordnung, wie sie gekommen, nach Tapatur zurück. Ich hatte ein furchtbares Raubtier von Pferd erwischt, auf das ich unentwegt losdreschen mußte, um nicht zurückzubleiben; gemütlicher verlief bei der befriedigten, gütigen Stimmung des Prinzen die Heimfahrt über die Kiautschou-Bucht.

Schließlich sei noch eine große Reitpartie erwähnt, die dem „Bruder Österreicher" zu Ehren unternommen wurde. Die zahlreichen Herren des zum Besuch eingetroffenen Rammkreuzers „Kaiserin Elisabeth" fanden höchst zuvorkommende Aufnahme in Tsingtau und amüsierten sich, wie es schien, ausgezeichnet. Die Reitpartie, die in der stattlichen Zahl von ungefähr fünfzig Reitern und Reiterinnen unter Führung des Gouverneurs nach dem Prinz Heinrich-Berg aufbrach, zeigte, daß es in Tsingtau an Geselligkeit schon etwas zu sehen giebt und die Zukunft sogar mehr Derartiges bieten wird, als die meisten Städte daheim. Unterhalb des Berges fand sich in einem freundlich belaubten, kesselartigen Tempelhain ein so vollkommenes Festlager aufgeschlagen, wie man es für ein Picknick nur irgend verlangen kann. Vorher aber kam die „Arbeit", nämlich die Ersteigung des beträchtlich steil ansteigenden Berges. Der Gouverneur klomm mit jugendlichem Elan voran. Durch heimische „Kraxelei" an dergleichen gewöhnt und auch wohl von nicht allgemein geteiltem Ehrgeiz getrieben, bezeigten sich einige junge österreichische Beine als die siegreichsten. Der Bergcharakter ist hier völlig der des europäischen Hochgebirges, mit ganz ansehnlichen Schründen und schwer zugänglichen, für einen Absturz außerordentlich geeigneten Gipfeln. Der Prinz, der sonst ein fast gefürchteter Bergsteiger ist, da wenige in der lang ausschreiten-

den Art, in der er die Höhen nimmt, mit ihm aushalten können, blieb diesmal mit dem österreichischen Kommandanten unten. Es folgte dann ein ausgezeichnetes und wirklich allerliebstes, frisch und liebenswürdig verlaufendes Festmahl. Der Gouverneur brachte einen herzlichen Trinkspruch aus, in welchem er die gemeinsame Waffenbrüderschaft feierte, und der österreichische Kommandant erwiderte im gleichen Ton. Wie ungezwungen fidel man war, erhellt daraus, daß drei ältere Herren einen erstaunlichen Wettkampf im Baumklettern unternahmen, der bewies, daß selbst unsere Stabsoffiziere noch fähig sind, ihren Truppen voran die steilsten Zinnen einer chinesischen Festungsmauer zu erklimmen.

Ich könnte noch mancherlei Nettes aus Tsingtau erzählen, doch der Raum dafür gebricht mir.

Gern wäre ich länger draußen geblieben, anderes trieb mich indessen heim. Nur über die Richtung der Rückreise war ich noch nicht mit mir im reinen. Am meisten hatte ich schon immer mit dem Gedanken „geliebäugelt“, quer durch Asien heimzukehren. Aber wie? Würde diese Reise bei der vorgeschrittenen Jahreszeit, da sie vermutlich über Wladiwostock längs der Amur-Route erfolgen mußte, möglich sein?

Niemand vermochte mir Auskunft zu geben. Was Herr v. B. von der Mongolei erzählt gehabt, hatte mich besonders gereizt. Sollte man nicht auch von Peking aus noch durch die Mongolei gehen können?

Schließlich erschien mir alles so unwahrscheinlich, daß ich fast Peking — von dem ich mir, in einer Art Chinamüdigkeit, den Schilderungen nach nur Ekel erregende Eindrücke versprach — aufzugeben gedachte, um doch wieder den Seeweg nach Europa, der prächtigste Arbeitsmuße gewährt, einzuschlagen. Doch da sagte mir mein guter Geist auf dieser Reise, der Gouverneur Jaeschke: „Peking dürfen Sie nicht auslassen! Sie sind nun so nahe daran!

Dort wird der Schauplatz sein, wo sich die nächsten, wichtigsten Weltereignisse abspielen, und dann würden Sie es hinterher tief bedauern, nicht dort gewesen zu sein!“

Und wie recht hat er behalten! Sowohl mit seiner Voraussicht kommender Zeiten, als auch mit dem persönlichen Hinweis.

Ich beschloß also, erst einmal auf alle Fälle nach Peking zu gehen, mir dort Auskunft zu verschaffen, um dann vermutlich nach Tsingtau zurückzukehren. In dieser Voraussetzung nahm ich hier noch nicht endgültigen Abschied.

Inzwischen ist Gouverneur Jaeschke ein Opfer der Hingabe an seine schwere Mission geworden, und es bleibt mir nur übrig, an dieser Stelle einem Toten meinen Dank abzustatten.

Als seit langen Jahren verwitweter Mann war er hinausgegangen und hatte sich dann draußen im Frühling 1900 abermals verheiratet. Unterm 2. Mai schrieb er mir noch lebensfreudig:

„Am 6. April zog die neue Gouverneurin in die Kolonie ein, welche alle Zeichen einer aufrichtigen Freude zeigte. Ich war des Alleinlebens herzlich müde und bin, seitdem die Lebensgefährtin an meiner Seite ist, wieder jung und frisch geworden, während ich im vergangenen Herbst und Winter nicht mehr viel wert war. Damals hielt mich nur noch das Pflichtgefühl aufrecht.“

Leider sollte er sich täuschen! Er hat in den jäh hereinbrechenden Wirren nicht nur seiner Kolonie hervorragend genützt; allein der Anstrengungen in der sorgenvollen Zeit gab es zu große für den durch Krankheiten wieder angegriffenen Körper. Am Geburtstage seines Allerhöchsten Kriegsherrn starb er 1901.

Das Vaterland hat viel an diesem reichbegabten, zielbewußten, feinen und guten Menschen verloren!





V. Von Tsingtau zur Peihomündung und von Tientsin nach Peking.



Von Tsingtau nach Tschifu. — Eindrücke in Tschifu. — Nach der Peihomündung. — Bei den Takuforts. — Die Bahn nach Tientsin. — Tientsin und die Bahn nach Peking. — Einzug in Peking. — Der russische Kapitän und endgültiger Entschluß, durch die Mongolei zu gehen. — Herr von Ketteler und die deutsche Gesandtschaft. — Die Russen. — Straßenbilder aus Peking. — Vorbereitung für die Mongolenreise und einstweiliger Abschied von europäischer Civilisation.

Es war recht kalt — wir hatten im Gouvernements-Yamen trotz Anfang Oktober geheizt —, als ich mich im bescheidenen Sampan an Bord des 970 Tonnen großen oder vielmehr kleinen Jebsen-Dampfers „Tsingtau" einschiffte. Es war nicht nur kalt, sondern auch stürmisch. Die Berge um Tsingtau verschwammen im Gelbgrau; Sandsturm lag in der Luft.

Meine Reisegesellschaft erwies sich über Erwarten zahlreich. Einige katholische Missionare beschäftigten sich eifrig mit Gebet und Brevier. Es sind meist stille und zurückhaltende Leute, diese opfermutigen Sendboten. Zurückhaltend blieben auch ein bei Siemens & Halske angestellter Japaner und ein Chinese, Vertreter eines Kohlensyndikats bei Tientsin. Der europäische Stolz bäumt sich immer gegen solche exotische Kajütengenossen, insbesondere die chinesischen, auf. Ein Verkehr ist nicht anzubahnen; sie wollen ihn gar nicht, denn sie haben auch ihre Antipathie.

Der Lauschan sah mit seinen scharfen Schraffierungen, als wir an seinem Fuße vorüberdampften, wundervoll aus; in der Nacht passierten wir die traurige Stelle am „Promontory“, wo der alte „Iltis“ sein rühmliches Grab fand, und dann das



Der „Iltis“-Friedhof auf Kap Promontory.
Nach einer Photographie des Stabszahlmeisters Scherber.

äußerste Kap. Der Wind heulte, die See ging hoch, aber so schlimm, wie wir es erwarteten, wurde es doch nicht, denn gerade nach der Umrundung zur Nordküste Shantungs flaute es ab.

Da wir einen Brief des Prinzen Heinrich an Lord Seymour, den englischen Geschwaderkommandanten, abzugeben hatten, liefen wir Weihaiwei an. Die befestigte Insel und das Festland, die den

Hafen bilden, bieten ein an Tsingtau erinnerndes Bild, obwohl der englische Besitz schon aus chinesischer Zeit bebauter, von der Natur als Hafen begünstigter und durch höhere Berge malerischer erscheint. Er wird aber voraussichtlich mit Tsingtau in keiner Weise Schritt halten. Wir liefen in die östliche Einfahrt wie in eine landseeartig geschlossene Bucht hinein und dann aus der später sich erst zeigenden westlichen Einfahrt wieder in See.



Wrack des „Iltis"-Vorschiffs auf Kap Promontory.
Nach einer Photographie des Stabszahlmeisters Scherber.

Mittags langten wir vor dem bergumrahmten Tschifu, dem die Kung-Thung-Inseln vorgelagert sind, an. Blaue Wolkenschatten zogen über die grüne See; auf den Kämmen tanzten Scharen von Taucherenten. Man sieht einen hohen, in das Meer vorspringenden Hügel, den „Bluff" oder „Townhill", der von einer Signalstation gekrönt wird; stattliche europäische Bauten, eine für China erfreuliche Vegetation und ringsum bis etwa 300 Meter hohe Berge, über deren Vorhöhen um Tschifu herum eine die Stadt verteidigende, sie aber auch beherrschende Mauer mit

Wachttürmen, ganz im Stile der großen chinesischen Mauer, sich schlängelt. Tschifu oder Chifu, auch Chefoo oder sonst mehr oder weniger unchinesisch geschrieben, von den Chinesen Yentai genannt, liegt demnach recht hübsch, ist einer der Vertragshäfen, in denen der Europäer handeln darf, und besitzt ziemlich lebhaften Handel, an dem deutsche Firmen stark beteiligt sind. Seine Bedeutung besteht darin, bis jetzt einziger Durchgangshafen zwischen Shanghai und Tientsin einerseits und zwischen Tientsin, koreanischen und japanischen Häfen andererseits zu sein. In ersterer Beziehung und für sein Hinterland erwächst ihm ein bedenklicher Konkurrent in Tsingtau, gleichwie die Öffnung Tschifus einst für den Handel der Stadt Kiautschou nachteilig wurde. Tsingtau kann freilich ganz froh sein, wenn es in seiner äußeren Entwicklung erst Tschifu erreicht haben wird.

Die Reede wird nach Westen durch die Tschifu-Halbinsel, auf Karten als eigentlicher „Bluff" verzeichnet, einem, wie ein kurzgestielter Hammer oder ein T-Eisen seewärts sich vorbauenden, mächtigen Felsrücken begrenzt. In seiner Mitte ragt der doppelgegipfelte Tschifu-Pik bis zu einer Höhe von 295 Metern über das Meer.

Zur Zeit zeigte sich die Reede recht belebt durch Dampfer und Segelschiffe. Namentlich die weiße Flagge mit dem roten Sonnenball war reich vertreten, da die Japaner überall hin Dampferlinien eröffnet oder die bestehenden erweitert haben, allerdings, wie man behauptet, nur mit Hülfe von Zuschüssen und ohne bisher auf den grünen Zweig zu kommen. Solche Rührigkeit wird sich aber endlich lohnen. Die chinesischen Küstenbewohner sind zwar von Natur bessere Seeleute als die Japaner, die merkwürdigerweise als Inselvolk vorzugsweise Landratten geblieben sind. Würden die Chinesen im Seekriege besser vorbereitet und geführt worden sein, wer weiß, wie es den Japanern seiner Zeit ergangen wäre!

Wir wohnten einer Probe von Gewandtheit und Verwegenheit bei, die man an der chinesischen Küste öfter sieht, während

man bei uns die Leute suchen soll, die das nachmachen. Noch während wir in starker Vorausfahrt bei hochgehender See begriffen waren, schor ein Sampan unter dem Bug längsseit: in wenigen Sekunden war er schon achteraus geschossen, aber dieser Moment hatte für einen tollkühnen Zopfträger genügt, den Bootshaken in die Rüst zu schlagen, sich an diesem blitzschnell hinauf zu ziehen und dann, den Haken fallen lassend, sich vollends an Bord zu schwingen. Alle Achtung! Der Haken wurde von seinem Boote gleich gefischt, und der gewandte Chinaman triumphierte nun als Erster auf dem Schiffe über alle Konkurrenten, die später mühsam am Fallreep ihre Boote gegen den Wellenschlag unter fortwährendem Karambolieren behaupteten.

Welche prachtvolle Torpedobootsmannschaft müssen solche Kerle geben! Man begreift bei derartigen Leistungen vollkommen die Gefährlichkeit chinesischer Piraten.

Ich begab mich mit dem Kapitän im Segelboot einer Hamburger Firma an Land. Man landete westlich von dem Signalstationsberg in einem geschützten Hafen für kleinere Fahrzeuge, die auch sehr zahlreich hier liegen. An den Quais herrschte lebhaftes Treiben. Man freute sich über die sauberen Straßen der Europäerstadt. Eine freundliche Kirche, grünende Anlagen, Gärten, Villen und einige große Gebäude, darunter ein Krankenhaus, geben der Stadt etwas Wohnliches. Englische Backfische, radelnde Jünglinge, frische Kinder mit Bonnen und sonstige europäische Typen ließen das nicht zu überwältigende Straßenleben ganz anheimelnd erscheinen. An einer Ecke befand sich das kleine russische Postamt, wo auch deutsch verstanden ward. Kommt man vom Süden, glaubt man hier schon den näheren Anschluß an den fernen europäischen Westen gefunden zu haben und vertraut dem russischen Postamt wundervoll blau oder feuerrot gefärbte, mit dem goldenen chinesischen Drachen verzierte Postkarten zur Überlandbeförderung in die Heimat an. Die Karten erwarb man in einem großen deutschen Magazin.

Solch ein ausländisches Magazin verfügt gewöhnlich über einen imponierenden Raum, in dem ziemlich alles durcheinander ausgestellt ist, was unsere Industrien hervorzubringen pflegen, etwa wie ein großstädtisches Allerweltskaufhaus im Rahmen einer mäßigen Turnhalle.

Dicht bei dem Laden stand das erste Hôtel, das mit seinem ummauerten Gartenhof und umlaufenden Galerien einem nicht an große Eleganz Anspruch erhebenden Geschmack genügte. Tschifu hat nämlich auch eine Badesaison. Der weite Sandstrand dehnt sich östlich vom Signalberg in beträchtlicher Entfernung aus. Die nächste Umrahmung kam mir freilich nicht übermäßig reizend vor; ich glaube, auch in diesem Punkte wird das ostasiatische „Modebad" Tsingtau einst den Preis davontragen. Vielleicht giebt es aber in der Umgegend lieblichere Plätze. Irgendwo ward von einem österreichischen Baron Wein zu Kelterzwecken gebaut. In Tientsin zuckte man, wie ich später bemerkte, die Achsel darüber; zum Verspeisen giebt es sonst treffliche Trauben auf der ganzen Shantung-Halbinsel.

Auf den Signalberg führt ein Schneckenweg zwischen Villen und Gärten ziemlich hoch hinan. Hier wohnte nebst verschiedenen fremden Konsuln auch der deutsche, dessen einfaches, geräumiges Haus eine sehr hübsche Aussicht über die See besitzt. Die Winde mögen es freilich recht niedlich anblasen können. Altes chinesisches Festungswerk mit einer tempelartigen Spitze umschließt den Gipfel bei dem Signalmast. Nach allen Seiten eröffnen sich von hier sehr schöne Blicke über die Wipfel, Dächer und Türme der Europäerstadt, über die weite in der Ebene sich anschließende, einförmig graubraune Chinesenstadt, zu den Bergen auf Festland und Inseln ringsum, auf die schiffsbelebte Reede und die schäumende See vor uns — rechts und links — fern, fern hinaus!

Ein Gang durch die nicht wie in Tientsin oder Shanghai durch eine Mauer abgeschlossene Chinesenstadt brachte die üblichen Eindrücke des Verfalls, des Schmutzes, der Faulheit, aber auch

— man staune — des Fleißes, des Ackerbaues, der Ordnung. Überwiegend hält man sich indessen physisch und bildlich die Nase zu und ist froh, wenn man dem bettelhaften Betriebe den Rücken gekehrt hat.

Zum Spazierengehen genügte auch hier ein Stöckchen; bösartig werden die Leute nur durch Aufreizen in erregten Zeiten, wie wir es jetzt erfahren haben.

Abends dampften wir nach dem Peiho weiter. Natürlich war die Fahrt lebhaft, aber voll bedeutender Natureindrücke. Schon anfangs, als wir die Tschifu-Halbinsel umfuhren, setzte die Ouverture in imponierender Großartigkeit ein. Mit vollen Segeln schäumten Dschunken auf Dschunken vor dem kalten, stürmischen Winde unter Land; mit uns verbeugte sich ein den gleichen Kurs steuernder englischer Dampfer vor den anrollenden Seen; mehr abseits komplimentierte sich ein weißer Japaner nach Wladiwostock. Das Land aber dämpfte die Schwellungen noch viel weiter hinaus, als man angenommen hätte, denn von dem wild abstürzenden, schräg streichenden Massengefüge der Kaps der Halbinsel schob sich, wenn eins umrundet war und man eine offene Fläche erwartete, immer ein neues, coulissenartig wieder vor, bis das eigentliche Kap Tschifu hinter uns lag. Diese mächtige Steilküste bot im Verein mit dem düsteren Stahldunkel der brandenden See ein nervenpackendes Schauspiel! Gelbes Sonnenlicht lag noch hinter den Schründen, und sterbendes Rosa verglühte am Westhimmel, während ein Wetterleuchten zornrot vom Süden zuckte. Dann stieg auch der zunehmende Mond auf; die See aber hob ihre weißen Häupter höher und höher.

Zum Abendbrot — das Essen war sonst recht gut und billig — hatten wir den zweifelhaften Genuß eines „als Gans" zubereiteten Hasen. Ich denke, mit einem biederen deutschen Lampe nimmt man solche verschämten Metamorphosen nicht vor wie mit diesem chinesischen. Nachher machte ich bis spät in die Nacht mit dem Kapitän den üblichen schwankenden und uner-

müdlichen Menagerietrab auf dem Sturmdeck. Der Wind blies, an Heftigkeit zunehmend, uns gerade in die Zähne; sausender Regen löste den Mondschein ab und prasselte im Verein mit den Seen gegen das schützende Segellinnen über dem Geländer. Schwer rollte das Schiff; ein prachtvolles, grüngoldenes Leuchten entfuhr dem aufgeregten Element; dicht auf uns herab hing eine Zeit lang eine schwarze Wolke, wie festgenagelt, und drohend, gleich einer ungeheuren Finsternis, die uns zu verschlingen trachtete. Wir gingen mitten durch die Miao-Tao-Inseln, durch düster starrende Felsgebilde; und dann erstrahlte an Steuerbord auf hohem Plateau das Howkifeuer. Der sich drehende, weiße Lichtkegel strich zeitweilig zu uns hinüber und dann weiter; schweigend, geheimnisvoll über den Himmel, über die Wasserwüste gleitend, schwand er, kehrte wieder und schwand.

So kämpften wir vorwärts durch die Nacht des gelben Meeres, und der nächste Mittag sah uns vor der trostlosen, gelbgrauen Einsamkeit der Peiho-Barre.

Da lagen wir und warteten auf hohen Wasserstand; außer uns eine Fülle von Leidensgefährten, viele mit Signalen für Leichter im Topp. Sie wollten alle hinüber; die es ihres Tiefganges halber nicht konnten, wünschten wenigstens entlastet zu sein. Anderen Tages endlich hatten wir Wasser genug, und der weiten, flachen, grauen Landlinie strebten in wandelnder Heersäule die endlich erlösten Dampfer und geschleppten Schiffe zu, während andere herauskamen und hochbesegelte Dschunken da und dort umherstrichen.

Der erste Eindruck ist Lehm, Lehm und abermals Lehm! Höchst eigentümlich, nicht unmalerisch, aber doch öde, furchtbar öde, hoben sich die geschrägten Wälle der Takuforts zu beiden Seiten der eigentlichen Flußeinfahrt heraus. Sie erschienen lehmfarben, reine gestampfte Erde, ohne Vegetation; lehmfarben

war der sich windende Wasserspiegel, und das Feuer der sinkenden Sonne bot dazu eine seltsame Farbenwirkung. Wir glaubten nicht an die Widerstandsfähigkeit der Forts, trotzdem wir wußten, daß sie modernisiert seien. Von den Citadellen wehte die gelbe Drachenflagge, Geschütze starrten, rotröckige Soldaten trieben sich umher; dazwischen flatterte Wäsche. Wenn diese Forts dann später auch nicht dem energischen Angriff der Europäer standhielten, so unterschätzten wir sie doch damals. Wie hoch aber würde unser Herz geklopft haben, wenn wir die Thaten unseres „Iltis“ und das Wehen der deutschen Flagge über dem Südfort hätten vorahnen können!

Und nun ging es stromauf. Immer dasselbe Bild: weite, verbrannte, staubige Ebenen, an den Ufern klebende, niedere, enge Ortschaften, die von oben bis unten nichts anderes dem Auge bieten, als den toten, gestampften Lehm und eine geschäftige, bezopfte, gelbgesichtige Menge, grau und schwarz oder höchstens durch ihre Gewandung einen Indigoton in das Gelbbraun tragend. Wir sehen einzelne Pferde, während bei begrüntem Boden zu frischer Jahreszeit sich gewaltige Herden hier auf schrankenloser Weide umhertummeln. Als charakteristisches Bild erschienen häufig galgenartige, sich drehende, mit Leinwand behängte hohe, eckige Gestelle — Segel-Wassermühlen.

Bald sind wir an den Zollgebäuden und Kohlenlagern Tonkus, dem Endziel unseres Dampfers, von wo die Bahn nach Tientsin führt. Ich zog es vor, an Bord zu bleiben. Am nächsten Morgen ging es im schmutzigen Sampan an Land, durch einige furchtbar widerwärtige Lehmhäuserstraßen auf den unansehnlichen Bahnhof. Man war erstaunt, hier das Fortbewegungsmittel europäischer Kultur mit der von Chinesen bedienten Lokomotive zu finden. Die Wagen waren durch eine Menge vollgestopft, unter die wir uns nicht gern hätten begeben mögen, wenn auch wohlhabendere Leute in reinlichen, seidenen oder leinenen Gewändern nicht fehlten. Das Coupé, in dem wir

Europäer zusammen fuhren, erschien leidlich. Später kam etwas Wechsel in die lehmige oder sandige Fläche. Grüne Felder, Laubbäume und rötliche Heidekrautstrecken und links gelegentlich der gewundene Strom mit einzelnen Masten und Segeln. Nach anderthalb Stunden war Tientsin erreicht, dessen Europäerhäuser und Türme von weitem schon freundlichen Eindruck erweckten, wenn wir auch wiederum an den abstoßenden Lehmwohnungen vorüberkamen.

Nach den vielberichteten und umformenden Geschehnissen, von denen gerade Tientsin betroffen worden ist, würde es wenig Zweck haben, das damalige Tientsin hier noch eingehend zu schildern. Es sei daher über Tientsin und die Schauplätze der schweren Kämpfe, an denen die deutschen Landungsdetachements Anteil nahmen, mit wenigen Strichen hinweggegangen.

Wir langten in der Europäerstadt des großartigen Vertragshafens an; die 600000 Einwohner zählende Chinesenstadt, unter der sich später noch nach den Kämpfen angeblich 200000 Boxer befanden, liegt bekanntlich etwas weiter stromauf.

Trotz des Staubes atmete man in den stattlichen „Settlements“ der Engländer und Franzosen erleichtert auf. Hohe und hübsche Bauten säumten die chaussierten, reinlichen, geraden Straßen; Gärten mit reichem Baum- und Blumenschmuck lagen dazwischen; darunter ein öffentlicher Park, in dem eine chinesische Kapelle in einem Pavillon europäische Musik zum Besten gab und in welchem europäische Kinder sich mit ihren Bonnen vergnügten. Tientsin war immer, dank seiner Lage, da der Kaiserkanal hier mündet, die europäische Geschäftsstadt des dem fremden Handel verschlossenen Peking, die fast den ganzen Verkehr Nord- und Central-Chinas mit Süd-China und Europa vermittelte und in der die deutschen Handelsinteressen die jeder anderen Nation überwogen. Ob und wie sich diese Verhältnisse ändern, läßt sich in dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, nicht übersehen.

Im Hôtel „Astorhouse“, das ein Deutscher trefflich ver-

waltete, fand ich mich gut untergebracht. Vom Balkon meines Zimmers genoß ich einen schönen Blick über die Wipfel bis zum Flusse hinüber. Die Deutschen Tientsins nahmen sich meiner und meiner Zwecke aufs liebenswürdigste an. Sie führten mich in ihren hübschen Klub, der später zum Lazarett ward, und in ihre Häuser ein; sie zeigten mir alles Beachtenswerte, darunter das neuerdings erworbene große, deutsche „Settlement“, vorerst eine wenig bebaute Fläche am Flusse, wo sich schon einige Firmen angekauft hatten. Es besaß den Fehler, zu entfernt vom Verkehrscentrum der Stadt zu liegen; doch hoffte man bei besserer Schiffbarmachung des Peiho später den Mangel in einen Vorzug zu verwandeln.

In Tientsin entschied sich mein nächstes Schicksal eigentlich schon. Unser hülfreicher Konsul führte mich zu einem russischen Theehändler, einem reichen self-made-man, der mit der Überlandreise von Peking aus vertraut sein sollte. Die Unterhaltung wurde in Pitchin-Englisch geführt. Der Russe zeigte sich sehr entgegenkommend, erklärte die vorgerückte Jahreszeit für günstig und schilderte die fabelhafte Billigkeit der Landroute. Das Wichtigste aber war die Mitteilung, daß zwei Tage vorher ein russischer Marineoffizier nach Peking gefahren sei, der dieselbe Absicht hege, wie ich, und daß ich geborgen sein würde, wenn ich mich diesem, der im Hôtel de Pekin auf seinen Paß warte, anschließen könnte. Zur Einführung gab mir der Russe seine Karte an seinen Landsmann mit.

Nach dieser Information ließ ich meinen schweren Koffer im „Astorhouse“ und dampfte nur mit wenigem Gepäck, namentlich mit dickem Unterzeug versehen, schleunigst nach Peking weiter.

Ich fuhr in dem sehr bequemen Bahnpostwagen des „Imperial Customs Departement“. Dieser Wagen, der vorn Post- und Packeträume umfaßte, gewährte in seinem hinteren Teil dem Europäer behaglichen, kabinenartigen Raum.

Ein junger, nicht uniformierter englischer Beamter versah den Billettdienst. Am Perron hielten Händler mit Zeitungen und

Erfrischungen, ganz wie bei uns, ihre Ware feil. Beides aber war nur für chinesisches Publikum bestimmt. Ich kaufte mir eine neueste Zeitungsnummer zum Andenken, und der Händler gab mir viel zu wenig heraus. Erst nach und nach, während ich lächelnd die Hand aufhielt und Zopfträger lächelnd daneben standen, zahlte der lächelnde Geschäftsmann mir, cash bei cash, langsam alles zurück, was ich haben wollte.

Wir fuhren bis Peking an vielen Ortschaften vorbei, die durch Seymours Zug und die folgenden Expeditionen in Europa allgemein bekannt geworden sind, etwa $3^{1}/_{2}$ Stunden immer in der gleichen flachen Landschaft; längst hätte der jenseit Peking aufragende, schöne Bergkranz sichtbar werden müssen, es war indessen ein furchtbarer Sandsturm losgebrochen, der auch das Nächste verhüllte. Mit flatternden Gewändern und abgewendeten Gesichtern eilten die Passagiere auf den Stationen an den Zug. Trotz der ausgezeichneten Doppelfenster fand ich mich selbst, wie das ganze Coupé, bald über und über mit feinem Sand bedeckt. Nichts ließ sich mehr anfassen, ohne daß das unangenehmste Gefühl an den Fingerspitzen erregt ward.

Etwa eine deutsche Meile vom Weichbild der Hauptstadt des himmlischen Reiches fand die Fahrt auf einem jämmerlichen Bahnhof ein Ende. Zwar kam die elektrische Bahn ein Stück außerhalb der Mauer entgegen, doch ich ahnte nicht wo, fand keine schnelle Auskunft und wußte auch schon, daß derartige Vehikel in exotischen Ländern gewöhnlich für den Europäer kaum benutzbar sind.

Ich schiffte mich also, ohne noch eine einzige Menschenseele zur Verständigung zu finden, notgedrungen mitten im Sandsturm an dieser gottverlassenen Stätte aus. Es wimmelte von plumpen, blauen Karren, federlos, auf zwei hohen, plumpen, nägelbeschlagenen Rädern. „Ein gesatteltes Maultier oder ein Klepper stand wehenden Schweifes, mit fliegender Mähne und gesenkten Hauptes in der Gabel; die schmutzigen, gelben Kerle, die dazu gehörten, redeten auf die Ankömmlinge ein. Dazwischen be-

wegten sich gesattelte Langohre, die ebenfalls angepriesen wurden. Weiter herum unansehnliche Chinesenhäuser, Sandhaufen und wirbelnde Tromben! Unbedachterweise verschließe ich mich den Reizen der Karren, auf deren Boden man sich hinsetzen und den Sandsturm aus den Seitenfensterchen in einiger Ruhe betrachten kann, und liebäugle mit einem Esel. Das ist mein Verderben! Nach kurzer, aber erfolgreicher Zeichensprache liegt mein Gepäck in einem Karren, und ich selbst sitze auf der kaum umspannbaren, dicken Decke, über einem möglichst ungeeigneten Sattel des mit klimpernden Schellen behängten Eseleins. Ich haue vorn zu, mein Eselbesitzer hinten, und so sprenge ich verwegen in eine mir völlig unbekannte Welt hinein, im Gottvertrauen auf die Zuverlässigkeit meines Chinesen und meines Gepäckkarrens. Ich werde diesen Einzug in Peking nie vergessen; er wurde zu einem der schauderhaftesten Ritte meines Lebens!

Der Wagen- und Reiterknäuel, in dem wir uns anfangs befanden, lichtete sich allmählich, so auch der Weg. Das Stadt- oder vielmehr Dorfartige hörte auf, und wir waren völlig in der „Umgegend", nur gelegentliche hohe Mauern in der Ferne und in alten Zeiten gewiß vorzüglich gepflastert gewesene Wegstrecken erinnerten daran, daß man sich nicht ganz auf dem Lande befand, welcher Meinung freilich die entgegenströmenden Menschen, Fuhrwerke, Lastkamele und manchmal prachtvoll malerische Reiter entgegenstanden. Der Sturm fegte mir dichte Staubwolken ins Gesicht, und mit einer Hand hatte ich meinen Strohhut festzuhalten; dennoch sperrte ich begierig die Augen auf, so weit es ging. Mein Esel litt an ganz unsagbaren Bewegungen; ich hatte meine höchsten Reiterkünste zu entfalten, um mich auf der Höhe der Situation zu halten, und die schweren, eisernen Steigbügel rutschten bei dem blitzschnellen Trippeln immer fort oder rieben meine Füße wund. Zeitweilig war mein Führer verschwunden, zeitweilig tauchte er wieder hinter mir auf, um dann unvermutet seinem Grauchen einen Jagdhieb zu versetzen, was die Bedenklichkeit meiner Lage nicht unwesentlich erhöhte.

Im Galopp oder Trab gelangten wir so allmählich an die äußere Mauer der Chinesenstadt, nach geraumer Zeit an das später aus den Kämpfen uns Deutschen besonders interessant gewordene Tschien-Thor der Mandschu- oder Tataren-Stadt. Die Schilderung dieser gewaltigen Mauern mit ihren Doppelthoren kann ich mir hier, da sie schon oft gemacht wurde, füglich ersparen.

Diese Mauern waren und sind ja das Großartigste an Peking, aber auch sie zeigten, wie alles Übrige im Lande der Mitte, den Stempel des Verfalls. Nur an einer einzigen Stelle gewahrte ich den schwachen Versuch zu einer Ausbesserung. Durch die halbdunklen Öffnungen drängte sich auf schlüpfrigem, oblongen, von großen Löchern unterbrochenem Pflaster ein enormer Verkehr von Mensch und Tier; die Straßen schlossen sich, einstöckige, meist jämmerliche Häuser säumten sie, Hunde und Schweine steuerten zur Staffage bei. Nun kam zum Staube noch der aufgewirbelte Straßenkehricht, mit dem kein Kehricht irgend einer anderen Hauptstadt der Erde an Scheußlichkeit zu vergleichen ist.

Ich sehe schließlich gar nichts mehr; ich vermag die Augen buchstäblich nicht zu öffnen und lasse meinen Esel blindlings traben, wohin er will, nur von dem Wunsche beseelt, endlich in die nahe Gesandtschaftsstraße und ans Hôtel zu gelangen. Man kann sich denken, mit welchem Gefühl der Erleichterung ich die Ankunft im einzigen Europäerhôtel Pekings begrüßte, aber nicht wie ich aussah! Es war über alle Begriffe, und erst nach langer Zeit hatte ich die letzten Fremdkörperchen aus meinen Augen gewaschen.

Das Hôtel de Peking, nur ein bescheidenes, französisches Haus, aber für Pekinger Verhältnisse noch immer recht erfreulich, ist, wie man weiß, später auch zu einem Mittelpunkt der Kämpfe gemacht und, wie das ganze Gesandtschaftsviertel, teilweise der Zerstörung anheimgefallen.

Vor dem Hôtel hielten sich stets viele Esel- und Maultier-

vermieter und Bettler auf; ihm gerade gegenüber an der chaussierten, staubigen Straße lag die Mauer und das starke Holzthor der deutschen Gesandtschaft, an dessen Seiten jene eigentümlichen Böcke, etwa vielarmigen Chausseeböcken gleichend, standen, die das Trottoir seitlich von chinesischen Thorwegen abzuschließen pflegen.



An der Stadtmauer Pekings.

Mein Erstes nach vollzogener Reinigung war, den glücklicherweise auch im Hôtel wohnenden russischen Marineoffizier aufzusuchen, der sich nach Empfang der Karte des Tientsiner Kaufmanns sofort bereit erklärte, mich als Reisegefährten durch die Mongolei mitzunehmen. Einesteils beruhte diese rückhaltlose Bereitwilligkeit auf der wirklichen Gutmütigkeit, die ich bei den meisten Russen traf, anderenteils war es dem Herrn offenbar auch selbst angenehm, einen Gefährten von einigermaßen gleichen Interessen zu finden, und schließlich lagen mancherlei Vorteile für beide Teile auf der Hand. Der größere Nutznießende war ich

natürlich; ich hätte, wie ich namentlich später sah, die Reise ohne meinen Russen überhaupt nicht machen können. So fiel denn der Würfel für mich unerwartet bald; ich erteilte sofort Anweisung, meinen Tientsin-Koffer den Seeweg zu senden, und gab Nachricht in die Heimat. Diese eigenartige Reise durch der Civilisation entrückte Gebiete erschien als etwas ganz anderes, wie die auf Dampfern den Amur hinauf und dann längs der sibirischen Poststraße, wobei man doch nur innerhalb einer uniformen Kultur verblieb! Nach Fertigstellung der Bahn ist letzteres natürlich in gesteigertem Maße der Fall.

Der Kapitän, der den Rang eines aktiven Korvettenkapitäns bekleidete, kam von Port Arthur und benutzte den Landweg, um, wie er mir erklärte, Malstudien zu machen. Die Skizzen, die er mit sich führte, rechtfertigten dies; es waren hauptsächlich tüchtige Marine-Aquarelle. Er behauptete aber, mehr Neigung für andere Motive, namentlich chinesische zu haben, die ihn möglicherweise lediglich als Maler wieder nach China zurückführen könnten. Der ganze Mann war originell, sowohl in seiner Bildung — er erzählte mir auch von elektrotechnischen Anlagen und gewissen Wohlfahrtseinrichtungen in Port Arthur, die er selbst gemacht oder erdacht hätte —, in seinem Charakter, wie seinem Äußeren nach. Er sei von väterlicher Seite, sagte er, schwedischer Abkunft, von mütterlicher ursprünglich tatarischer Abstammung. Das Tataren- oder Kalmückenhafte lag auch unverkennbar in den Zügen der großen, kräftigen Figur ausgeprägt. Er sprach vortrefflich deutsch, gab sich vorurteilslos; doch offenbar liebte er in seinem Herzen die Deutschen nicht. Kurz, er war ein typischer Russe mit seinen Fehlern und Vorzügen, bei dem die europäisch-asiatische Mischung sich ausgeprägt geltend machte.

Die nächste Hauptsache bestand für uns darin, einen chinesischen Paß für die Mongolei zu erhalten. Der Kapitän hatte den seinigen bereits bei seiner Gesandtschaft beantragt, ich mußte nun das Nämliche thun; die Zwischenzeit wollten wir für die Reisevorbereitungen und die Besichtigung Pekings benutzen.

Obgleich das Bild Pekings sich in einigen Zügen inzwischen geändert hat, dürfte es im großen und ganzen doch so weiter bestehen oder wieder erstehen, wie ich es sah, jedenfalls aber immer als Kulturbild der bisherigen Mandschu-Residenz Interesse behalten; deshalb versuche ich es, meine individuellen Eindrücke in kurzem Rahmen hier hinzuzeichnen:

Wir sind in dem Hofe der russischen Gesandtschaft. Mein Freund sitzt bereits auf einem prachtvollen Pferde des Direktors der russisch-chinesischen Bank, und ein braver Kosak sattelt für mich ein minder braves Kosakenroß.

Zur Gewöhnung reite ich ein paarmal um den Hof; mein großer Hartträber wirft, daß man über die Mauer fliegen möchte, und dann geht es durch das Thor über einige schlechte Holzbretter, über einen sehr ursprünglichen Graben, auf die staubige Gesandtschaftsstraße hinaus. Im hastigen Trott bewegen sich Karren und Reiter mit uns oder uns entgegen, dünner und dichter geschart, je nach der Verkehrsbeliebtheit des Straßenzuges. Unter den gewölbten Steinbrücken fließt träge ein schmutziges Rinnsal im dürren, steinigen Bett. Einige Menschen waschen da; sie thun auch sonst alles, was ihnen beliebt. Gewiße Scenen vor den Mauern und Häusern sind derartig allgemein und charakteristisch, daß sie bei einer wahrheitsgetreuen Schilderung Pekings gar nicht übergangen werden können. Ebensowenig darf die Rolle, welche in Verbindung hiermit Hunde, Schweine, Raben und Elstern spielen, verschwiegen werden.

Die europäischen Damen — es waren heranwachsende Mädchen darunter — können sich bei größter Sorgfalt diesen Eindrücken nicht entziehen, wenn sie einmal auf die Straße müssen; aber jahrelange Gewohnheit stumpft, scheint mir, auch dagegen ab.

Wir reiten über andere Brücken bergauf, bergab, denn die alte brillante Steinpflasterung hat tiefe Löcher, und anderwärts ist sie zu wüsten Pyramiden aufgehäuft. Dann wieder geht es im scharfen Trabe durch den unendlichen Staub; schellenklingende

Karrenmaultiere, endlose Züge majestätischen Parademarsch machender, kopfnickender Lastkamele kommen aus irgend einem Hohlweg oder sperren, nebst Herden schwarzweißer, mongolischer Fettschwanzschafe, den Weg. Die Schafe drängen sich an- und übereinander; die Chinesen schreien, und die Esel geben ihre unglaublich scheußlichen Töne von sich, die mit einem Knarren beginnen und sich in nervenzerrüttendes, brüllendes Schluchzen auflösen.

Im allgemeinen aber sind die Straßen breit. Welch ein Gegensatz zu den licht- und fast lautlosen, fuhrwerkfreien, menschenwimmelnden Bienenzellenstraßen Kantons! Hier ist fast nur Licht, Breite, Staub, Fuhrwerke und, wenn es stark regnet, allgemeine Unergründlichkeit. Freilich regnet es manchmal monatelang nicht, und das Laub der Pappeln, Weiden und anderer Laubbäume sah herzlich angegraut aus. Die Vegetation ist gar nicht arm. Der Gärten giebt es ungeheuer viele; unter der dürren Oberfläche muß also stark wasserhaltiger Untergrund sein. Trockenheit, Sonne und Wind sind jedenfalls die beste sanitäre Polizei Pekings. Man sollte glauben, in diesem einzigen Riesenstätteplatz, „wo Müll abgelagert werden darf“ — man könnte den Generalpunkt des himmlischen Reiches kaum anders bezeichnen — müßten die Menschen immer nur so wie die Fliegen an epidemischen Krankheiten fortsterben. Aber bewahre, es sind recht gesunde Jungen! Natürlich werden mehr unnötigerweise sterben, als man es merkt, denn eine Statistik giebt es ja nicht; man sieht „Skelettmenschen“ zur Genüge; doch nichtsdestoweniger überwiegt das fröhlich und gesund im tiefsten Kot hausende Publikum, und die ältesten Jubelgreise und Jubelgreisinnen finden sich in beneidenswerter Zahl vertreten.

Wegen der Breite der Straßen verteilt sich das Menschentreiben in ihnen; es giebt auch von einstigen Bewohnern verlassene Viertel, während andere wiederum desto vollgestopfter sind. In der Mitte der ungepflasterten Straßen pflegt häufig ein geräumiger, mit ausgefahrenen Geleisen versehener Damm wie eine

Art Bahndamm zu laufen; links und rechts liegen Trottoirs, Flußbetten ähnlich, die von den niedrigen Häuserreihen begrenzt werden. Wie ist der Damm entstanden, wie wird er zusammengehalten, damit er nicht auseinander bröckelt und fliegt? Das ist auch wieder so ein heikler Punkt! Der Damm ist, außer durch Staub, aus allem möglichen Abhub gebildet, und begossen, also befestigt, wird er ebenfalls mit Unrat. Kann man sich noch wundern, daß der Europäer es in Peking vermeidet, zu Fuß die Straßen zu durchwandern?

Die Häuser sind grau in Grau, schwerfällig meist in Stein, mit schwerem, dunklen Ziegeldach gebaut, auch aus Lehm kunstlos gefügt; Fenster nach der Straße sind wenig beliebt, obwohl es an Papierfenstern mit häufig durchlöcherten Scheiben nicht fehlt; dagegen erwecken offene Magazine und Werkstätten ungemein das Interesse am Straßenleben. Zwischendurch sieht man wunderlich prächtige Hausfronten, die namentlich im Verein mit den häufig davorstehenden Holz- und Leinwandbuden an unsere Jahrmarktsschaustellungen erinnern; sie sind aus rotlackiertem, geschnitzten Holz, von wundersamsten Goldschnörkeln bedeckt, während Stangen mit Inschriften und reich verzierte Masten sich vor ihnen erheben. Nach oben geschweifte, rote Thore in Holzarchitektur schmücken Straßenkreuzungen, und gelegentlich fesseln große, absonderliche Traggerüste, ebenfalls in Rot und Gold gehalten und mit allerlei korbartigen Zuthaten versehen, unsere Aufmerksamkeit; wir haben Bahre und Embleme der „pompe funèbre“ vor uns, wozu ein mittelalterlich europäisch anmutendes Personal in schäbigen, grünen Mänteln und Federhüten gehört, Mietlinge aus der berüchtigten Pekinger Bettlergilde.

Banner, Wimpel, Laternen, Drachennachbildungen in allen Farben, mit Vorliebe aber immer in Rot und Gold, fehlen nicht. Schmutz, Pracht, Geschmacklosigkeit, Originalität — alles geht wild und unvermittelt durcheinander.

Da kommt uns ein eigenartiger Zug entgegen, eine Prozession mit baldachinüberdecktem Wagen, Reitern, Männern,

Kindern, grotesk in Seide, Stickereien und Lumpen drapiert, mit Bannern und künstlichen Blumen, unter Gong-, Flöten- und sonstiger schauerlicher Musik. Es wird einem außer rot und gold, — grün, gelb und blau vor den Augen. Das ist ein Hochzeitszug. Wir wollen gern etwas mehr sehen und in das teppichgeschmückte Gehöft, in das er verschwindet, ebenfalls in aller Bescheidenheit unseren Einzug halten. Aber wir werden von wichtig thuenden Kerlen mit echt chinesischer hochmütiger Barschheit hinausgewiesen und müssen beschämt wieder abziehen. Wahrscheinlich weil wir allein, statt mit einem Dienertroß reiten, also keine mächtigen Mandarine, sondern nur ganz geringe „fremde Teufel" sind.

Militär- und Civilmandarine, die je nach ihrem Range einen blauen, roten oder sonstigen edlen Hutknopf tragen, kommen dann und wann an uns vorbei. Der Mandarin nebst seinen schlodderigen Soldaten, die man kaum als solche erkennt und die an Brust und Rücken ihrer blauen Kittel auf weißem Grunde eingestickte Charaktere zeigen, verachtet uns in der Regel gründlich; wir verachten ihn ebenso. Ich kann es aber doch nicht lassen, bei aller künstlicher Hochnäsigkeit die vornehme Gesellschaft mit unvornehmer Wißbegierde verstohlen anzublinzeln. Wahrscheinlich hat es der chinesische Protz ebenso gemacht.

An den „gelben" und einigen sonstigen Tempeln erging es uns nicht viel besser. Teils ließen uns die unangenehmen Gesellen nicht da hinein, wohin wir wollten, teils forderten sie so unverschämt hohes Eintrittsgeld, daß wir ihnen den Rücken drehten. Schließlich bekamen wir doch einige Kultusstätten zu sehen und dachten: viel Geschrei und wenig Wolle! Wohl erblickt man manches Merkwürdige und gewiß ehemals in Farbenpracht, ja in wirklicher Formenkunst bedeutsam Gewesene, aber die grauenhafte Verschmutzung und Verwahrlosung drängt jeden anderen Eindruck in den Hintergrund. Wie wenig wahrhaft religiösen Sinn muß ein Volk doch besitzen, das seine heiligsten Stätten so verkommen läßt!

Wir sahen von draußen zu der Kaiserstadt hinüber, auf gelb und grün glasierte Palastdächer, darunter bemalte Fenster, polychromes Balkenwerk, auf Gärten, Teiche und Lusthäuschen und auf den besonders auffallenden, für Notfälle aus Steinkohle zusammengetragenen und nun völlig von einer reichen Vegetation überwachsenen „Kohlenberg", und der Eindruck erweckte wohl Neugierde, aber keine Begeisterung.

Weit freundlicher als Mandarine, Schriftgelehrte, Priester und Tempelwächter benahm sich das Volk innerhalb und außerhalb der Mauern. Etwas Verbindliches gegen Fremde besitzt der Chinese überhaupt selten; allein nirgends stießen wir auf Ungemütlichkeiten. Höchstens daß uns Kinder wieder gelegentlich ausspotteten.

In einem besser gehaltenen, gepflasterten Mandschu-Stadtteil wurde Jahrmarkt abgehalten. Wir ließen unsere Pferde zurück und gingen lange Zeit durch das dichteste Gedränge. Die Sonne brannte heiß, und das Volk roch nicht angenehm; wir ließen uns aber nicht in unseren Studien beirren.

Was wurde nicht alles feilgeboten! Wenig europäische Ware, besonders Baumwollzeuge, und tausend chinesische Industrieerzeugnisse: Federwedel, Schmucksachen aus dem beliebten grünen Nephrit, Pfeifen und Pfeifenspitzen, sogar solche aus Granit, Drachen, Frauenschuhe, Stickmuster 2c. Bei den Fußzeugläden fiel es auf, daß Schuh- und Stiefelläden getrennte Unternehmungen sind. Alles sieht anders aus als bei uns; aber alles ist klug erdacht; man sieht, es geht auch so! In Garküchen schmorten Eßwaren, namentlich Würste in ranzigem Fett. Ratten zum Verspeisen sah ich nicht, wohl aber Pyramiden plattgetrockneter Ratten als Reklame für Rattenpulver. Händler mit Vögeln und lebenden hübschen Hündchen gingen herum. Im Publikum spazierten viele Leute mit ihrem Singvogel, der mittelst eines Fädchens an einem Holz befestigt ist, auch wohl kokett auf dem Finger getragen wird, oder mit einem Heuschreckenkäfig, in dem ein Lieblingsheuschreckchen zirpt, einige auch — wieder eine

mittelalterliche Reminiscenz — mit Jagdfalken, deren Kopf die Ledermaske verhängt. Weiß und knallrot geschminkte, von Zieraten überladene Mandschufrauen, mit dem blutroten Fleck auf der Unterlippe, in leuchtend bunten Gewändern und mit ihrem nationalen, tiefschwarzen Kopfschmuck auf der dunkelglänzenden, straffen Frisur, der an Elsässer oder Vierlander Tracht erinnert, trippeln in Familientrupps und führen ihre Töchterchen hübsch sorglich an den Zöpfchen. Dicke Väter wandeln gemessen, den Kopf im Nacken, die Hände auf dem Rücken und in ihnen den Zopf haltend. Akrobaten, Sänger im Fistelton, Puppentheater, ganz nach Art europäischer Straßen-Policinellaufführungen, produzieren sich und werden sehr bestaunt und belohnt. — Wir gingen auch in Werkstätten, wo wir z. B. das geschickte Auflegen von Goldplättchen mit dem Messer auf Kunstgegenstände beobachteten, und in Kaufmagazine, in denen man mit Thee bewirtet wird, und sich, auch ohne zum Kaufen verpflichtet zu sein, die Silber- und Bronzesachen, die Cloisonné-Arbeiten und Porzellanvasen in Muße betrachten darf. Diese Sachen, namentlich seltene Antiquitäten, für die der Chinese großes Verständnis besitzt, waren oft ganz verblüffend teuer, und man merkte, es gab nur Preise, von denen sich nichts abhandeln ließ. Schließlich besuchten wir eine originelle Gärtnerei, und dann schwangen wir uns wieder in den Sattel. —

An einem Abende machten wir noch eine Promenade im Mondenschein; das konnte man im Gesandtschaftsviertel schon wagen. Ein krüppelhafter Junge, der sich dazu erbot, leuchtete vor unseren Füßen mit einer Laterne; er hüpfte an seiner Krücke mit erstaunlicher Gewandtheit. Das Leben hatte sich früh in die Häuser zurückgezogen; alles war vereinsamt und still. Hinter Papierscheiben glimmte schwaches Licht; hier und dort drang die Stimme eines in der beliebten, dünnen Fistellage sich ergötzenden Sängers heraus.

Wir besichtigten eine Polizeiwache. Die Augen des Gesetzes zeigten uns zuvorkommend ihr erfreulich reiches Sortiment an

handfesten Peitschen, an Stöcken mit Eisenhaken, mittelst derer arme Sünder herangehakt, und eine Art Dreschflegel, durch welche sie liebevoll bearbeitet zu werden pflegen. Wir waren ganz erstaunt, wie nett die Herren Polizisten, die auch hier wohnten, untergebracht waren, viel poetischer als in einer Berliner Polizeistation, und vor allem über die große Sauberkeit. Es ist eins der zahllosen Rätsel dieses merkwürdigen Landes, daß im Innern der Häuser und an Personen gar nicht selten eine tadellose Reinlichkeit sich findet, während die Straße draußen eigentlich nur borstige Vierbeiner beglücken kann.

In diesen Tagen herrschte wieder einmal sibirische Kälte und ein abscheulicher Sandsturm. In verwahrlosten Rickshas, die in Peking selten und der Straßengruben halber mit besonderer Vorsicht zu genießen sind, fuhren wir nach der berühmten, von Jesuiten des 18. Jahrhunderts gegründeten Sternwarte auf der Stadtmauer, wo die seltsamen astronomischen Instrumente standen, die während der Occupation entfernt wurden und deren entzückende Bronzearbeit man gar nicht genug bewundern kann.

Von diesem Punkte aus sieht man manche vielbesprochene Bauwerke, u. a. hinüber zu dem Zellengefängnis der unglücklichen Prüflinge der Staatsexamina.

Noch verschiedene andere Teile der gewaltigen Mauerketten besuchte ich und spazierte auf den breiten, von Unkraut bewucherten Krönungen wie auf einem Gebirge. An einigen Stellen sind den Außenmauern fluß- oder wallgrabenartige Wasserläufe vorgelagert. Tief unten wandeln draußen die Kamele und wirbelt der Staub, und binnenwärts tönt das Treiben der Straße. In wundervollen Umrissen zackt sich westwärts der Kranz der hohen, fernen Berge; und die weite, von Pagoden und Türmen wenig unterbrochene Stadthorizontale erhält durch die ländlichen, grün bewipfelten Strecken die Verklärung einer Schönheit, die der Beschauer unten ihr niemals zugestehen kann.

Man hätte poetisch angeregt werden können, wenn der Duft der überall sorglich in großen Schichten aufgehäuften und

industriell verarbeiteten landwirtschaftlichen Wohlthaten nicht auch hier hinauf gedrungen wäre.

Abends wurden sämtliche Stadtthore festungsartig geschlossen.

Was könnten Europäer alles aus diesem Lande machen! Wenn man den grauenhaften Verfall sah, begriff man freilich zunächst kaum, was sie hier wollen und daß überhaupt Schätze zu holen sind. Ein Blick aber auf den lebhaften Handel und Wandel in gewissen Stadtteilen, auf den ungeheuren Gütertransport nach und von Peking konnte schon das Gegenteil lehren.

Ein anderer Besuch mit meinem Gefährten führte mich zu der in isolierter Gegend nordöstlich an der Außenmauer gelegenen russischen Mission, wo wir aufs gastlichste von dem weißhaarigen, kleinen Vater Nikolai, einem ehemaligen Marineoffizier, aufgenommen wurden. Ein junger Pope, eine asketische, groteske Figur, und zwei christliche Chinesen, außerordentlich biedere, alte Geschöpfe, beteiligten sich an der herzlichen Aufnahme. Wir wurden gastlich bewirtet, und wenn dabei russische Finger auch gelegentlich harmlos in die Speisen hineinfuhren, die einem vorgelegt wurden, so konnte man so viel goldener Güte gegenüber doch keine Ablehnung übers Herz bringen. Die beiden Geistlichen begleiteten uns zu einigen Tempeln und zum russischen Friedhofe: der dicke, kleine Nikolai kerzengerade auf einem Eselchen, immer tapfer voraussprengend, der ziegenbärtige, langmähnige Asket auf einem beschaulichen Grautier, wobei er eine so seltsame Figur abgab, daß selbst die des Weges kommenden, sonst nie eine Miene verziehenden Chinesen manchmal lächelten.

Unterwegs erblickte ich einen Offizieraspiranten, an der Mauer sich im Bogenschießen übend; seine Leistungen waren höchst mäßige. Als ich ihn darum ersuchte, überließ er mir zu einer Probe seinen Bogen, und ich entsendete auch einige Pfeile, nicht besser als er, aber auch nicht wesentlich schlechter.

Der russische Friedhof wurde von einem verwahrlosten,

offenbar auch sehr braven Chinesenpaar verwaltet; er lag hoch über dem öden Gelände, war ganz ordentlich gehalten, machte aber doch trotz hübscher, dunkler Pistazien einen öden Eindruck.

Meine Paßangelegenheit führte mich gleich anfangs in die deutsche Gesandtschaft hinüber. Ihre Stille und Reinlichkeit erquickte wahrhaft gegen das Treiben außerhalb ihrer Mauern. Es war mir später schmerzlich, sie mir als Stätte der Zerstörung und allerlei Schreckensscenen vorstellen zu müssen. Ihrer äußeren Anordnung nach stellte sie ein europäisiertes Yamen dar, mit seinen, weite Höfe umgebenden, meist niederen Gebäuden, einem Garten und einigen schattenspendenden, noch jung erscheinenden Alleen zum Lustwandeln. Es war freilich eine Oase, aber doch nur eine von gewisser Einförmigkeit, ein leidlich geartetes Gefängnis, wie alle die Europäersitze in dieser großen, mehr als halb barbarischen Stadt.

Als ich zum erstenmal von dem chinesischen Thürhüter über die hohe Thorschwelle gelassen wurde, sah ich die Kinder eines Unterbeamten auf dem Kies spielen. Ich wurde sogleich vom Freiherrn von Ketteler empfangen. Zwar war ein mir von Graf W. in Japan angebotenes, privates Einführungsschreiben noch nicht eingetroffen, doch bezeigte sich Herr von Ketteler, auch auf die mir zur Seite stehende allgemeine amtliche Empfehlung hin, von größter persönlicher Liebenswürdigkeit und drückte mir sein Bedauern aus, mich nicht als Gast bei sich aufnehmen zu können, da seine Möbel von Mexiko, seinem bisherigen Amtssitz, noch teilweise unterwegs seien und er nicht normal eingerichtet wäre. Ich wurde von ihm Frau von Ketteler vorgestellt, einer hochgewachsenen, blonden Dame, bekanntlich Amerikanerin; auch zeigte er mir die Einrichtung des Hauses, in dem ein großer Saal mit einer goldgepreßten, den Reichsadler als Motiv zeigenden Tapete, den für festliche Empfänge würdigsten Raum bot.

Herr von Ketteler ging persönlich wegen meines zur Überschreitung der russischen Grenze notwendigen Passes zu Herrn

von Giers, dem russischen Gesandten; er verschaffte mir von diesem noch ein mich empfehlendes Privatschreiben und suchte meine chinesische Paßangelegenheit beim Tsungli-Yamen durch den ersten Dolmetscher, Freiherrn von der Goltz, möglichst zu beschleunigen. „Wenn, was Gott verhüten möge, Ihnen etwas zustieße," sagte er, „so ist schon aus diesem Grunde ein Anhalt für uns, den der Paß gewährt, notwendig." Später als der Paß gar zu lange auf sich warten ließ, meinte er freilich, ich würde auch wohl ohnedem durchkommen.

Er war ein hochgewachsener, kräftiger, brünetter Mann von einfachen, gewinnenden Manieren. Ich sehe ihn noch heute, wie er vor mir saß und mich mit freundlichen braunen Augen ansah und mir Ratschläge erteilte, und dann muß ich mir immer vorstellen, wie ihn später die chinesische Kugel in den Nacken traf, und er, sicher eine der wohlwollendsten Persönlichkeiten unserer Vertretungen in der Fremde, so jung sterben mußte!

Zum Beweise seiner, in Anlaß seines Todes von nichtdeutschen Stimmen verdächtigten amtlichen Liebenswürdigkeit, sowie zum Gedächtnisse an ihn teile ich hier einen Brief von ihm in Faksimile mit (s. Seite 201):

Auf der Gesandtschaft lernte ich damals ferner die später gleichfalls mit belagerten Herren v. Bergen und den Gesandtschafts- und Stabsarzt Dr. Velde kennen, von denen ersterer mich auch in den Pekingklub einführte. Dr. Velde hat sich, wie bekannt, durch eine ganz hervorragende ärztliche Thätigkeit während der Schreckenstage ausgezeichnet.

Mein chinesischer Paß kam nicht, und Herr von der Goltz erklärte, wenn man das Tsungli-Yamen, das sich erst mit dem mongolischen Amt in Verbindung zu setzen hätte, drängen würde, so erreiche man nur das Gegenteil seiner Absicht. Nun hatte der Kapitän den seinigen bereits nach zwei bis drei Tagen durch seine Gesandtschaft erhalten, ein Beweis, daß die Russen doch wohl glattere Wege für dergleichen besaßen als wir. Diese älteren, geebneteren Beziehungen waren ja verständlich; man hatte

Kaiserlich
Deutsche Gesandtschaft.

Peking, den 14 October 1899

Sehr geehrter Herr!

Euer Hochwohlgeboren
übersende ich anbei einen
von der Kaiserlichen Ge-
sandtschaft ausgefertigten
Reisepaß, welcher mit
dem erforderlichen „Visa"
der hiesigen Kaiserlich
Russischen diplomatischen
Vertretung versehen
worden ist.

Dem Reisepaß ist ein

Empfehlungsschreiben des hiesigen russischen Gesandten Herrn de Giers, an die russischen Zollbehörden beigefügt.

In Verbindung mit dem von der chinesischen Regierung auszustellenden Geleitbrief, dürfte daher für Euer Hochwohlgeboren Ueberland-Reise nach Deutschland, jede thunliche Vorkehr getroffen sein.

Der russische Gesandte
theilt mir überdies brieflich
mit, daß sich der Herr Kapitän
J. . . . . . sehr befriedigt
über die Aussicht geäußert
habe, Ihre Hochwohlgeboren
und alle Reisebegleiter
begrüßen zu können.

Ich verbleibe mit
vorzüglichster Hochachtung

ergebenst
Freiherr von Ketteler

überhaupt den Eindruck, als ob die Russen durchaus die tonangebende Macht in Peking darstellten. Sie haben dies selbst vielleicht in höherem Maße angenommen, als es der Fall war, denn sonst hätten sie später doch nicht auch mit zu den Überraschten gehört.

Der Verzögerung halber begann der Kapitän allmählich ungeduldig zu werden; dagegen ließ sich gerechterweise um so weniger etwas einwenden, als ein junger russischer Kaufmann aus Kiachta, der sich uns in Kalgan anschließen sollte, dort bereits seit mehreren Tagen auf ihn wartete und vielleicht abreisen konnte.

Ich sehe den Kapitän eines Tages mit langen Schritten im Hôtelhofe auf- und abgehen und sagte mir: der Mann brütet Unheil. So war es! Er eröffnete mir, es thue ihm leid, aber morgen reise er. Ich könne ja vielleicht versuchen, später mit dem Paß nachzukommen. Das wäre nun für mich „innocent abroad“ eine schwierige Sache gewesen; ich beschloß demnach, das Nachreisen meinem Paß, allerdings auf meine Kosten, zu überlassen und schließlich mein Heil ohne ihn zu versuchen.

Unsere Vorbereitungen waren getroffen.

Ein lächerlich geringer Kostenanschlag ward aufgestellt, der seine Erklärung darin fand, daß wir gewissermaßen als „hohe Regierungsbeamte“ fast gratis reisen sollten, daß die Sibirische Bahn äußerst billig befördert und ferner in der fabelhaften Anspruchslosigkeit meines Gefährten, der alles für überflüssig hielt, was anderen Reisenden zum Komfort nötig erscheint, und z. B. weder an das Mitnehmen eines Kochs noch irgend eines Dieners dachte. Mir war das nicht störend. Auch im Konservenmitnehmen beschränkte er mich, und wie die Verhältnisse nachher lagen, im ganzen mit Recht. Rotwein nahmen wir desgleichen nicht viel, da wir uns auf dessen Einfrieren gefaßt machen mußten, aber verhältnismäßig reichlich Whisky und Cognac. Der grobe Hauptproviant sollte erst in Kalgan eingenommen werden.

Was die Kleidung anbetraf, so führte der Kapitän genügend dickes Zeug und verschiedene alte Pelze bei sich, von denen er mir auch mitteilte, denn ich war anfangs übel daran; ich war eben mehr für die Tropen, als für ein hyperboreisches Klima kostümiert. Dem Fehler wurde zunächst durch ein paar herrliche, seidene, pelzgefütterte Chinesenstiefel abgeholfen.

Mein Gewehr hatte ich in Shanghai zurückgelassen, ebenso Barometer und Thermometer, für die ich in Peking keinen Ersatz fand. Nur den Revolver trug ich bei mir; einiges billiges Geschirr, einige Medikamente u. s. w. wurden gekauft. Der Kapitän verfügte über dreimal so viel Gepäck als ich, wozu er noch einige junge Obstbäume erwarb, die er einem der Großfürsten für dessen livadische Besitzung zu schenken gedachte. Trotz sorgfältiger Strohverpackung erfroren sie unterwegs.

An Geld nahmen wir eine geringe Summe neugeprägter chinesischer Dollars mit uns, die später als Geschenke dienen sollten, außerdem etwas abgewogenes Silber und einige schwere Bündel von Messing-cash. Ich übertrug meinen Kreditbrief von der Hongkong-Shanghai-Bank auf die Russisch-Asiatische Bank, wobei ersichtlich wurde, daß die betreffenden Bankbeamten nicht gerade übermäßig geneigt waren, sich einander in die Hand zu arbeiten.

Was ich vorhin von dem Reisen als „Regierungsbeamter" sagte, bedarf einiger Erläuterung.

Unser Plan war, die Mongoleiroute von Kalgan nach Kiachta zu wählen, d. h. nicht den üblichen Weg der Theekarawanen, der durch den flachen und wasserarmen Teil der Wüste Gobi führt. Dieser steht jedermann frei, der Zeit und Lust hat, sechs Wochen in der Kamelkarre unterwegs zu sein und für seine Fortbewegung, Unterkunft und Sicherheit allein Sorge zu tragen. Dazu bedarf er keines Passes, hat sich aber alle Folgen selbst zuzuschreiben. Kaufleute und sonstige Private oder ununterstützte Persönlichkeiten können nur diesen Weg allein benutzen.

Dann existiert ein zweiter Weg, der westlicher im Bogen durch gebirgige, wasserreiche Strecken führt, wo die Kamele nicht gut gehen können, aber die Pferdeherden der Nomaden weiden; dieser Weg ist an sich weiter, erfordert indessen durch die Fortbewegungsart viel weniger Zeit zum Zurücklegen. Es ist die Route der chinesisch-russischen reitenden Überlandpost, die auch nur für hohe chinesische oder russische Beamte, zu deren Beförderung die Mongolenhäuptlinge herangezogen werden können, verfügbar ist, oder es wenigstens bisher war. Beide Wege treffen ein paarmal zusammen.

Mein Kapitän hatte nun einen Regierungspaß erhalten, der die Mongolen verpflichtete, ihm genügend Pferde, Maulesel und Kamele für seine Person und sein Gepäck zu stellen und für Unterkunft in ihren Jurten, Sicherheit und sonstiges Nötige zu sorgen. Die Häuptlinge der betreffenden Strecken der tributären Mongolei werden in solchem Falle von Peking aus zuvor benachrichtigt und waren später demgemäß auf unser Kommen vorbereitet. Der junge russische Kaufmann war in der Rolle eines dienenden Begleiters im Paß mit aufgeführt worden. Wie sich später herausstellte, enthielt mein Paß — der mir, nebenbei bemerkt, wieder einen sehr schönen Namen als blühenden deutschen Litteraten beilegte und der mich, durch einen reitenden Boten nachgeschickt, in Kalgan noch erreichte — solche genau gefaßten Einzelheiten nicht; immerhin verschaffte er uns alle weitere Unterstützung, die nötig wurde, und ich hätte ohne ihn zum mindesten große Schwierigkeiten durch die chinesische Behörde in Kalgan gehabt.

Der erste Teil der Reise — gewissermaßen das Vorspiel — sollte uns in der Maultiersänfte bis Kalgan führen. Es war bis in die Nachbarschaft der Minggräber und an die innere Mauer der übliche Weg der Peking-Touristen, dann auch der, den späterhin die deutsche Expedition des Grafen York von Wartenburg einschlug.

Mein Körper befand sich durch die Tropen und durch dort

überstandene Malaria vielleicht nicht auf der Höhe der Widerstandsfähigkeit, mein Magen keineswegs wieder in normaler Verfassung; zu allem hatte sich nun in Peking eine schwere Erkältung hinzugesellt; manchmal dachte ich, ich könne unter diesen Umständen die Reise in solche primitive Verhältnisse und zu solcher Jahreszeit nicht verantworten, aber noch in letzter Minute zurückzutreten erschien mir ein unerträglicher Gedanke!





VI. Winterreise nach Urga in der Mongolei.

In der Maultiersänfte von Peking bis Kalgan. — Kalgan und unsere russischen Gastfreunde. — Die ersten Mongolen und der Theehandel. — Vorbereitungen. — Unser Tarantás. — Aufbruch nach Urga. — Übersichtsbild der Mongolei. — Die letzte Strecke chinesischen Gebiets. — Erste Eindrücke auf der Steppe. — Mit den Mongolenreitern. — In den Jurten. — Russen und Mongolen. — Sitten der Bevölkerung. — Meine Reisebegleiter und ich. — Notizen aus meinem Tagebuch. — Einige Bemerkungen Obrutschews.



Kalgan oder chinesisch Tschang-Kia-Kan, liegt nordwestlich von Peking, südlich von der äußeren Großen Mauer, den Angaben nach 213 Kilometer entfernt, die in 4—5 Tagen zu durchmessen sein sollen. Wir flogen nicht und brauchten nur $3^{1}/_{2}$ Tage, allerdings mit Nachtmärschen.

Am 19. Oktober vormittags brachen wir in zwei geschlossenen Sänften auf. Dazu gehörten vier Maultiere; ferner hatten wir drei Maultiere und drei Esel für das Gepäck nötig, sowie vier Chinesen als Treiber. Der chinesische Unternehmer bedang sich dafür bis Kalgan 40,5 Dollars aus, gewiß nicht zuviel.

Die Fortbewegungsart war langsam und schauderhaft; ich bedauerte bald, daß wir keine Reitpferde genommen hatten. Die Stangen der ganz engen Sänfte, in der man halb liegen muß, um nicht mit dem Kopfe an die Decke zu stoßen, wurden vorn und hinten auf je ein Maultier gelegt und dort an den Eisen-

krampen des schweren Holzjochs eingehakt. Der erste Gedanke ist: wenn ein Krampe ausreißt, liegst du da! Es ist dazu recht hübsch hoch. Ehe man mit dem Hüttchen gelüftet wird, verstaut man sich darin entsprechend; das ist mit einer Fülle von Umhüllungen keine Kleinigkeit. Es befindet sich eine verschiebbare Pritsche darin, die der Seemann als „Gräting" bezeichnen würde; im übrigen dienen Gepäck- und Proviantkolli als Kern für Sitzangelegenheit und Rücklehne. Natürlich rutscht das alles sehr bald durcheinander. Nur kurze Beine können sich einmal zur Erholung der Kniee lang ausstrecken, längere müssen zu den als Fenster dienenden Seitenöffnungen oder zur vorderen Öffnung hinausfahren. Für die nur auf Decken liegenden oder an das Hocken gewöhnten Chinesen bietet so ein Gondelkasten zu Lande allerdings nichts Unangenehmes.

Bei der Einschiffung schon, wenn starke Männer den hinteren Teil auf das hintere Tier heben, geht man mit den Aufbauten im Innern nach vorn „über Stag"; dann schwebt man vorn in die Höhe und rutscht in die Horizontale zurück.

Nun geht's los! Ruck, ruck — ruck, ruck, ruck — ruck, oder, prosodisch ausgedrückt: lang, kurz — kurz, kurz, kurz — lang! u. s. w. Es ist ein unmögliches Versmaß, und man vergißt das Dichten dabei vollständig, falls man sonst dazu angelegt gewesen wäre. Zumal wenn bei einem Jagdhieb eines der Muli einen Trab oder gar kleinen Galopp anschlägt, während das andere dem Beharrungsvermögen treu bleibt, wird die Theorie der Schwingungen eine äußerst krause.

Aber die Schellen klingen, der auf seinem Eselein das Peitschchen handhabende, die freilaufenden Tiere nicht an einem Zügel dirigierende Chinese ruft unaufhörlich: Jich-h! Ŏhŏ—Tach, Tach! Trr! Ji—iii!—Uŏa, Uŏa!, was links, rechts, vorwärts, steh still! und dergleichen bedeutet, und wir arbeiten und schütteln uns unseres Weges.

Zuerst durch Pekinger Gewühl und über Pekinger Holprigkeiten, durch Thore, an mächtigen Mauern entlang und endlich,

endlich ins Freie! Aber im Staub; denn es weht wieder ein heftiger, knochendurchkältender Sandsturm, und das gerade ins Gesicht. Man wundert sich nur über die grünen Bäume, die aus der gelben Unsichtigkeit sich entschleiern und wieder verschwinden; sie sind ganz unwahrscheinlich bei dieser Wintertemperatur.

Wie alles in China, so befindet sich auch meine knarrende, quiekende Sänfte im Verfall. Die aus den Angeln gesunkenen, morschen Fensterflügel werden fest gebunden, so gut es geht; gegen den vorderen Flügel, den der Wind beständig aufdrückt, stemmt man ein Bein oder, wenn dieses erlahmt, einen Stock, den man kunstvoll mit Schulter oder Brust in seiner Lage hält, weil die Hand außerhalb der Decken friert. Die Ritzen und Löcher werden verstopft und verhängt, so gut es geht; ein aus Versehen mitgenommener weißer Tropenanzug leistete mir dabei um so bessere Dienste, als ich seine Taschen zur handlichen Aufbewahrung notwendiger Dinge benutzen konnte, darunter das wichtigste: die Cognacflasche. Geraucht wurde wenig, nicht der Feuersgefahr, sondern der steifen Finger halber. Zur Nahrung und zum Zeitvertreib verspeiste ich etwas Chokolade und steinhart eingehuzelte Backpflaumen.

So hockte man wie ein Häufchen Unglück Stunden auf Stunden; bei dem Winde ging die Kälte durch und durch. Die blaue Brille mit Seitengläsern schützte nur unvollkommen gegen den Staub, von dem man nach und nach völlig bedeckt wurde.

Traumlos und fromm wie eine Lotosblume dämmerte man dahin, nur nicht so sanft und rein!

Das Vehikel zu verlassen hat auch seine Schwierigkeiten, zumal des Wiederhereinkommens halber. Dann, lieber Fremdling, eilt der Treiber dir zur Hülfe, indem er dir ritterlich sein schmutziges Knie zur Verfügung stellt. Du besteigst es, klammerst dich an deine, wie eine hohe Schiffswand dem im Sturm anlegenden Boote entweichende Behausung, und unbeholfen, wie du in deinen Pelzen bist, schwingst du dich unter Aufbietung alter Turnreminiscenzen durch das eine enge Seitenfenster. Hast du

genug gezappelt, so liegst du auf dem Wagen quer in der Sänfte, und wie im Nadelöhr eingefädelt durch beide Fenster weg. Daraufhin hält dein Chinese dich für genügend untergebracht, um seine Maultiere wieder mit „Trrr!“ und „Tach! Tach!“ weiter traben zu lassen, und du kannst sehen, wie du deinen eingefädelten Körper wieder allein unter dem in völliger Anarchie geratenen Hausrat unterbringst.

Wehe dir zumal, wenn du eine Dame bist — denn auch Damen haben schon in solcher Sänfte reisen müssen! Du kannst dir ihre Schwierigkeiten vorstellen! —

Gelegentlich versuchte ich es mit dem Nebenherlaufen; allein ich steckte in meinen Pelz-Filzstiefeln wie ein gestiefelter Kater und konnte in dem tiefen Sande nicht mitkommen.

Wir passierten eine ansehnliche Stadt mit alten, netten Steinstraßen; fernab sahen wir zwischen Berg und Flußthal eine zweite in malerischer Lage.

Die Landstädte hinter Peking bieten im allgemeinen dasselbe Bild der Vernachlässigung und Verschmutzung und auch wieder im Gegensatz dazu die stattlichen Mauern und Baureste, sowie ein lebhaftes Markt-, Laden- und Handwerkstreiben.

Die Ebene wies augenblicklich vertrocknete, sonst sorgsam bebaute Felder, hier und da schöne Gruppen von Akazien, Weiden und Fruchtbäumen auf; dann, außer den sandigen Flußthälern, den Stadtmauern und betriebsamen Orten, eine einst mit großen Steinen wundervoll gepflasterte, uralte, jetzt ungepflegte, aber erstaunlich belebte Kunststraße.

Von diesem oft ununterbrochenen Vorüberziehen von Kamelkarawanen, Ochsenkarren, Reitern, Maultierwagen, Schafherden, Fußwanderern macht man sich kaum eine Vorstellung. Alles tauchte aus dem gelben Staube hervor und verschwand wieder darin. Rufen, Schreien, Peitschenknall, Rädergeknarr, Tierstimmen, Glockenton und Schellengebimmel näherte sich und verhallte wieder. Die Menschen steckten meist bis zur Nasenspitze in Umhüllungen.

In holprigen oder staubigen, städtischen Gassen wurden wir angestaunt und staunten wieder die Mannigfaltigkeit des absonderlichen, feilgebotenen Krams an. Die liebe Jugend suchte durch die Fenster einen Blick auf uns zu erhaschen. Nirgends aber eine Unfreundlichkeit, geschweige denn eine Beleidigung.

Ohne inzwischen Reelles genossen zu haben, machten wir nach Zurücklegung von ca. 70 Li (35 Kilometer) bereits nachmittags in einem kleinen Orte, Guan-Tai, vielleicht das auf der Karte verzeichnete Sha-ho, halt; nicht, weil es notwendig, sondern weil der Dorfwirt ein Compagnon des Pekinger Unternehmers war.

In den Wirtshäusern zahlten wir für Quartier, Theewasser und etwas Bedienung — mehr verlangten wir nicht — nur 20 bis 30 Pfennig in dem schmutzigen Messing-Cash, wovon tausend auf ein Tael (spr. Täl), d. h. 33—34 Gramm Silber gehen; der Verbrauch bis Kalgan betrug einige Mark.

So ein asiatisches Dorfwirtshaus ist teils primitiver, teils netter, als man daheim gemeiniglich denkt: ein geräumiges, längliches Hofviereck von niederen, steinernen Gebäuden gebildet, meist durch ein Thor zugänglich; Ställe, Küche, Gastzimmer u. s. w. alles aneinander, nichts übereinander. Gastzimmer, deren Fußboden aus gestampftem Lehm besteht, giebt es verschiedene, je nach Rang der Gäste; manchmal bilden mehrere Gemächer ein Haus für sich, manchmal eins allein. Zutritt ist gleich vom Hofe aus, zuweilen über ein Steintreppchen. Inwendig befindet sich nichts, als querüber, längs einer der Wände, eine niedere, gemauerte, den Raum fast halbwegs einnehmende Pritsche, mit Heiz- und Aschenloch, aber ohne Rauchabzug, der „Kang“. Darüber pflegt eine Matte zu liegen, selbstverständlich eine schmutzige. Auf der Matte steht vorn ein kurzbeiniges Schemelchen, auf das man Thee und sonstiges Gerät stellt. Die Chinesen lagern sich daneben, so daß ihr Haupt sich vorn am Pritschenrande befindet; wir machten es umgekehrt, lagen an der Wand und drehten die Füße der Zimmermitte zu — eine den Europäern

natürlichere Methode — oder saßen auf dem Rande zu Seiten des Bänkchens.

Auffallend erschienen die stets krummen Deckenbalken. Zuweilen sind die kahlen Wände tapeziert, selbstverständlich mit zerrissener Tapete. Die großen Fenster bestehen aus einem Netzwerk von Papiervierecken; selbstverständlich mit vielfach durchlöcherten, durch die der kalte Wind pfeift, daß es ein wahres Vergnügen ist, mit dem Kopf darunter zu liegen.

Irgend ein Raum ist gewöhnlich mandarinenmäßiger gehalten, und man fühlt sich darin mehr Mensch und weniger Chinese.

Wir ahnten noch gar nicht, in welchem Luxus wir im Vergleich zu unseren künftigen Nachtquartieren schwelgten. Diesen verdankten wir wieder einem Russen, d. h. die Russen würden „Deutschen" sagen, einem Balten, Herrn G. — Herr G. kam eben daher, wohin wir wollten, nämlich von Urga in der Mongolei.

So staunte ich ihn an und beneidete ihn, im Hinblick auf die Zumutungen des ersten Reisetags, daß er so viele Strapazen bereits unversehrt abgemacht hatte.

Herr G. war Teilhaber eines russisch-chinesischen Goldbergwerk-Konsortiums im Norden der Mongolei und reiste in dessen Angelegenheiten nach Peking und Europa. Die mongolischen Goldfunde sollen außerordentlich vielversprechend sein. Die Mongolen können sie selbst nicht ausnutzen, haben aber den Nutzen gemerkt, und ihre Häupter vertreiben die Goldsucher und wollen den Abbau nicht gestatten. Man hoffte, sie zu zwingen, und zwar dadurch, daß China dem betreffenden Mongolenfürsten mit einer Steuer drohen würde, wenn die Hebung der Bodenschätze weiterhin verhindert werden sollte.

Vorläufig begeisterte uns die Liebenswürdigkeit des Herrn mehr als seine Goldhoffnungen. Er war erstaunt, daß wir so spartanisch einfach reisten. Er führte Diener und Koch und alle möglichen guten Dinge mit sich; so sah er sich auch in die angenehme Lage versetzt, unserem frugalen Abendbrot durch Stiftung von Koteletts und Kartoffeln die höchste Weihe verleihen zu

können. Damit nicht genug, lieh uns dieser Wohlthäter ein paar herrliche Pelzhosen mit dito Rock, sowie einen Sattel, einen doppelten, weichen Ledersattel, wie ich nie einen bequemeren für lange Ritte gesehen habe; dieser leistete uns in der Folge die größten Dienste. Wir sollten nur alles in Urga abliefern. Herr G. selbst gedachte auf dem Seeweg durch den Suezkanal zurückzukehren.

Mein, sein lebelang an den Dienst im rauhen Klima gewöhnter und nicht aus den Tropen gekommener Reisefreund lief noch immer stolz mit seinem nackten, gebräunten Halse umher und ließ mir, da er, wie er mir sagte, noch nie im Leben krank gewesen sei, großmütig den Hauptteil seiner Pelze.

Man schlief auf selbstbereitetem Mäntel- und Pelzlager leidlich — ich zog mich sogar in der ersten Nacht ziemlich aus — und wurde nur durch die Leute des Herrn G., der um Mitternacht aufbrach, gestört, und durch den Dorfnachtwächter, welcher mit Holzklapper und Gong alle bösen Geister, mit Einschluß der Diebe, sich vorsichtig vom Leibe hielt.

Recht früh und frisch gestaltete sich der Aufbruch am nächsten Morgen. Noch wusch man sich, wenn auch schon recht eilig und oberflächlich.

Ein schlechter, steinbesäeter Weg führte an den Fuß des Gebirges. Es ist dies der Kün-tu-Shan, ein Teil des riesigen Gebirgswalls, der in Stockwerken oder Staffeln bis zu etwa 1600 Meter ansteigt, sich durch den größten Teil Chinas nach Südwest und Nordost erstreckt und mit abschüssiger Gigantenmauer als Steilrand des inneren Hochasiens das östliche chinesische Tiefland säumt. Flußthäler und Pässe durchbrechen diesen Rand; und in solchen Einschnitten klommen auch wir zum Hochland der Mongolei hinauf.

Gegen Mittag hielten wir in Nankau Rast, von wo aus ich gern die Minggräber besucht hätte, wenn mein Kapitän nicht gestreikt und ich ein schnelles Pferd bekommen haben würde.

Der Kapitän briet sich in der Wirtshausküche in Nankau

Nieren; vorurteilsloser Weise befriedigte er überhaupt seinen sehr lebhaften Nahrungsdrang auch an sonstigen chinesischen kulinarischen Leistungen; nach Erblicken der mystisch dunklen Küchen und der zahlreich darin waltenden unappetitlichen Köche vermochte ich es aber beim besten Willen nicht, ihm auf diesem Wege zu folgen. Man brauchte diese Fettbrühen mit allerlei schwimmenden Dingen darin überhaupt nur anzusehen, um zu schaudern. Ich versuchte es zwar zuerst ein paarmal, denn man empfand bei der Kälte doch Bedürfnis nach anderer warmer Nahrung, als nur Thee. Das einem norddeutschen flachen Pfannkuchen ähnelnde warme Brot mundete noch am besten, obschon es mit schmutzigen Fingern gereicht und mit schmutzigen Fingern zerrissen wurde. Birnen, Kastanien waren in mäßiger Güte zu haben, dann Erdnüsse, und vortrefflich waren die reich aufgespeicherten, großen, goldgelben Persimonen, die dem Magen sehr frommen. Das war mir besonders lieb, denn ich litt bei der Kälte erbärmlich unter meinen Verdauungsstörungen.

Im Hofe trieben sich viele schäbige Soldaten umher; man sah auch auf der Heerstraße waffentragende Civilisten. Herr G. hatte von Räubern gesprochen. Allerdings war die russische Geldpost vor einiger Zeit auf dieser Strecke überfallen worden, im allgemeinen schienen die Sicherheitszustände hier aber doch ganz leidliche zu sein. Die ansässigen Bewohner fanden wir immer harmlos und freundlich. Im Hofe stand unter Karren und Zugtieren auch ein Schiebkarren, und auf ihm ein roter Sarg mit einer auf Reisen befindlichen Leiche. Auf dem Sarge pickte, in einem Käfig, ein weißer Hahn munter seine Körner, seine Henkersmahlzeit vor der Opferung beim Begräbnis.

Nachmittags zogen wir bergan durch Fluß- und Felspartien, die mich lebhaft an Thäler in unserem Lauschangebirge erinnerten. Ich verspürte das Bedürfnis, zu reiten, mein Treiber aber keines, zu laufen, und lehnte es unliebenswürdig rund ab, mir einige Zeit sein Eselchen abzutreten. Darüber ergrimmt, verjagte ich ihn durch eine energische Attacke, was wieder einen hohen Zorn

seinerseits erweckte. Nachdem er längere Zeit nebenher getrabt hatte, sah ich ihn plötzlich hohnlächelnd ebenfalls zu Esel. Er hatte sich einfach einen auf der Heerstraße requiriert; natürlich mußte ich dafür die Kosten tragen, was schließlich nicht unbillig war.

Wir kamen nun bei Tschatau an die innere große Mauer oder vielmehr an ein ganzes System davon; denn die Mauer weitet sich in ihren Ausfallspforten zu einem Viereck aus. Tschatau ist die reine Citadelle. Hier passierten wir das an Inschriften reiche, imponierende Thor Ku-jung-kwan, das Ziel derer, die von Peking ausziehen, um das gewaltigste Bauwerk der Erde zu sehen.

Der Eindruck ist groß, namentlich der des Wellenschlagens dieser gewaltigen Schlange über wilde, öde Berge und durch tiefe Thäler bis ins Unendliche.

Zu den Mauerbauten sind außer anderem Material Millionen und Millionen von Backsteinen verbraucht worden. Sollte die Kahlheit der Berge, wenigstens teilweise, nicht mit unsinnigen Abholzungen für riesenhaft verbrauchtes Brennmaterial zusammenhängen? Das Land muß ursprünglich viel holzreicher gewesen sein; ich meine, schon die in ihren Elementen zweifellos aus der Holzarchitektur hervorgegangene Baukunst weist darauf hin.

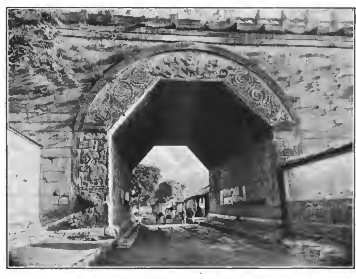
Von Tschatau ging es noch weiter nach Huailai.

Ich fand mich hier mit der chinesischen Kocherei, welche Suppe und ein Fleischgericht, aus Kohl, Hammelfleisch und Fett bestehend, bot, etwas besser ab. Das Pfannkuchenbrot schmeckte ganz gut; man nußte nur nicht an die Stätten seiner Bereitung denken.

Außerhalb des ansehnlichen Ortes sahen wir Ruinen und violette Berge in ergreifender, aber unsagbar öder Abendstimmung. Störrische Maultiere verursachten in einer engen Straße eine Verkehrstockung. Hiebe nutzten nichts. Ich löste den gordischen Knoten, indem ich den Tieren Heu vor die Nase hielt, was

mir den lebhaften Beifall des versammelten Chinesenvolkes eintrug.

Wir wohnten Zimmer an Zimmer mit chinesischen Reisenden und hatten es so eingerichtet, daß wir das letzte in Beschlag nahmen, infolgedessen wir wenigstens vor Wanderungen durch unseren Raum gesichert waren. Vielleicht — es giebt ja in diesen



Ein Thor der Großen Mauer.

Dörfern nur ein einziges solches für Fremdenverkehr benutzbares Lokal — war es dasselbe, in dem später der unglückliche Graf York von Wartenburg auf so elende Weise sein kostbares Leben einbüßte. Vielleicht hat er, ebenso wie wir, mit dem Kopfe nach innen gekehrt geschlafen.

Geheizt wurde noch nicht. Die Chinesen ließen sich ein Kohlenbecken geben; wir verzichteten aus Vorsicht hierauf und froren lieber.

Es waren ganz gemütliche alte Herren, mit denen wir,

während sie sich sorgfältig frisieren ließen, einige Friedenspfeifen rauchten. Ihre Kulturraffiniertheit beschämte mich einigermaßen, da wir civilisierte Europäer uns nicht einmal gekämmt hatten. Später belästigte uns die erstickend heiße Mischung von Kohlen- und süßlichem Opiumrauch, nebst sonstigem Brodem aller Art und die anhaltende laute Konversation von Herren und Dienern, von denen erstere auf der Pritsche, letztere auf dem Boden lagen.

Am Abend erhob sich ein schwerer Sturm, der noch anhielt, als wir um Mitternacht aufbrachen.

Es ist Mondschein und bittere Kälte, die erbarmungslos durch den Pelz von Rock, Hosen und Stiefeln hindurch geht. Dann und wann dringt ein eigentümlicher Schall ans Ohr, der sich allmählich zu dumpfem Glockenklang wandelt. Gespenstisch, mit feierlichem Schritt und nickendem Haupte zieht im Mondlicht eine Reihe hoher Kamele dahin. — Solange es geht, krieche ich unter die Hüllen und lausche dem Heulen des Windes und dem Gequietsch meiner ruckenden Behausung, ohne den erwünschten Schlaf finden zu können — bis zur wunderbaren Morgenbeleuchtung, die wieder Sand, Steine, Akazienwipfel, Dörfer und Zinnen von Stadtmauern enthüllt.

Die belebte Straße bot überaus fesselnde Perspektiven mit den allmählich aus den Sandschleiern Gestalt gewinnenden Gruppen. Ich weiß nicht, was die Kamele alles schleppten; die meisten trugen wohl Kohlen; viele kamen vielleicht vom Theetransport nach Kalgan zurück.

An diesem Tage wurden wir 120 Li transportiert, eine Mittagsrast abgerechnet, ca. 6 Kilometer die Stunde, was für eine gute Leistung gilt. Nachtquartier war das fast 1800 Fuß hohe Süanhua. Wir legten uns in Kleidern nieder und brachen bald nach Mitternacht wieder auf. Natürlich war das alles sehr unbequeme Anordnung, allein, wenn man nicht nach dem „Warum" fragen und sich nicht mit anderen Ratschlägen verständlich machen kann, muß man sich eben geduldig fügen. Der Kapitän verstand ebensowenig chinesisch wie ich, d. h. kein Sterbenswörtchen.

Glücklicherweise war bei schwächerem Winde die Kälte nicht so fühlbar. Wir klommen durch eine herrliche Gebirgsgegend in steilem Anstieg; doch merkte ich nicht viel davon, weil ein Halbschlaf mich nieder hielt. Nur dann und wann sah ich blinkendes Eis, hörte Wasserrauschen und erblickte schäumende Bergwässer und einmal an einer Wegbiegung einen tiefen Abgrund, dicht



Die Große Mauer.

unter meiner vorgebeugten Nase, hart an den Hufen der schläfrig klingelnden, dann und wann über Geröll stolpernden Maultiere.

Bei Erinnerung an diese Route kommt mir die Kühnheit der Expedition des Grafen York recht zum Bewußtsein. Ein gut geführtes Bataillon hätte hier einem Armeekorps den Weg sperren können!

Im steten Auf und Ab ging es an diesem Tage, den 22. Oktober, durch rissige Lehm- oder Lößformation. Um 5 Uhr nachmittags breitete sich das fast 2700 Fuß über dem Meere

gelegene Kalgan, eine der bedeutendsten Grenzstädte Chinas, vor uns aus.

Wir waren froh, als wir diesen ersten Zielpunkt erreichten; es dünkte uns, als seien wir Wochen statt Tage unterwegs gewesen!

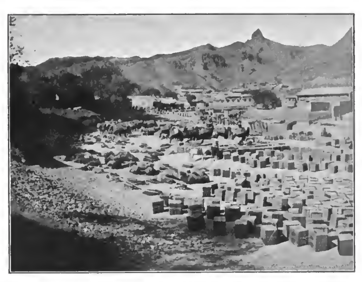
Von hohen, kahlen Bergen umschlossen, über die sich oberhalb der Stadt die zinnengekrönte äußere Mauer malerisch herzieht, liegt Kalgan in einer sich verengenden Bucht, die am hinteren Ende sogar als Kessel bezeichnet werden darf.

Es ist eine lebhafte, ca. 70 000 Einwohner zählende Stadt, die den aus Hankau kommenden Thee über ganz Innerasien und Sibirien verteilt. Das breite, sandige, nach dem Stadt-Ende zu verjüngte Bett des Tsingho zieht sich an ihr entlang und bildet teilweise den Hauptverkehrsweg und die Belastungsstätte der Tausende von Kamelen. Die eigentliche Stadt ist von Mauern umgeben, deren Thore abends geschlossen werden. Dies Thorschließen ist allgemein; wiederholt hatten wir bei unseren nächtlichen Reisen auch Aufenthalt gehabt, ehe wir in die Thore einer die Straße sperrenden Ortschaft hinein und nach Durchquerung auf der anderen Seite wieder hinausgelassen wurden.

Innerhalb der Stadt mußten wir zunächst einen enorm langen Markt passieren, auf dem es von Käufern und Verkäufern, Reitern, Fuhrwerken, Lasttieren wimmelte. Man sah eine unendliche Menge von bunten, eigenartigen Gegenständen ausliegen, darunter viel Pelzwerk. In dem Gewühl fielen namentlich die Mongolen mit ihren braunen, roten, gelben oder blauen, kaftanartigen Hammelfellröcken und den farbigen, pelzbesetzten Kappen auf.

Nach Durchmessung der engen, gepflasterten Straßen und wieder des jenseitigen Thores gelangten wir im Flußbett zu einer äußeren, bergan steigenden Vorstadt, die mit ihren lehmummauerten, niedrigen Terrassenhäusern unter fast majestätisch steiler, kahler Felswand an Städte des vorderen Asiens erinnerte. Hier sind die großartigen Theelager der russischen Kaufleute, hier

befindet sich der Centralpunkt des Karawanentreibens, hier sehen wir auch diesseits, isoliert an einer Bergstufe oberhalb des Flusses liegend, die freundliche russische Kirche. Das flachrieselnde Wasser, einzelne schöne Baumwipfel, der freundliche Anstrich der russischen Häuser und etwas orientalische Buntheit bei chinesischen Fenstern und Thüren bringen Färbung in das



Bei den russischen Karawanenseraien in Kalgan.

Bild, das bei blauem Himmel über den imposanten braunen Kesselwänden, bei der lebhaften Staffage des Thales, eines der reizvollsten ist, die ich in China fand. Gerade hier sieht man die große Mauer ihren turmreichen, geschlängelten Leib über die vielgestaltigen Gipfel winden.

Wie froh war ich, als wir hier, statt in einer chinesischen Herberge, in einem europäischen Hause, in dem des Herrn Porphyrieff, der Karawanserai von drei russischen Theefirmen, gastfreundlichste Aufnahme fanden. Wir waren von Schmutz bedeckt,

so daß ich fast zaghaft die kleine, wohlverwahrte Veranda mit ihrem Blattpflanzenschmuck und das Speisezimmer, mit dem blanken, behaglichen Samovar auf gedecktem Tische, betrat. Welche Wohlthat war es, sich baden, umziehen, im gewärmten Zimmer schlafen zu können! Nur ein Punkt war für mich dunkel: Sämtliche Russen, die ja nicht der halbinternationalen Welt angehören, die wir zu Hause kennen lernen, sprachen nur russisch! Diese russischen Kaufleute des Ostens haben meist etwas Bäuerisches an sich, was ihrem in Rußland für einfach geltenden Stande, der fast kastenartig von den Beamten geschieden ist, entspricht; allein ihre Herzensgüte zeigte sich fast überall ebenso zweifellos.

Schmackhafte Kohl- und Rotebeetsuppen, frisches Schwarzbrot, Kuchen mit Fleisch und Süßem gefüllt, und Wodka, viel Wodka, beherrschte jetzt das Feld der freudig gebotenen Genüsse, die in delikaten Rebhühnern und weißem Krimwein gipfelten. Wenn ich daheim früher bei landwirtlichen Landsleuten einen zweiten Vesperschnaps ablehnte, hielten sie mir entgegen, daß der Mensch doch „auf zwei Beinen“ stehen müsse; die Russen scheinen in diesem Punkte für „vier Beine“ zu sein. Es bekommt ihnen auch.

Wir blieben in diesem gastlichen Hause mehrere Tage, bis unser Gepäck nachkam und sonstige für die Durchquerung der Wüste Gobi nötigen Erfordernisse geordnet waren.

Zu diesen gehörte die Beschaffung von chinesisch-mongolischen, fuchspelzverbrämten, brennend roten Kappen, die uns sehr schön zu Gesicht standen; nur sah man darin wenig und hörte noch schlechter. Ich schaffte mir ferner für ein Billiges einen gewaltigen mongolischen Hammelpelz an, der mich niederzuziehen drohte, wie weiland die Rüstung Uhlands Knappen, der den edlen Herrn erstach. Ich befand mich darin, namentlich später im Wagen, hülflos wie ein Kind und konnte mir wegen der Wülste unter den Armen und den langen Ärmeln nicht einmal etwas aus den Taschen holen. Aber das Ding war warm, und das blieb die Hauptsache! Hierzu kamen noch hackenlose, gelbe, chinesische

Kamelhaarstrümpfe. Die Hauptsache war der Reisewagen, der „Tarantás". Doch von ihm später!

In diesen Tagen war es frisch, aber nicht kalt. Wir ritten mehrfach aus, in Gemeinschaft mit Herrn N., dem jungen Kaufmann, der uns durch die Mongolei begleiten sollte; er hatte die Tour auf dem Karawanenwege im Kamelwagen schon ein paarmal erledigt. Wie es in Rußland üblich, wurde er bei seinem Vornamen Dimitry gerufen. Er war ein hübscher, schlanker, recht netter Junge, in Kiachta beheimatet und kam aus Hankau. Ihm allein standen einige Worte mongolisch zur Verfügung; glücklicherweise radebrechte er ein wenig englisch und besaß leidlich westliche Politur und Durchschnittsbildung. Das Hauptziel seiner nächsten Zukunft bildete der Besuch der Pariser Weltausstellung.

Wir ritten in mongolischen Sätteln auf guten Mongolenpferden des Herrn Porphyrieff. Die buntgefärbten Sättel sind sehr enge, hinten und vorn sehr hohe Bocksättel. Die dickumpelzten Formen des Mongolen quellen natürlich darüber hinaus. Unsereins saß wie in einer Waschklammer, mit der Besorgnis, daß die vordere Zacke sich bei guter Gelegenheit in den Leib bohren könnte. Bei langen Bügeln ging es aber doch ganz schön. Die Mongolen selbst reiten, wie wohl alle Reitervölker, oft halb stehend, mit ganz kurzen Bügeln, und kann man diese momentan nicht verlängern, so wünscht man ein solches Reiten bald zu allen Teufeln. Bei den Chinesensätteln fällt die hintere Zacke fort.

In dem Handelstreiben der Stadt gab es immer etwas Neues zu sehen. Der Schmutz störte nicht so, denn nach Peking kann man das Unmöglichste vertragen. Einzelne Straßenperspektiven waren auch architektonisch höchst malerisch.

Sehr häufig sieht man interessante Höfe mit farbigem, vergoldeten Schnitzwerk und macht, wie in Peking, die Erfahrung, daß im Gegensatz zu der unsagbaren Unsauberkeit der Gassen, das Innere der Häuser einen oft aufs höchste überraschenden

Gegensatz bildet. Da hinein passen auch die buntseidenen Gewänder der wohlhabenden Leute.

Bei einem unserer Ritte näherten wir uns dem Exerzierplatz chinesischer Kavallerie, die vor allem durch ihre vielen Banner auffiel. Die Rolle des „Zaunpublikums“ schien hier aber gefährlich zu sein, denn als ich interessiert heranritt, erhob mein russischer Begleiter einen dringenden Mahnruf. — Daß hier auch einmal der brave deutsche Musketier einrücken würde, hätte ich mir damals wahrhaftig nicht träumen lassen!

Es war um die Höhe der Theesaison; daher hatte sich das Straßengewühl besonders gesteigert. Um durch die Reihen von Lastkarren, Kamelzügen und Menschen zu kommen, mußte man zeitweilig über die mehr wall- als bürgersteigartigen Erhöhungen reiten, wobei man wohl mit Firmenschildern, ausgehängten Stiefeln, Pelzen und dergleichen in Konflikt geriet, aber niemals mit einem erbosten Menschen.

Die russische Karawanserai war für sich schon eine Sehenswürdigkeit. Hier machte ich zuerst die nähere Bekanntschaft mit den Mongolen, und dieser Eindruck wird bei mir haften bleiben, denn es bot sich ein Bild, würdig des Pinsels eines Répine. Es war abends im niederen Kontor bei schwachem Lampenlicht; Mongolen, welche einen Theetransport ausgeführt hatten, umdrängten den Zahltisch, hinter welchem ein kosakischer Russe, der schon selbst fast zum Mongolen geworden war, das abgewogene oder abgezählte Geld ihnen zuschob. Daneben, die Astrachankappe auf dem Kopfe, den Klemmer auf der Nase, schrieb der Kaufmann und wog mit einer kleinen Silberwage. Ein widerlicher, süßlicher Hammelgeruch schwängerte die dicke Luft, aus der nur die beleuchteten, scharfmarkierten, braunen Grobgesichter der rauhen Steppensöhne mit den verlangenden dunklen Schlitzaugen sich rembrandtisch heraushoben, während das Übrige der plumpen, pelzumhüllten Gesellen in Dämmer und Dunkel verschwand. Trotz Roheit und Stumpfheit war jedes Gesicht ein Bild. Manche tragen die bunte, kapuzen- oder helmartige Kappe, andere

zeigen ihre schwarze, wirre Frisur mit dem Zopf oder glatt geschorene Rundköpfe. Letztere sind Lamas, d. h. Priester. Die bartlosen Züge der Leute haben gleich denen der Chinesen etwas Weibisches, und da die Kleidung der beiden Geschlechter fast gleich erscheint, kann man oft Männer und Weiber, namentlich die in reiferen Jahren, nicht immer ohne weiteres voneinander unterscheiden. Einige führten ganz vorsintflutliche alte Steinschloßflinten bei sich, sonst aber, außer einem Stahl zum Feueranschlagen, ein langes, gerades Messer, immer in gemeinschaftlicher Scheide mit den Eßstäbchen. Alles ist in der Regel reich mit Silber beschlagen und hängt an silbernen Ketten vom Gürtel herab.

Ein chinesischer Comprador hat den ganzen Haushalt der russischen Familie, deren Pferde eingeschlossen, in Entreprise; er verpflegt auch für einen kleinen Zuschuß die Mongolen, die mit ihren Pferden kostenfrei untergebracht werden. Dafür erhält er 90 Dollars für jeden Kopf der sechs Europäer, das Futter für ihre 18 Pferde mit eingeschlossen; alles von auswärts Bezogene, wie Konserven, Wein ꝛc., ist aber nicht mit inbegriffen. Das Rohmaterial muß also sehr billig sein. Der Hammel spielt die Hauptrolle. Hingegen empfängt er noch 4 Kopeken von jedem expedierten Ballen Thee, das macht, da die Firma ca. 120000 Ballen im Jahre versendet, 4800 Rubel. Dieser behäbige Haushofmeister des einfachen Kaufmannes hat es vom Kuli bis jetzt zum Besitzer eines Vermögens von über 100000 Taels gebracht. Bei der unlängst abgehaltenen Hochzeit seines Sohnes bewirtete er siebenhundert Gäste. Und der Mann steht noch in den erwerbsfähigsten Jahren!

Mit ärztlicher Hülfe sieht es für die in Kalgan lebenden russischen Kaufleute schlimm aus; die Leute hatten ein Fixum von 1500 Dollars geboten, um einen amerikanischen Arzt zu veranlassen, sich in Kalgan niederzulassen, allerdings nicht viel, wenn man hört, daß einer englischen Ärztin, die aus Peking an ein Wochenbett berufen worden war, allein für diese Reise 800 Dollars hatten gezahlt werden müssen. —

Tagsüber sprengten fortwährend Mongolen den steilen Hof hinan oder verließen ihn wieder; auch trabten Pferde allein durchs Thor. Auf den Zäumen lagen in Reihen die bunten Sättel, häufig mit Metall- oder Silberbeschlag verziert und mit dicken, schweren Bügeln an Lederriemen. Überall sah man die Theeballen lagern und die ragenden Häupter eingepferchter Kamele.

Draußen vor dem Thore im Flußthale ging das Beladen der Kamele die ganzen Tage bis in die Nacht vor sich. Zwischen den beiden Höckern der Tiere liegt auf einem Kissen das schwere Holzjoch, mit Stricken daran, an denen zwei bis vier wohlverschnürte und gegen Nässe in Felle eingenähte Kisten gleichmäßig zu beiden Seiten mittelst Knebelbefestigung aufgehängt werden. Beim Anziehen der Ladestricke stemmt der Mongole oft seinen plumpen Fuß gegen die Flanke des Kamels. Wenn er zum Beladen schreitet, so reißt er an dem am Nasenpflock befestigten Strick ziemlich heftig und das gewaltige Tier mit der dünnen Stimme läßt sich klagend langsam und dann mit einem End-Ruck erst auf seine gescheuerten Kniee, hiernach auf die Hinterbeine nieder. Seine dunklen Augen sind weit geöffnet. Auch wenn es in die Höhe gerissen wird, klagt es, erhebt sich schwankend, als ob seine hohen Beine die Last nicht zu ertragen vermöchten, steht mit einem Ruck und läßt sich geduldig, wie in der Majestät des Schmerzes, feierlich und zuweilen noch mit leisem Schrei, zwischen den Theeballen hinaus zu einem freien Plätzchen führen, wo ein Tier hinter dem anderen mit dem Nasenseil befestigt wird. Es bilden sich durch Anreihung so gewissermaßen Korporalschaften; diese vereinigen sich in freien Abständen zu Zügen von fünfzig und mehr. Eines oder einige erhalten die große, dumpfe Glocke umgehängt. Kleine Baby-Kamele, sogar die eben Geborenen, laufen wohl zur Seite der Mutter mit. Führer und Begleiter reiten auf einem unbelasteten Tier, meist aber zu Pferde. Wie bei vorüber marschierender Artillerie hält es oft recht schwer, in solchem die Straße sperrenden Zuge durchzuschlüpfen, wenn man nicht die Geduld besitzt, auf die endlich erscheinende Lücke zu warten.

Zweimal im Jahre macht das Kamel seinen Marsch von Kalgan bis Urga in etwa drei Wochen, mit nur kurzer Rast Tag und Nacht. Der Weg geht, wie schon erwähnt, ziemlich geradeaus durch den flachsten, aber wasserärmsten Teil von Gobi, denn das Tier kann es nötigenfalls zehn Tage ohne Wasser aushalten. Für jedes Tier und jede Reise erhält der mongolische Besitzer 16 Taels Silber (etwas über 40 Mark). An jenem Abend im Kontor wurden allein für 8000 Taels abgewogen!

Paß und Gepäck waren eingetroffen, letzteres in einem wenig erfreulichen Zustande. Wehe dem Koffer, der von Chinesen auf Maultier oder Kamel verschnürt wird, wenn er nicht aus unverwüstlichem Material ist! Mein Lederkoffer hatte bedenkliche Risse erhalten, und alle Sachen darin fanden sich von Sand bedeckt. Übrigens hatte mir Herr Porphyrieff sogar seine Hemden zur Verfügung gestellt.

Als wir nun voll Ungeduld aufbrechen wollten, erkrankte der Kapitän einen Tag so heftig, daß er befürchtete, nicht reisen zu können. Die Kalganfahrt hatte den nervösen, aber sonst eisenfesten Mann mit noch schärferer Erkältung als mich gepackt. Mittelst einer Pferdekur, die andere Leute vollends umgebracht hätte, half er sich wieder auf die Beine und rauchte trotz seines schlimmen Halses eine Cigarette nach der anderen.

Ich tröstete mich um diese Zeit mit der Lektüre von Ernst Moritz Arndts Lebenserinnerungen und war im übrigen doch ganz froh, noch ein geheiztes Zimmer genießen zu können.

Endlich, am 25. Oktober, bei einer Temperatur unter Null, aber bei schönem Wetter, brach der große Tag der Abreise an. Platten für den photographischen Apparat hatte ich bereits eingelegt; das Verladen des Gepäcks auf die Kamele folgte. Die Russen trödelten aber bis zum Mittag, da wir im Hause eines anderen russischen Kaufmanns, wo unser Tarantás stand, noch einen Abschiedsimbiß einnahmen, bei dem sogar Sekt gespendet wurde.

Jetzt bekam ich den Tarantás zum erstenmal, mit gemischten

Gefühlen, zu Gesicht. Es ist bekanntlich ein russischer Reisewagen, in dem man so reist, wie bei uns etwa vor hundert Jahren. Dieser Tarantás machte mir den Eindruck, als ob er schon von Peter dem Großen benutzt worden wäre, eine so massive Solidität besaß er. Er gehörte aber dem letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts an und war, jedenfalls sehr weise, für recht sonderbare Wege gebaut. Wir mußten ihn kaufen, in der Hoffnung, ihn wieder verkaufen zu können, denn vermietet wird dergleichen nicht. Wir hatten auch keine Auswahl, weil er der einzige seiner Gattung und überhaupt nur durch einen besonderen Glücksfall vorhanden war. Anderenfalls hätten wir einen oder zwei chinesische zweiräderige Wagen kaufen müssen. Eine einzige Reise hatte er erst hinter sich und angeblich 800 Rubel gekostet. Wir drei erstanden ihn für 200. Sein scheinbar einfaches Material wurde als ganz etwas Raffiniertes gepriesen. Eigentliche Federn in unserem Sinne besaß er nicht; der aus Schlehdorn, Lindenbast und Birkenrinde geflochtene Wagenkorb ruhte auf einem, einem „Armenleichenwagen" ähnelnden Untergestell, indem er auf sechs elastischen Langbäumen federte. Ein strammes, zurückgeklapptes, innen mit rotem Leder gefüttertes Halbverdeck schützte den Korb, der weiter durch Ledervorhänge und Spritzleder geschlossen werden konnte. Zum Bock zog sich noch ein Eisengestell, um das, gegen Sonnenglut oder Kälte, ein Leinen zu befestigen war. Hinten hinaus schob sich ein Ansatz für Koffer. Die starken, besonders sorgfältig gebauten Räder waren so angebracht, daß die Wagenmitte möglichst wenig erschüttert werden und das sehr lange Vehikel möglichst wenig kippen konnte; die Achsenlager bestanden aus Eisen.

Inwendig befand sich nur eine große Leere, die von uns zum Sitzen oder zum Liegen auszubauen war. Zwei hatten drinnen Platz; einer sollte auf dem Bock reisen. Die Zugvorrichtung war die in Rußland für drei Pferde übliche: eine Schere für das Mittelpferd, und links und rechts die Zugscheite für die Seitenpferde. Unter dem Wagen sah ich noch einen





Der Verfasser auf der Reise durch die Mongolei.

langen, starken Baum hängen, dessen Zweck mir zunächst nicht klar war.

Dieses Fahrzeug sollte nun unsere Hauptbehausung auf die nächsten Wochen, für eine Reise von etwa 2000 Kilometern sein.

Unser Proviant war durch Fürsorge unserer Gastfreunde wesentlich verstärkt worden, und zwar besonders durch frisches Schaffleisch, Brot, Kartoffeln. Ein rundliches Faß Sauerkohl, Capusta oder zärtlich Capuska, d. h. „Köhlchen" genannt, bildete die pièce de resistance.

Nach Landessitte saßen die Russen nach dem Abschiedsmahle einige Minuten schweigend, vermutlich im stillen Gebet auf ihren Stühlen, bekreuzigten sich und küßten sich zum Abschied.

Da man meine Ungewandtheit in dieser Zärtlichkeitsbezeugung unter Männern schon gemerkt hatte, kam ich mit kräftigem Handschütteln davon.

Gern denke ich an die gastlichen Leute zurück, und wenn es wahr ist, was in den Zeitungen gestanden, daß sie alle während der Wirren haben fliehen müssen, und die Heimstätte, die ich hier beschrieben habe, mitsamt der Kirche niedergebrannt wäre, so würde ich dies aufrichtig und tief beklagen. Aber ich denke, die Mongolen werden wenigstens zur persönlichen Rettung ihrer Geschäftsfreunde wohl das Ihrige gethan haben.

Umstanden von mundaufsperrenden Chinesen und Mongolen, begleitet von den Segenswünschen unserer Gastfreunde, den Revolver im Gürtel, traten wir darauf in einem höchst abenteuerlichen Aufzuge unseren „Sprung ins Dunkle" an. Würden wir auf der anderen Seite der Civilisation wieder wohlbehalten auftauchen?

Die Mongolei stellt eine ungeheure, sich durchschnittlich in der Brockenhöhe haltende Hochsteppe von etwa der sechsfachen Größe Deutschlands dar, die aber nur von 3—4 Millionen Menschen, meist Nomadenstämmen, bewohnt wird. Ringsum

begrenzen sie Berge, zum Teil sogar Schneeberge, die beim Kuku-Nor im Südwesten 5000 Meter erreichen; im Osten schließt sie der Mauerabfall des Randgebirges, der so hoch ist, daß die Regenwinde von Südost nicht hinüberkommen; daher die oft große Dürre. Gebirgswälle durchschneiden die auf- und absteigende



Meinen Pelzen entstiegen.
Nach einer Photographie des Verfassers.

Fläche; salzhaltige Tümpel in unteren Schichten, die Reste des ehemaligen Meeresbodens, sind vielfach vorhanden. Der waldentblößteste Teil ist die sogenannte Wüste Gobi, die wir zu durchqueren hatten.

Der 25. Oktober war ein schöner, warmer Tag, an dem uns unsere roten Pelzkappen bald zu heiß wurden.

Zunächst hatten wir nur schwache Bespannung: ein Pferd in dem Scherbaum und zwei lang davor, gelenkt von einem

chinesischen Kutscher. So holperten wir sang- und klanglos die ersten Stunden durch das steinbesäete, endlose Flußthal, gelegentlich laufend, gelegentlich beim Überschreiten von leicht an den Ränden gefrorenen Wasserläufen auf den Wagentritt springend. Wir waren aber sehr fidel. Man hatte doch so ein Gefühl, vor etwas Absonderlichem zu stehen, so ein Gefühl der Forschheit, wie es nur die unmittelbare Berührung mit einer ursprünglichen Natur verleiht.

Ich sah in einer Strolchmütze und dem entsprechenden Anzuge, mit einem grünen, um den Hals geschlungenen Leibshawl, etwa wie ein zigeunerhafter Jahrmarktsbudenbesitzer auf der Reise aus, und meine Russen erschienen als nicht minder abenteuerliche Typen. Aber wie frei waren wir! Kein Teufel konnte uns hier mit konventionellen Vorschriften plagen!

In einem Dorfe machten wir Halt. Wir saßen und aßen mitten unter schwatzenden Fuhrleuten, umringt und angestaunt von der Dorfjugend gleich drei Chinesen in Deutschland, aber wohl kaum für große Mandarine gehalten. Die schmutzigen Kerle legten daher auch eine fast kameradschaftliche Kordialität an den Tag.

Allmählich keuchten wir mühselig bergan; schön war die Gegend nicht, und im Wagen ward es frostig. Es ward dunkel dazu und der Weg, wie es schien, nicht ungefährlich. Einmal sah ich zum Wagen bei einer Wegbiegung hinaus und wieder einmal unmittelbar in einen turmhohen, jähen Absturz, an dem wir vertrauensselig entlang duselten. Müde erreichten wir unser erstes Nachtquartier, ein ungeheiztes, ödes, chinesisches Haus. Es war äußerst unangenehm, in der bitteren Kälte und im Dunkeln alle Siebensachen aus dem Wagen, die man zum Nachtquartier nötig hatte, heranzuschleppen, um so mehr als der Marsch durch ein paar Höfe führte, vor denen das Fuhrwerk stehen geblieben war. Ein Abendbrot aus kalter Hammelkeule und kaltem Sauerkohl erhöhte die Quartierreize auch nicht. Baldmöglichst krochen wir unter die Pelze, wo wir mehr oder weniger weiter froren.

Noch bei Mondenschein und einer infamen Temperatur ging es weiter. Das Wiederhineinschleppen der Sachen und das Verstauen dieser, wie der eigenen Person, fiel wieder recht sauer.

Die Ohren und Hände waren steif, aber bei den Wühlereien geriet man außer Atem und in Schweiß, dies allerdings nur auf kurze Zeit. Der Tarantás erwies sich als der reine Windfang, wobei wenig zu machen war. Der Kapitän hatte den Bock beschlagnahmt, um, wie er sagte, durch größere Übersicht die malerischen Eindrücke besser in sich aufnehmen zu können. Der Bock besaß auch sonst mannigfache Vorzüge, nur daß man sich auf ihm nicht so zu strecken vermochte, wie im Wagen. Es verging einige Zeit, bis wir beiden Insassen uns miteinander eingearbeitet hatten. Wenn einer sitzen, der andere lieber liegen wollte, so kam keine dauerhaft angenehme Möblierung heraus. Schließlich fanden wir aber einen erträglichen Modus vivendi. Meine Rücklehne bestand in der Regel aus dem Capuska-Faß, einigen Waschschüsseln und ähnlichen behaglichen Gegenständen. Ich mußte diesen Hintergrund möglichst zu polstern suchen, wobei mir ein regelrechtes Kissen leider fehlte. Den Kern des Sitzfundaments pflegten eine starke Hutschachtel und ein Camera-Köfferchen zu bilden, deren Kanten sich immer wieder aus verschobenen Hüllen unangenehm herausarbeiteten.

Vorläufig „gondelten" wir ja noch so sanft hin. Dies Tempo aber erschien bald zum Sterben langweilig. War das die uns vorher gerühmte, schneidige Mongolenpost?

Der Hub von Kalgan bis zum Rande des mongolischen Hochlandes beträgt auf 20 Kilometer 800 Meter. Wir erreichten am nächsten Morgen nach dem letzten, sehr beschwerlichen Anstieg über Steine eine Art Ruine, ein Stück Befestigungsgemäuer mit roter Laterne, und nun — ein Einschlagen auf die Pferde, ein lebhaftes Anziehen — da breitete sich die ersehnte Mongolei, die geheimnisvolle Steppe vor uns aus: weit, weit, mit Hebungen und Senkungen, von gelblichem Graswuchs bedeckt, von kleinen Felsriffen gemarkt, von Steintrümmern besäet!

Die Straße ist zum Teil nur eine sogenannte Straße, gerade so, wie sie von selbst durch Reiter und Fuhrwerk entstand; teilweise wurde sie auch wohl gebaut und nachgebessert. — Die Geleise laufen also bald hier, bald da, gekreuzt von anderen Pfaden. Zeitweilig, vielleicht der Abkürzung halber, durchschnitten wir Strecken mit nicht erkennbarem Wege und den entsprechenden Übelständen. Brücken giebt es in der eigentlichen Steppe gar nicht. Die Mongolen arbeiten ja auch kaum, wenigstens die Nomaden nicht. Arbeitsspuren sieht man nur an den Rändern der Steppe; sie sind das Werk von Chinesen, deren Ackerbau sich ein wenig in die Steppe hineinzieht. Von ihnen kaufen die Mongolen das bißchen Hirse, dessen sie bedürfen, und deshalb ertragen sie vielleicht die Usurpation ihres freien Bodens durch die chinesischen Bauern.

Pferde, Schafe, Kühe und Kamele weideten; zunächst gab es noch Chinesendörfer mit ihren gelbgrauen Lehmhütten, den Fansans; die ersten konischen Jurten begannen sich darunter zu mischen. An einer Poststation wechselten wir Pferde und erhielten zu unserem Mißvergnügen wiederum nur drei; aber es ging doch ein wenig hopp, hopp, und statt eines schläfrigen chinesischen Kutschers auf der Schere kutschierte ein Mongole vom Sattel aus.

Das anhaltend klare Wetter mit Sonnenschein am Tage und beginnendem Mondlicht in der Nacht blieb uns treu. Der Wind blies uns meist ins Gesicht, aber nicht sturmartig. Nur einmal erlebten wir einen Schneesturm, und da waren wir schon unter Dach und Fach; ich weiß aber nicht, was geworden wäre, wenn er uns, was keineswegs ausgeschlossen war, an einigen besonders schwierigen Stellen überfallen gehabt hätte!

Der eben geschilderte Charakter der Mongolensteppe blieb im ganzen erhalten, doch verschönerte er sich, gewann an Wechsel und Großartigkeit. Zeitweilig zogen sich Gebirgsrücken hindurch; zeitweilig war es eine ununterbrochene Folge von Hügeln, von denen man vergeblich einen Ausblick erhoffte; zeit-

weilig eröffneten sich grenzenlose Flächen oder traumhafte Fernsichten. Der weite Himmelskreis mit seinen reinen Wolkenbildungen, tags im leuchtenden Blau, nachts mit dem herrlichen Sterngefunkel, blieb immer reizvoll. Gelegentlich zeigten sich Seen und Wasserläufe; manchmal war es auch nur die unermeßliche Ebene, die vor uns blaute, von violetten Bergen küstenartig gesäumt. Die jetzt freilich meist kalte Farbenfülle war bei gebrochenen Lichtern schier unerschöpflich: das Hellgrün und Gelb des Graswuchses, das dunklere Graugrün von Flechten und Schiefern, das Goldgelb des stachlichten Goldbaumgestrüpps, das Braunrot dorrender Heide, die prachtvolle Buntheit oder das Dunkel des Dioritmandelsteins und mancher Lavaarten, von Porphyr, Granit und Syenit, das schneeige Weiß der Salzauswitterungen; dann darüber blaue Wolkenschatten, tiefblaue Berge und Wolken, brennender Purpur des Horizonts — kurz, alles das bot fast täglich ein Festmahl für das Auge und die Seele eines Künstlers. Dazu diese trockene, köstliche, keusche Luft, die man gern mit vollen Zügen einsog! Am schönsten fast aber war es früh morgens bei Sonnenaufgang, wenn die ganze Unermeßlichkeit um uns herum von Eiskrystallen wie ein einziges Brillantenmeer funkelte. — Gegen Abend, ehe der Mond kam, breitete sich ein gespenstisch-ungewisses, silbernes Dämmerlicht über die Steppe, in dem Weg und Geleis, Erhöhungen und Versenkungen sich ausglichen und verschwanden. Man konnte nichts mehr unterscheiden; ich glaube, selbst die durchdringenden Augen der uns leitenden Naturkinder unterschieden nicht viel mehr, und nur die Steppenpferde waren noch des Bodens unter den Füßen sicher.

Außer der schweigenden organischen und der leblosen anorganischen Natur gab uns das Treiben der Tierwelt Anregung und Genuß.

Allerlei Vögel huschten auf; Zugvögel strichen durch das Blau, darunter wilde Schwäne mit blinkendem Gefieder und lautem Schrei. Adler und Geier stritten sich mit Elstern und Raben um irgend ein Opfer der Steppe. Kleine Pelztiere flüchteten in die

Unebenheiten; Freund Lampe beobachtete uns, und zahlreich wechselten hellgelbliche Gazellenrudel, oft dicht vor dem anjagenden Wagen über den Weg, die Mütter ängstlich ihr Kitzchen treibend. Wir hätten auf sie zum Schuß kommen können, aber Kälte und Fortbewegungsart hinderten uns daran. Man würde auch fern vom Wagen jagen müssen, sonst gehen die beim Schusse erschreckten Pferde sicher durch.

Das große Raubzeug zeigte sich nicht. Der mongolische Tiger hält sich der eigentlichen Steppe vielleicht fern; nur Wölfe schlichen nachts gelegentlich an die Jurten, und dann bellten die Hunde wie wahnsinnig.

Das Bestimmende der Steppentierwelt sind die friedlichen Herdentiere: das Pferd, das zweihöckerige Kamel, Fettschwanzschafe, Rinder und Ziegen. Es gewährte immer neues Vergnügen, diese gewaltigen Herden, namentlich von Pferden und weißwolligen, schwarzköpfigen Schafen zu sehen. Man fühlte sich in das Leben der biblischen Erzväter hineinversetzt; volles Verständnis ging uns auf für die knappen Naturskizzen des Pentateuch. Im Sommer bei frisch ergrüntem Grasteppich muß es geradezu entzückend sein, hier eine Zeitlang ein Zelt-, Hirten- und Jägerleben zu führen.

Bot die in nordwestlicher Richtung sich bewegende Reise auch eine Menge der schönsten landschaftlichen Überraschungen, so wurden doch auch die Schattenseiten der Idylle uns bald verständlich. Die mongolischen Nomaden gehören zweifelsohne zu den uncivilisiertesten, unwissendsten, schmutzigsten und faulsten Völkern der Erde. Wenn man einen Einblick in dieses schweifende, entbehrungsreiche Dasein, in die Folgen beschränkter Wasserbenutzung und unzulänglicher, unsteter Wohnung gehabt hat — in dieses harte Leben, dem anderseits der Genuß ungebundener Freiheit und natürlichen Reichtums gegenübersteht bis zu dem Maße, daß der Mann gar nicht, die Frau das Notwendigste arbeitet und über wenig Kunstfertigkeit verfügt, so besitzt man eine klare Vorstellung davon, daß alle Hirtenidyllen von jeher

mehr Prosa als Poesie aufzuweisen hatten und viele patriarchalische Gestalten in Wirklichkeit faule, schmutzige Kerle gewesen sind. Allerdings tritt einem auch Abweichendes entgegen, besonders in allem, was sich auf das Pferd bezieht. Mit den Pferden sind Mann wie Weib von Kindesbeinen an vertraut. Im Reiten machen sie alles, sind sie unermüdlich; die kleinste Bewegung in der Nähe, so gut wie das Durchfliegen der größten Entfernungen veranlaßt sie, sich in den Sattel zu schwingen. Dieses kleine,



Ein Mongolenpferd, seinen Reiter erwartend.

rauhe, häßliche Tier lohnt es ihnen durch Ausdauer und Anspruchslosigkeit. Auf seinen unbeschlagenen Hufen saust es dahin wie der Wind; es erklettert geschickt die steilsten Felsen und scheut nicht vorm Abstiege an schroffen Hängen. Sein langer Schweif scheint oft auf dem Erdboden zu stehen und wirbelt, im Verein mit den blitzschnell durcheinander geworfenen Hufen, eine Staubwolke hinter sich her. Seine Nahrung sucht es sich selbst, wie jedes Tier in der Steppe. Nach guten Sommern erscheint es glatt und rund, nach dürren mager und ermangelt der Kräfte. Im Winter, wo es sich das Futter zwischen Schnee und Eis hervorkratzt, wird es rauh und pelzig. Auch das Rindvieh lebt so. Bei einer Temperatur, wo unser Vieh im warmen Stalle

liegt, steht die Mongolenkuh draußen im nächtlichen Schneesturm. Große Ansprüche an die Milch können dabei wohl nicht gestellt werden; diese spielt auch gar nicht die Hauptrolle in der einfachen Nahrung des Menschen.

Wir waren anfangs mit der geringen Anzahl Pferde nicht zufrieden. Die Verständigung blieb schwierig, so daß der Heißsporn Dimitry einmal sogar im Zorn seinen Revolver anlegte. Aus Unkenntnis mußte irgend etwas nicht rechtzeitig angeordnet worden sein, namentlich entbehrten wir des notwendigen chinesischen Begleiters. Es kann auch sein, daß es in den ersten Distrikten wegen mangelnder guter Weiden nicht mehr Pferde gab. Die Mongolen schienen die Revolverdrohung als einen guten Spaß aufzufassen; nichtsdestoweniger wurde die Sache anders, und nun hob ein Reisen an, wie man es nicht leicht zum zweitenmal erlebt, ein teilweise ganz tolles Reisen, daß selbst die beiden Russen, denen wildes Fahren nichts Neues war, erklärten, Ähnliches gebe es in ganz Rußland nicht. Es war aufregend, aber prächtig, es war der Glanzpunkt der Reise! Nur Reiter spannten sich jetzt vor den Tarantás; nicht fest angeschirrt, sondern nur in improvisierter Verbindung, wodurch sie sich einerseits immer vom Wagen frei machen konnten, anderseits aber auch nur in geringem Maße die Herrschaft über ihn behielten. In der Schere ging kein Tier. Vorn wurde über jene weg der mir gleich aufgefallene, mitgeführte Baum gebunden und mit seinen Enden links und rechts auf das vordere Sattelhorn je eines Pferdes gelegt. Die Reiter, die mit ihren dicken Pelzen über das hintere Sattelhorn quollen, erhielten den Baum in seiner Horizontallage und ermöglichten durch diese Verbindung einzig die Lenkung des Wagens, dessen Hauptzugkraft auch ihre beiden Tiere bildeten. Kurze Stricke, innen und außen, halfen ihnen die Pferde von der Schere wegzubringen oder, was nötiger war, sie tüchtig zur Schere heranzuziehen. Durch Vornüberlegen des Körpers hielten sie den Baum noch fester. Zwei andere Reiter setzten sich davor, indem sie Stricke an die beiden Scherenden befestigten, worauf jeder das

andere Ende seines Strickes mit einer Schlinge um Arm oder Schulter, manchmal nur in die Hand nahm, oder es auch um die Hüfte oder zwischen den Beinen durch vorn am Sattel festlegte. Das Gewöhnliche war die Schlinge um den Arm. Desgleichen ergriffen noch zwei Reiter in ähnlicher Weise Stricke rechts und links am Ende des Querbaumes oder verknüpften sich auch mit längeren an den Zugscheiten. Diese sechs Reiter bildeten in der Regel den täglichen Bestand, der sich aber öfter auf acht, ja zehn Reiter erhöhte. Fast ebensoviele Reservepferde, darunter ein Reitpferd mit unserem eigenen Sattel, das wir abwechselnd benutzten, begleiteten den Wagen. Ein Oberhaupt, so etwas wie ein Dorfschulze, durch einen Messing- oder Glasknopf auf dem Hute ausgezeichnet, leitete gewöhnlich das Ganze und trieb durch Peitschenhiebe mit an. Zuweilen waren es mehr als zwanzig Pferde mit zwölf bis fünfzehn Reitern.

So ging die wilde Jagd denn los; im langsamen Tempo eigentlich nur selten, oft im gestreckten Trabe und meist in der Carrière, wobei ich auf meinen Sitz, auf die Ränder der bloß gewordenen, steifen Hutschachtel und den Beschlag des Camera-Köfferchens, nicht schlecht mit meinen Knochen niedersauste. Der Tarantás flog über Steine, Felsriffe und gefrorene Grasbülten bergauf, bergab, daß Kies und Funken stoben. Heftige Stöße erschütterten ihn; er neigte sich rechts, er beugte sich links, so daß wir wie auf einem jäh überholenden Schiffe rutschten und beständig in der Erwartung lebten, im nächsten Augenblicke hüben oder drüben hingeschleudert zu werden. Die Reiter, nicht nur alte und junge Männer, sondern auch Frauen und Knaben, und unter den Männern kahlgeschorene, gelbbekaftante Lamas — fanden eine Lust daran, so mit uns dahin zu brausen. Die gelben Wangen röteten sich, die dunklen Augen blitzten, die blendend weißen Zähne des Mundes glänzten. Die roten Bänder der gelben, grünen, blauen, roten Kappen und pelzbesetzten Spitzhüte flogen; manchmal schleuderte die Kopfbedeckung im Nacken über den pendelnden Zopf, der bei größerer Länge hinten in den

schärpenartigen Gurt gesteckt ward. Dabei ein fortwährendes Auf- und Niederhüpfen infolge des Galopps, ein fortwährendes Schreien, Lachen, Sichzurufen und Dreinschlagen mit den kleinen Kosakenpeitschen auf die Pferde. Bunt war alles, und Schwatzen blieb die Hauptsache. Nicht allein die Hüte zeigten die Lust an der Farbe, sondern auch die Sättel, die Außenseite der Pelze und Gewänder; aber alles war auch mehr oder weniger abgenutzt und gleichmäßig verschmutzt. Im ungewissen Tageslicht sahen einzelne der Reiter vor uns wie im gelben Ölzeug mit Südwester reitende Seeleute aus, andere wieder glichen mittelalterlichen Knappen; besonders machten einige der mitreitenden Weiber den Eindruck mittelalterlicher Edelfrauen, durch die Wämser mit starken Schulter-Lederpuffen, unter denen glatt anliegende Ärmel herausgingen, sowie durch einen seltsamen Maria Stuart-Kragen, der dadurch gebildet wird, daß das in je einer nach vorn genommenen Flechte geteilte Haar, hinten kragenartig sich um den Kopf spreizt. Verzierte Stäbchen halten das Haar, in das noch allerlei Zierat eingeflochten wird, in seiner künstlichen Gestaltung. Solche Frisur, die selbst die japanische an Verzwicktheit übertrifft, kann nicht oft neu gemacht werden. Die reicheren Mongolenfrauen zeigen kostbaren Gold- und Silberschmuck, bunte Steine, Korallen und wertvollen Pelz; aber die Reinlichkeit mangelt auch bei ihnen.

Nichtsdestoweniger bot dieses bunte, lustige, tolle Reitergeschwader, mit dem rollenden Wagen in der Mitte, ein prachtvolles, ein ganz einziges Bild. Manchmal hielt ich zu Pferde an, um von vorn den Anblick dieses Anstürmens genießen zu können.

Im Dunkel gestaltete sich der Anblick mindestens ebenso unterhaltend. Aus dem Wagen heraus sah man dann etwa nach vorn auf die hohe Terrainlinie, welche die Finsternis der Erde vom helleren Himmel schied, und von letzterem hoben sich die nach Art von Klavierhämmerchen auf- und abtanzenden Oberleiber der Reiter, sowie die Ohren und Köpfe der Pferde in scharfer Silhouette ab. Unten aber blieb alles ungewisses Dunkel. Es gab das ein ganz eigenartig bewegtes Schattenspiel!

Der Kapitän thronte allein und gewaltig auf seinem Bocksitze; von dort aus war er öfter zum Sprunge bereit; seine drohend erhobene Faust, sein warnendes „Ajarr! Ajarr!“ (Vorsicht! Vorsicht!) bildete ein wiederkehrendes Moment in der Flucht der Erscheinungen.



Mit der „Urgha“ eingefangene Steppenpferde.
Nach einer Photographie des Verfassers.

Wir beiden anderen saßen oder lagen ganz gottergeben in unseren Pelzen im Wagen und rüsteten nur selten zum Sprunge, zu dem es für uns wahrscheinlich immer zu spät gewesen wäre. Es entwickelte sich eine wahre Lust an diesem Jagen; das Herz im Leibe lachte einem vor Vergnügen dabei, und statt des „Ajarr, Ajarr!“ erklang es ebenso oft „Buchu, Buchu!“ (vorwärts, vorwärts), wenn irgendwo nach unserer Ansicht ohne Grund gesäumt wurde. Meist aber hatten dann die Mongolen recht.

Zum Einfangen der Pferde bedienen sich die Mongolen einer Vorrichtung, der „Urgha“, die halb Angel, halb Lasso ist.

An langer Stange befindet sich eine Schlinge, die dem erwählten Pferde um den Hals geworfen wird. Da die Pferde auf alle mögliche Weise der Angel zu entschlüpfen suchen, bietet ein solcher Fang stets ein interessantes Bild. Einmal gefangen, folgt das Tier willig. Soll es warten, so werden ihm die Vorderbeine zusammengebunden und mit einem Hinterbeine oder dem Halfter verkoppelt. Um dies zu erreichen, beschleicht zuweilen der Mongole, auf dem Boden kriechend, das Tier von vorn. Immer sträubten sich die Pferde, das Joch des Querbaums sich auflegen zu lassen; das führte auch stets lebhafte Scenen herbei. Erst viele Peitschenhiebe und Hackenstöße — Sporen kennt der Mongole nicht — treiben das zurückhufende Tier nahe genug heran, daß der Reiter den Baum oder die Stricke daran ergreifen kann. Andere Mongolen schlagen mit, drücken seitwärts mit ihren Pferden das unwillige an die Schere oder legen sich wuchtig an einen Strick und stemmen gleichzeitig den plumpen Fuß in die Weiche des Pferdes, um dessen Hinterteil herum zu bringen, wie sie es beim Schnüren von Lasten bei den Kamelen zu thun pflegen. Das Wiederausbrechen gelingt dem Pferde aber häufig; öfter schießt es auch so hastig unter den gehobenen Baum, daß es den Reiter einfach vom Sattel rasiert. Dieses Rasieren gehörte zu den täglichen Ereignissen; manchmal geschah es bei beiden Pferden, manchmal wurden dann auch die anderen wild, brachen aus und schlugen um sich. Pferde und Reiter wälzten sich nicht selten im Knäuel auf dem Boden, zumal wenn die Stricke zwischen die Beine der Tiere gerieten. Dies passierte nicht allein beim Vorspannen im Stillestehen, sondern auch bei voller Fahrt, bei welcher der Austausch der von Schweiß triefenden Pferde ebenso erfolgte. Selbst beim Bergabfahren geschah es, und man kann sich denken, was dies für eine Situation verursachte. Die Reiter verloren das bißchen Herrschaft über den von eigener Schwerkraft getriebenen Wagen vollständig. Nur reine Zufälle verhinderten ein Unglück. Die Mongolen, Männlein wie Weiblein, ließen sich dabei meist wie Katzen fallen.

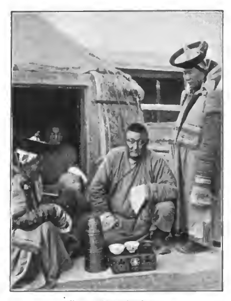
Die Stationen lagen im Durchschnitt ungefähr 30 km, manchmal bedeutend weiter voneinander entfernt. Sie bestanden gewöhnlich nur aus einer Anzahl Jurten, die man von weitem als kleine Tupfchen oder Fleckchen vor einem Höhenanstiege erkannte; oft dauerte es dann noch lange, bis man sie erreicht hatte. Gewöhnlich sauste ein Reiter voraus, um zu sorgen, daß die frischen Pferde zur Weiterfahrt rasch herbeigetrieben würden. Flink trippelnde Reiter tauchten wohl seitwärts auf und gesellten sich zu ihm, und dann jagten sie gemeinsam in der Ferne dahin, während vermutlich manche neugierige Frage über uns Fremdlinge Erörterung fand.

Wie froh war man gewöhnlich, wenn so ein Abschnitt zurückgelegt war! Namentlich in der Nacht. Ganz ohne Mondschein wäre dies nächtliche Fahren unmöglich gewesen, und auch dann geschah es gewöhnlich unter größter Gefahr für unseren Tarantás. Aus dem finsteren Dämmern der Steppe tauchte es wie eine Anzahl Hochöfen auf, wenn wir uns der Station näherten. Das kam vom Wiederschein des Feuers in der Jurte. Beim Anreiten der Station fuhr doppelte Lebendigkeit in die Mongolen; sie wollten immer besonders schlank aufziehen und meldeten nächtlich durch laute Jauchzer unsere Ankunft; das setzte dort alles, nicht zum wenigsten die bellenden Hunde, in Bewegung.

Wenn wir bei den Jurten anlangten, war es gewöhnlich das erste, sich an das Feuer zu hocken, bis wir Energie genug gefunden hatten, um, etwas aufgetaut, uns an den Wagen hinaus zu begeben zur Hineinschaffung unserer Siebensachen. Im Dunkel, mit steif gefrorenen Fingern besorgten wir das in der Regel selbst, da man die Mongolen alles so wenig als möglich anrühren ließ und ihnen auch nicht die nötigen Anweisungen geben konnte. Was wir nicht unumgänglich nötig zum Nachtlager brauchten, ließen wir ruhig draußen, gestohlen wurde nicht das Geringste; im Gegenteil, ging einmal etwas verloren, so suchten die Mongolen so lange, bis sie es fanden, und freuten sich dann unbändig über den Erfolg.

So eine Jurte sieht wie ein mehr oder weniger korpulenter Bienen- oder besser Hühnerkorb aus, besteht aus einem zu verkleinernden oder vergrößernden Holzgerüst, das auswendig mit dickem Filz überzogen, inwendig teilweise mit Decken ausgestattet und verziert ist und jederzeit abgebrochen und anderswo aufgestellt werden kann. Ein einziges Kamel trägt das genial zusammengeklappte Haus mit Leichtigkeit davon. Eine Wollstrickverschnürung hält den Filz fest. Den kleineren Innenraum nimmt eine Erhöhung mit einem Speisebänkchen ein, wie in den chinesischen Wohnungen. Das war der Ehrenplatz und unsere Lagerstätte. In der Mitte davor, durch ein Eisengestell umschlossen, brennt das Feuer aus Pferde- und Kamel-Dung. Der Rauch zieht oben durch eine verschließbare Deckenöffnung ab; wenn man nicht steht oder hoch sitzt, kann man ihn bei gelegentlichem Thränenvergießen ganz wohl vertragen. Hat man Platz genommen, so kriecht der Strom der Neugierigen durch das enge, von einem Stück Filz verhängte Ausgangsloch auch mit hinein, bis daß das Haus voll ist, was bei seiner Winzigkeit nicht lange dauert und bei seiner niederen Wölbung und der lieblichen Hammelausdünstung keine Erquickung bedeutet. Männiglich hockt um uns herum und glotzt uns mit dunklen, naiven, meist treuherzigen, manchmal verschmitzten Augen an. Die gerade, lange Pfeife mit dem kleinen Kopf wird eifrig gestopft, am Feuer angezündet und geraucht, und dabei wird getuschelt und halblaut geredet. Zuerst erscheint gewöhnlich das betreffende Oberhaupt mit der Knopfmütze; manchmal sind es ein paar Respektspersonen. Der Mann verbeugt sich vor uns, berührt wohl, dabei sich niederwerfend, den Boden mit der Stirn und überreicht uns sein Schnupftabaksfläschlein, ein platt-rundliches Flacon, an dessen Stöpsel ein Löffelchen sitzt. Wir riechen mit oberflächlicher Herablassung am Stöpsel, reichen das Ding gnädig zurück; und damit ist das Begrüßungsceremoniell erledigt. Auch unsere letzten Fahrer mit ihrem Obmann haben sich eingefunden. Dieser erhält, da wir drei sind, drei der blitzblanken, sehr sauber chinesisch geprägten Dollars. Alle anderen wollen die Münzen

auch bewundern, wiegen sie in der Hand, betrachten sie zärtlich und sind höchst zufrieden. Einzig der Russe bezahlt dies Trinkgeld, während ein die Pferde requirierender und die Jurten benutzender und mit großem Gefolge reisender chinesischer Beamter sich für diese seine Güte noch obendrein von den Mongolen



Vor der Mongolen-Jurte.

Zahlung geben läßt, in der Regel auf jeder Station einen fetten Hammel oder mehrere; und da er nicht alle Hammel zu vertilgen imstande ist, so läßt er sich dafür Äquivalente verehren. Die Russen sind also bei den Mongolen vortreffliche Leute, und das ist der Humor davon! — Rubel werden auch genommen und die größeren von den Frauen zu Schmuckstücken, z. B. in den Haarflechten, verwendet; Dollars aber werden für diesen Zweck vorgezogen.

Derweilen kochte in einer der originell geformten, aber

durchaus nicht kunstvollen, langen Kupferkannen unser schmieriges Theewasser auf dem Mistfeuer. Irgend eine Frau oder sonst wer greift immer in den „Arghal"-Haufen hinein und nährt mit vollen Händen die schwelende Flamme. Mit denselben Händen packt sie auch unser Brot an, wenn wir es nicht rasch hindern, oder versucht, eine ausgespülte Theekumme mit dem Außenrand ihres Pelzes auszutrocknen, den sie weder Tag noch Nacht ablegt, und der täglich in allem Auswurf herumschleift. Ach, was sind das für liebe, gute, unappetitliche Menschenkinder!

Die kräftigen Männer erscheinen im Gesicht meist knochig und unglaublich faltig, die Jünglinge aber wohl von glatter Haut und die drallen Mädchen auch; die Schlitzaugen leuchten vielsagend, die prachtvollen, weißen Zähne glänzen, und namentlich vom Pferderücken herab beginnt oft Seite an Seite zwischen Burschen und Mädchen ein schmiegendes Kosen. Ähnlich treiben es auch die Mütter mit den Kindern. Einmal hockte neben uns eine verrunzelte Mutter mit ihrem halberwachsenen Sohne. Sie nahm immer wieder seine Hände in ihre zärtlichen, schmutzigen Finger, streichelte sanft darüber hin oder über seine Stirn, und beide sahen sich immer wieder glücklich und innig liebevoll an; dagegen stelle man sich nun einmal einen verrohten Bengel einer europäischen Großstadt vor, der fähig ist, seine Mutter mit dem Stiefelabsatz zu traktieren!

Die Kinder laufen bis zu ihrem zehnten Jahre im Sommer splitternackt umher; jetzt im Winter trugen sie ebenso lange Pelze, wie die Erwachsenen; sie benahmen sich durchweg artig und anständig.

Man sagt, das Mongolenbaby werde nach der Geburt flüchtig mit Thee gewaschen, und damit sei auch seine letzte Wäsche im Leben vollzogen. Windellos schlummert es in einem Wiegenkasten über einem Abzugskanälchen und kann nun allein sehen, wie es mit seinen Obliegenheiten fertig wird. Ich habe aber doch einmal gesehen, daß ein Mann, der beim Achsenschmieren unseres Tarantás half, sich von der Schmiere zu säubern suchte,

und auch, daß einer eine Morgenwäsche in seinem Theeschälchen vornahm, wovon man allerdings höchstens sagen konnte: ut desint vires, tamen est laudanda voluntas! Wir nächtigten öfters in denkbar engster Gemeinschaft mit diesen Kerlen, auch ein Weiblein kroch wohl harmlos mit unter, das morgens die ganze Toilettenfrage dahin erledigte, daß sie mit den durch Speichel befeuchteten Fingern leicht glättend über die Stirnhaare fuhr. Eins aber blieb ganz märchenhaft: wir spürten niemals Ungeziefer! Der Kapitän meinte, es liebe das Fett nicht, und die Mongolen seien körperlich und in Kleidung ja ganz durchtränkt von Hammeltalg. Möglicherweise wirkt auch der Jurtenrauch wie Insektenpulver; der stete Zugwind mag ebenfalls nützlich sein. Die meisten Leute sehen prachtvoll gesund aus; die jungen haben oft knallrote Backen wie Meiereimädchen. Einen etwa dreijährigen Schlingel, der seinem Pelz entlaufen war, sah ich splitternackt im Steppenwind über den gefrorenen Boden laufen. Es wird wohl so sein, daß das Schwächliche zu Grunde geht und das Überlebende die natürliche Auswahl der Starken darstellt.

Ja, wenn nur der unsagbare Schmutz diesen Biederleuten nicht angeklebt hätte! Aber die Furcht davor, die dem civilisierten Europäer anfangs die Nerven schüttelt, verläßt ihn, bis zu einem gewissen Grade sogar radikal. Man wird eben auch mit zum Schweinchen, weil es schließlich das beste Mittel ist, seine Umgebung vertragen zu können. Abstumpfung, Hast, Schwierigkeit, Kälte, Furcht vor Hautwunden hinderte uns, daß wir uns wuschen. Der Kapitän meinte mit Überlegung, es nütze überhaupt gar nichts. Und der Mann hatte recht! Aus den Kleidern kamen wir ohnehin nicht heraus. Fleisch und Brot wurde schmutzig aufbewahrt und auch von uns mit schmutzigen Fingern in die Hand genommen; die Talgformationen der verschiedenen Kochepochen verschwanden nicht mehr aus unserem Kupferkessel. Übrigens waren diese Epochen eigentlich nur kümmerliche Episoden. Wir genossen nur selten warme Suppe, die mit Fleisch, Kohl, Kartoffeln und Tomatensauce darin vortrefflich schmeckte.

Es fehlte der Schneid, Kartoffeln zu schälen, das Geschirr einigermaßen zu spülen, Fleisch zu zerteilen u. s. w. Dimitry verstand sich am besten darauf, und wenn er streikte, stockte die Kocherei. Jeder stürzte sich auf etwas — fischte, säbelte, verfinzelte nur in selbstischer Fürsorge. Gab es etwas Schinken oder Konserve, war die Sache auch gut. Die Russen fühlten sich glücklich bei ihrem eiskalten, ungekochten Capuska oder Thee. Manchmal aber schnitt man sich nur ein Stück einer rohen, zu Eis gefrorenen Hammelkeule ab, hielt es dann auf ein Stäbchen gespießt ins Mistfeuer und aß das unappetitliche, geschwärzte Zeug mit Wonne. Ebenso röstete man das krümelnde alte Brod.

So lebten wir mehr schlecht als recht; bei der barbarischen Kälte und fast stets im Freien, oft dreiviertel Tage lang mit nicht mehr als einem Becher durch Cognac oder Whisky, anfangs auch durch Rotwein verbesserten Thees im Leibe, sowie ein Stück hartes Brot und kaltes Fleisch dazu. Und dann abends auch nicht immer warme Suppe! Die Mongolen betrachteten uns aber offenbar als Schlemmer und waren entzückt, die Reste auszulöffeln und leere Konservenbüchsen, namentlich aber leere Flaschen behalten zu dürfen. Sie bereiteten sich ja gegorene Getränke aus Milch; unsere alkoholischen Getränke besitzen sie indessen nicht, scheinen auch frei von Trunksucht zu sein; dennoch wurde die hohle Hand eines Glücklichen, dem man etwas Cognac hineinträufelte, der Reihe nach von den minder Bevorzugten eifrig abgeschleckt.

Ihre chinesischen Stäbchen benutzten sie nicht, sondern nur Messer, Zähne und Hände. Die Scheide hängt, ebenso wie der halbrunde Feuerstahl, meist hinterm Rücken. Es scheint alles chinesische Arbeit zu sein. Die Pfeife wird mit Vorliebe im Schaft der stumpf geschnäbelten Filzsohlenstiefel untergebracht, das Schnupftabakfläschchen aber wurde immer irgendwo aus dem Busen herausbefördert. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Hammelfleisch und Thee; sie essen in der Regel nur einmal täglich, dann aber nachdrücklich! Man sagte mir, daß ein erwachsener

Mongole seine zehn Pfund Fleisch bedürfe, um nach seinen Begriffen satt zu werden. Wie es scheint, wird das Fleisch nur gekocht und ohne die Brühe genossen, die man wegschüttet. Im Hammelschlachten ist er ein Schlächter ersten Ranges. Eben noch sehe ich so ein Tier lebensfroh neben mir stehen, und im nächsten Augenblicke liegt es mausetot zu meinen Füßen. Was ist geschehen? Der Mongole hat es mit blitzartiger Geschwindigkeit auf den Rücken geworfen, den Bauch aufgeschlitzt und mit der in die Öffnung gefahrenen Hand die Herzarterien gepackt. Man hört kaum einen Laut, sieht kaum Blut: dann kommen die Weiber und vollbringen, von Hunden umlungert, die weitere Arbeit. Zu dem Thee thun sie auch Hammelfett, Milch und Körner, auch wohl „Chudschir", einen salzhaltigen Steppenlehm. Brot sahen wir nicht bei ihnen, ebensowenig Eier und deren Erzeuger. Sie verwenden schwärzliche Platten des Ziegelthees, des zu dicken Rechtecken gepreßten Abfall-Thees, der die Hauptsache des Theetransports für Innerasien und Ostsibirien bildet und von dem wir ihnen auch unser Logis-Trinkgeld stifteten, einen halben Ziegel, etwa im Werte von zwanzig Pfennigen.

Die Jurten sind ringsum mit gestampftem Mist abgedichtet. Zuweilen hat man eine Jurte hinter die andere gestellt, die durch einen Durchschlupf verbunden sind. Die eine dieser Doppeljurten diente dann als eine Art Vorhalle. Bei wohlhabenden Leuten — und es giebt durch Pferdebesitz sehr reiche und wenig ganz arme Mongolen — finden sich wohl die Jurten rot ausgeschlagen; an den Wänden reihen sich Schränkchen mit allem möglichen Besitz und Zierat. Wir hatten meist leere, die mehr offiziellen Charakter besaßen. Öfter verschmähten wir die ungemütlich leeren und zogen in die durchwärmteren, wenn auch einfacheren Familienjurten ein. In der Nacht wird nach Erlöschen des Feuers die Filzklappe oben zugemacht; es wird trotzdem ganz erbärmlich kalt, und gegen Morgen zieht man die Kniee ans Kinn. Reizvoll war es, bei noch offener Klappe vom Lager aus zu den glitzernden Sternen empor zu schauen oder das Vorbeijagen der

Wolken am Monde zu beobachten. Draußen schnüffelten die großen, langhaarigen Hunde hörbar herum, heulten auch oft vor Unbehagen und schimpften sich mit anderen Jurtenhunden.

Sehr amüsant war die Inspektion von mongolischen Soldaten — wie es schien, einer Art von Landwehr, Rest der uralten allgemeinen Wehrpflicht — durch einen chinesischen General, der wir auf irgend einer Station beiwohnten. Die braven Soldaten führten noch Pfeil und Bogen. Drei Scheiben waren aufgestellt, die sie im Vorübergaloppieren treffen mußten. Es war aber nur chinesischer Humbug. Die Leute benutzten statt der ihrigen Kinderpfeilchen, die sie in größter Nähe losließen. Als Schießauszeichnungen wurden buntseidene Bänder verteilt. Der Excellenz ward etwas ganz Feines zum Speisen vorgesetzt; eine gelbliche Masse, wie zerflossener Quarkkäse, und dazu Körner, vielleicht die des stacheligen Selkhirstrauches. Ich griff nach einiger Zimperlichkeit endlich auch zu, natürlich mit den Fingern, ebenso wie die Excellenz, und siehe da, es schmeckte wie lieblichste Sahne, es war geradezu ein Leckerbissen ersten Ranges! Nur die langen Nägel des Generals, sowie einige sonstige Nebenbetrachtungen hinderten mich daran, ihm den ganzen Inhalt weg zu essen.

Man merkt den guten Mongolen ihre Tücke unter Dschingis-Chan und Timur gar nicht mehr an. Sie würden auch sonst die verlumpte Vormundschaft der unbeliebten, aber schlaueren Chinesen längst abgethan haben. Die Russen wissen schon, daß ihnen das Früchtchen Mongolei ebenso wie die Mandschurei sicher einmal in den Schoß fallen wird. Zunächst ist es nur eine Frage der näheren Zukunft, wann die russische Lokomotive dem mongolischen Kamel seine Theeballen entführt. Die Vollendung des Überlandtelegraphen durch die Mongolei — von den im Telegraphenwesen so thätigen Dänen gelegt — fiel gerade mit unserer Reise zusammen.

Die Mongolen haben aber doch noch ihre Erinnerungen an die längst verschwundene Zeit und ihre kriegerischen Heldenlieder, an

denen sie sich erbauen. Sie lieben Musik, bevorzugen ein Streichinstrument zum Hervorbringen von Tönen und sollen in einigen Gegenden sehr kunstfertig pfeifen können. Beim Reiten sangen



Der Herr General auf der Inspektionsreise in Begleitung eines Mongolenoffiziers.
Nach einer Photographie des Verfassers.

sie öfter, Männer und Frauen gemeinsam, gar nicht übel; dies fiel mir aber erst in der Nachbarschaft Rußlands auf.

Nicht nur die Natur und die Mongolen, sondern auch meine Begleiter gaben mir Beobachtungsstoff. Unter solchen Verhältnissen tritt der Egoismus des Menschen schroffer zu Tage;

das äußerte sich in kleinen Scharmützeln zwischen den Russen und mir, besonders aber zwischen den beiden untereinander. Die Wogen glätteten sich indessen immer wieder. Der schlanke Dimitry sah in seiner sibirischen Pelzmütze, seinen hohen Pelzstiefeln, bei denen die Haare auswärts standen, und in seinem gelben, kurzen Düffeljacket immer elegant aus und ritt auch elegant; das Gleiche konnte man nicht von dem Kapitän behaupten. Er hatte in jeder Stellung etwas Urwüchsiges, Seltsames, und ich verleibte ihn mit meiner schwachen Kunst heimlich in allen möglichen Situationen meinem Skizzen- und Tagebuch ein. Da giebt es den Kapitän auf dem Pony, immer mit einer gewissen Kurve im Rücken, eine Tuchschirmkappe über eine zweite tief über die Ohren gezogen; Mützenschirm und Kinnbart nähern sich einander. Ein Lederriemen schnürt die breiten Hüften; mit Gamaschen bezogene Beine schleifen beinahe auf dem Boden. Wieder giebt es den Kapitän, in nervöser Ungeduld dem Tarantás voranschreitend, wie eine Fregatte im Sturm, mit schräg nach vorn liegenden Masten, dabei heftig schlingernd und pustend und mit den Armen rudernd; sein lang aufgeknöpfter Ulster weht im Steppenwind gespenstisch achteraus, gleich einem losgerissenen Segel. Abermals haben wir den Herrn tief sinnend, sich scharf am Horizont abhebend, napoleonartig auf einem Hügel vor uns. Er hat uns den Rücken zugekehrt, die Arme nach hinten verschränkt, die Beine weit auseinander eingepflanzt und sieht so einem düsteren, trigonometrischen Zeichen ähnlicher als einem Menschen. Schließlich wird er auch am Kamelmistfeuer, mit orientalisch untergeschlagenen Beinen hockend, porträtiert. Es ist unmittelbar nach dem Erwachen, die klugen, kleinen, dunklen Augen blinzeln noch mehr als sonst, die Stirn hat noch ein Reef mehr, der Mützenschirm sitzt über dem linken Ohr; seine Beredsamkeit ist noch nicht erwacht, und er gähnt mit Nachdruck. Aber die geliebte Cigarette glimmt schon; ohne sie giebt es nur eine Situation bei meinem Freunde, nämlich wenn er schnarcht, und das Schnarchen besorgt er gründlich. Er tritt überall vor — er kommandiert alles, und so lange man sich ohne

Widerrede fügt, bleibt er liebenswürdig. Er spricht immer auf die Mongolen ein, ohne daß sie ihn verstehen; er scheut sich vor nichts, greift überall zu, entschließt sich plötzlich und ändert ebenso plötzlich seine Entschließungen. Alles hat bei ihm etwas Sprunghaftes. Sein größter Ärger ist, daß Dimitry, allerdings manchmal aus nicht erkennbarem Eigensinn, sich weigert, den Mongolen



Rast in der Steppe.
Nach einer Photographie des Verfassers.

zu übersetzen, was der Kapitän von ihnen verlangt. Dimitry ist auch an das Zupacken gewohnt; im Wagenschmieren, Kochen und ähnlichen Dingen sind sie beide viel erfahrener als ich. Ich schlage einen systematischen Turnus in der Arbeitseinteilung vor, aber alles Systematische findet keinen Anklang. Ich bin in der That der Unbeholfenste, freilich der Älteste. Meine am wenigsten vorbereitete Kleidung ist auch die schwerfälligste. Den Pelzrock des Menschenfreundes, den wir trafen, trägt der Kapitän stets, ich die Pelzhosen, sowie ein Pelzjacket von Dimitry, außerdem wollenes Hemd und wollene Unterjacke,

zwei paar wollene Strümpfe und noch ein paar Kamelhaarstrümpfe darüber; dann kommen die Pelzstiefel, zwei dicke Unterhosen sitzen noch unter den Pelzhosen. Ein dünner Sergeanzug schmückt den der Pelze entkleideten äußeren Menschen, und alles umpanzert der über die Stiefel nachschleppende Riesenschafpelz. Im Wagen bin ich nicht viel mehr als ein sich wälzender Klumpen; dagegen fühlte ich mich im Sattel, nach abgeworfenem Pelz, frei wie ein Vogel. Bei der Kälte, die zuweilen bis über 20° C. unter Null gehen mochte, aber bei dem durch nichts gehemmten sausenden Steppenwind sich zu verzehnfachen scheint und erbarmungslos durch alle Pelzschichten hindurchschneidet, hält man es dann besser aus, als im Wagen. Der Leinenbezug zum Eisengestell über dem Vorderwagen wurde nie als Windschutz vorgemacht, weil meine Begleiter sich zu der umständlichen Arbeit nicht bequemen wollten.

Die Mongolen schienen mich als den Ältesten und Ruhigsten auch für den größten Würdenträger anzusehen und beehrten mich oft durch besonders tiefen Kotau; andererseits war ich, offen gestanden, der am wenigsten Tolerante. Wenn wir schlafen wollten und die Kerle hartnäckig in unserer Jurte hocken blieben und laut bis in die Nacht hinein schwatzten, sagten die Russen nichts; sie schliefen auch ohnedem. Mir wurde es aber zuweilen unerträglich; ich sprang dann auf und donnerte mit nicht mißzuverstehender Geste ein wütendes „Nu aber raus!", worauf die rauhen Steppenbewohner voller Schrecken auf allen Vieren einen schleunigen Rückzug aus der Jurte antraten, auf die sie möglicherweise viel mehr Anspruch hatten als ich selbst. —

Diese allgemeinen Bemerkungen seien noch kurz durch ein paar Auszüge aus den Notizen ergänzt, die ich gewissenhaft, allerdings zuweilen mit größter Selbstüberwindung, am spärlichen Lichte beim Kamelmistfeuer vor dem Einschlafen niederzuschreiben pflegte:

„26. Okt. Die Mongolensteppe, Station Chalute (die Stationsnamen ließ ich durch die Russen von den Mongolen

erfragen, ich fand sie in den Karten aber nicht wieder; es sind daher wohl die mongolischen Bezeichnungen). — Noch im Dunkeln im Galopp weiter. Die gemütliche Jurte in Station Aroi.

27. Okt. Um 5 Uhr auf. Klar und kalt. Ich reite bis neun. Bart und Pelzhaar weiß überreift und steif gefroren. Immer Carrière und scharfer Trab. Weiber, die ich photographieren will, laufen in eine Jurte und verbarrikadieren sich. An einer Station erscheint eine reinliche (!), frisch geputzte Frau mit Pelzkappe, Stickereien und Korallen im Haar. Gefährliche Fahrt im Dunkeln. Sternklar; der herrlich funkelnde Große Bär. Station Tschendar. Wir machten heute 280 Li (Entfernungsangaben nach Anfrage bei den Mongolen, später meist Schätzung). Gemütliche Jurte. Die Mongolen melden, daß andere „Russen" kommen. Es sind zwei Kosaken und ein Kalmücke, die eine Pilgerfahrt zum Dalai-Lama nach Tibet machen. Der Kapitän beargwöhnt ihren Reisezweck. Der Kapitän und ich gar nicht wohl, auch Dimitry fängt an zu krächzen. Leidlich warme Nacht. Schlaflos.

28. Okt. Um 5 Uhr bei großer Kälte und Sternhimmel auf. Antilopenherde gesehen. Schwierigkeiten, Pferde zu bekommen; die Expedition geht langsamer. Ein Mann stürzt wieder; ein Pferd reißt sich los. Ich reite. Abends frühzeitig auf der Station Cherarada. Rauchige Jurte. Suppe mit Tomatensauce gekocht. Machten heute 250 Li. Schnupfen und Übelbefinden. Wurde sehr kalt, doch einigermaßen geschlafen.

29. Okt. Bei sternklarem Himmel auf. Die Gegend flacher, meerartig; Blick auf Gobi mit Kimmspiegelungen. Zweimal Station gemacht. Präservierter Fisch und Capernsauce. Geritten. Begegneten zwei Chinesenwagen mit reisendem Ehepaar. Heiße Mittagssonne. Auf der nächsten Station mühsam 5 Pferde und 1 Reservepferd bekommen. Eigentümliche dünenartige Gegend mit weißleuchtenden Dornen und dürrem Heidekraut. Beim Jagen in der Dunkelheit ist der Wagen ein paarmal im Kippen begriffen. Ein Reiter stürzt heftig; das Pferd rennt davon.

Begegnen einer Kamelkarawane. Nächste Station mit räucheriger Doppeljurte. Warme Suppe; präservierte Pfirsiche. Heute 300 Li gemacht.

30. Okt. Kalte Nacht. Wieder dürres Terrain mit Heidebülten, auch Felsen. Mehrere Pferde und Reiter stürzen; der Wagen wiederholt direktionslos und stark gefährdet. Fühle mich recht unwohl. Bis nachmittags drei Stationen abgemacht. Wasserscheide erreicht. Es geht abwärts. — Magnesia-Auswitterungen des Bodens. Blicke wie auf ein ein blaues Meer mit Felsenküste. — Ich reite. Wunderbarer Sonnenuntergang und Sternhimmel. 7 Uhr auf Station Schudje. 240 Li zurückgelegt. Ich schäle Kartoffeln, um Suppe zu bekommen. Sehr kalt. Die Hunde bellen herumlungernde Wölfe an.

31. Okt. Früh aufgebrochen, gehörig kalt. Station mit den rötlichen Mauern eines Buddhistenklosters. Ein Mädchen, brillante Reiterin, flieht mit ihren Pferden, damit sie ihr nicht für den Wagen genommen werden. Dünenformationen. Gazellenrudel. — Auf einem ruppig aussehenden, aber wundervollen Renner einen wilden Ritt durch Nacht und Nebel, über Löcher und Felsen gemacht. Sah dabei nicht das Geringste. Station Kloster Chon-Tschirte. Holzfeuerung mit eisenhartem Buschholz. Frugales Mahl. Gefrorenes Fleisch an Holzstäbchen geröstet. Nachts starke Kälte und heftiger Schneesturm. Gott sei Dank schon in der Jurte; hatten 300 Li gemacht. Die Hunde bellen wütend die Wölfe an.

1. November. Spät aufgebrochen. Alles weiß; noch immer Schneesturm. Dann schwächerer Wind, aber infam kalt. Tiefverschneite Kamele liegen schlafend auf der Steppe. Mühsam durch Sand und Schneeverwehungen gearbeitet. Mehr Pferde erhalten. Zehn vor dem Wagen und zwölf zur Reserve. Steppenhuhnflüge. Ein Dorfältester prügelt einen Mann durch. Ein Pferd stürzt. Etwas wärmer; bedeckte Schneeluft. Seltsam hügeliges Terrain wie Wellenberge. Bei Dunkelheit ins Gebirge. Der Wagen wiederholt im äußersten Kippen; ein Wunder, daß es nicht geschieht; trotzdem 260 Li gemacht. Einkehr in leidlicher

Jurte. Kohlsuppe. — Furchtsame, fröhliche Leute. Kalte Nacht nach erloschenem Mistfeuer.

2. November. Im Morgengrauen fort. Wilde Fahrt immer abwärts durch felsiges Terrain. Die Ebene unten wie ein Schneemeer. Erwarten jeden Augenblick das Zerschellen des Tarantás an den Felszacken am Boden. Eine Achse brennt; trotzdem später im gleichen Tempo weiter. So drei Stationen absolviert. Große Adler streiten sich im Schnee um gefallene Körper. Schnee von hinten. — Große Karawanenstation Talar mit rotem Kloster, weißem Yamen und Lagerschuppen. Beim Vorspannen wieder furchtbares Geschrei und die aufregendsten Scenen mit den sich heftig sträubenden Pferden. Station Tschusi. Gemütliche, innen rot ausgeschlagene Jurte. Auf mein Verlangen Kohlsuppe. Heute 280 Li gemacht. Kalte Nacht.

3. November. Bei Morgengrauen auf. Wunderbarer Anblick der funkelnden Eiskrystalle auf dem Boden. Blaue, ferne Berge. Tolle Fahrt immer bergab. Wilde Pferdescene. Gazellen über den Weg. Wunderbares Farbenspiel bei Sonnenuntergang. Beschneite Thalsenkungen wie Seen; dann ein wirklicher See. Höchst gefährliche Nachtfahrt, erst im Silbernebel, dann im Dunkeln, dann über holprige Grasbülten, die auch die Seele aus dem Leib schütteln. Sternhimmel und nicht so kalt; der Jupiterglanz herrlich. 11 Uhr Nachtmahl mit über Mistfeuer geröstetem Brot und präservierten Würstchen. Doppeljurte auf Station Matong; 340 Li zurückgelegt. Sehr kalt.

4. November. Nach durchfrorener Nacht früh auf. Felsumrahmte Thalkessel. Flotte Fahrt über Wiesengrund. Pferde-, Schafe-, Ziegen- und Kamelherden; Antilopenrudel. Heute vier malerisch kostümierte Frauen vor dem Wagen; eine stürzt. Farbenprächtiger Himmel. Hintere Wagenräder kaput; trotzdem unveränderte Fahrt. Dann im Dunkel sehr vorsichtig; der Tarantás ein paarmal im Stürzen begriffen. Doppeljurte auf Station Amagadant oder Amagalandt. Fünf Stationen mit 330 Li abgemacht. Heute wieder kein warmes Essen. Uns zur Seite schlafen

unter einer Decke drei Mongolen und noch ein Ehepaar. Sehr kalt; kann vor Husten kaum schlafen.

5. November. Zwölfter Tag seit Kalgan. Nicht zu kalt; wundervolle Fahrt. Tausende von Pferden. Tiefe Murmeltierlöcher. Gazellenrudel. Mitten an einem Abhang Ausbrechen zweier Pferde; der Tarantás kommt quer und wird noch im Umschlagen gehalten. Nach 50 Li erste Station. Von einem Kessel immer tiefer in den anderen; malerische Landschaft; Hintergrund mit Waldbergen. Nochmals etwa 50 Li; dann im Tolathal hinab nach Urga, von 1400 Metern auf etwa 1000." — —

An diese Notizen möge sich eine allgemeine Bodengestaltungs-Übersicht der Hochsteppe der Gobi — die Mongolen sagen Shamo — die wir durchmessen haben, anschließen. Ich folge hier den Angaben des russischen Geologen Obrutschew, der die Reise aber in entgegengesetzter Richtung auf der Karawanenroute machte.

Der Südrand der Mongolei bildet eine Höhenkette mit dem Tabun-bogda von 1450 Meter absoluter Höhe; dann senkt sich der Boden in leichtgewellter Steppe mit zahlreichen Seen und flachen Thälern bis 1150 Meter. Er ist ziemlich gegliedert, zeigt 5—8 Kilometer lange Thäler mit Süß- oder Salzwasserseen und reicht bis zu den Bergen von Tabun-Anchum; dann stießen wir auf einen senkrechten Plateau-Abfall, der durch Wasserthätigkeit gebildet ist, mit einzelnen stehen gebliebenen Gipfeln. Nach Ersteigung dieses Abfalls gelangten wir auf ein Tafelplateau, wieder mit leichtgewellter Steppe und zur Ebene Daityn-tala, die flachhügelig vom Meere abradiert und durch spätere Wassereinwirkung gegliedert ist. Hier finden sich mehrere Salzseen (Nore, d. i. Seen). Daran schließt sich die einem wellenschlagenden Meere gleichende Ebene Sassyr-tala, die breite, flache Hügel und breite, flache Thäler zeigt, worauf das Kesselthal des Salzsees Narin-ul folgt, aus dem es auf die Narin-ola, die „Sonnenberge" geht. Nun kommt der

letzte Teil der waldlosen, wasserarmen Steppe mit mulden- und kesselförmigen Thälern, und unter Umgehung bewaldeten Gebirges senkt sich der Weg über den Steppenrand abwärts in das Thal des Tscholutu und der Tola.

Nach Obrutschew finden wir zahlreiche Wermutsteppen, dann harten Lasiogrostus splendens oft in förmlichen Dickichten, wie überhaupt Sträucher; das halbe Dutzend Bäume, das wir bei wochenlangem Reisen sahen, waren Ulmen. Der Goldregen gedeiht auf alten Sandhügeln und im Süden der Charmyk (Nitraria Schoberie). Wir durchmaßen zwar reichere Vegetationsstrecken, aber zu späterer Jahreszeit als Obrutschew, dem, nebenbei bemerkt, im September schon die Tinte nachts im Kamelwagen gefror. Er registrierte eine Nachtkälte von — 35 ° C., so daß die Schätzung der von uns erlebten Temperaturen, vielleicht eher zu gering, als zu weit gegriffen sein mag.





VII. In Urga und Weiterreise über Kiachta nach dem Baikalsee.

Unser Einzug in das „heilige“ Urga. — Im russischen Konsulat. — Die Lamas, ihre Priesterstadt und ihr „Lebender Gott“. — Der Markt. — Pest und Leichenfraß. — Die Chinesenstadt. — Abschied von Urga. — Abenteuerliche Gebirgsübergänge. — Im Irothal. — Im Wald von Kiachta. — Über die sibirische Grenze. — Rückblick. — Kiachta, Maimatschen und Troizkosawsk. — Erste Eindrücke im „heiligen“ Rußland. — Auf der Kaufmannsstraße nach dem Baikalsee. — Im Schlitten über das Sajan-Gebirge. — Ankunft in Mysowa. — Die erste Lokomotive.

Seltsam wirkte das Wiedererblicken einer geschlossenen Ortschaft, noch dazu einer so großen, die sich über etwa 8 Kilometer in dem bergumschlossenen, weiten Hochthale hinzog. Herzhaft wurden auch die braunen Waldungen am hohen Südrande begrüßt, deren Wipfel mit Schnee gefleckt waren, der Bogda-ola! Er soll vielen Bären zum Aufenthalt dienen. Nun schien das Ärgste überstanden zu sein, und vorläufig war es auch so. Unsere Pferde hatten nur noch Schwierigkeit, uns durch eine Furt der mit daherschießenden Eisschollen bedeckten, stark strömenden Tola hindurchzubringen. Die Eisschollen schoben sich an dem bis zu den Achsen mitten im Flusse steckenden Wagen empor. Meine Begleiter kletterten auf die Pferde und ritten an Land; dadurch ward der Wagen so erleichtert, daß sämtliche Pferde ihn endlich ans jenseitige Ufer brachten. Eine Reiterin, in reichem Kostüm, mit

Lederpuffärmeln und stattlichem Hutschmuck, hatte sich uns beigesellt, die aber nur lachte und schwatzte.

Nachdem wir fast ein paar Wochen lediglich Jurten gesehen hatten, machte die langgestreckte Stadt, mit den weißen und braunen Tönen, mit einer vergoldeten Kuppel, einigen vergoldeten und grünen Dächern und ein paar hervorstechenden, sogar mit Bäumen geschmückten Gebäudekomplexen, einen großen Eindruck. Unsere Seele rief Hosianna! Allein auf dem Thalboden begann sich die Kehrseite alles Holdseligen bald fühlbar zu machen. Zunächst rüttelten wir, noch mehrere kleine Wasserläufe kreuzend, auf einem steinbesäeten Sandboden, nicht anders wie in einem trockenstehenden Flußbette, endlos dahin. Der geplagte, havarierte Tarantás schien fortwährend schmerzlich berührt aufzuspringen, gleich einem auf die Zehen getretenen Menschen. Wir saßen auf dem Spritzleder, mit den Füßen nach außen, und suchten durch Festhalten die Durchrüttelei unseres Körpers zu vermindern. Dann kam ein elendes Dorf, Holz- und Lehmhäuser mit Jurten vermischt, meist aber unendliche, etwa 3 Meter hohe Zäune aus nicht entrindeten Kiefernlatten, welche die sandigen Straßen zu beiden Seiten säumten; ein schmutziges Mongolenvolk, zum größten Teil gelbgewandige Lamas, ritten, hockten oder trieben sich sonst umher; Haufen räudiger Hunde schnüffelten im Abfall. Nach ein paar Kilometern, als wir aus dieser liebenswürdigen Stadt bereits wieder auf die Ebene gelangt waren, erhob sich auf gewelltem, rundlichen Felsterrain, von einer Mauer und hohem Eisengitter umfriedigt, das weiß getünchte russische Konsulat vor uns, ein einzelstehendes Gehöft, wie eine Kaserne. Es umfaßt mehrere zweistöckige, mit Galerien geschmückte Holzhäuser, deren Schäden man erst in nächster Nähe bemerkt. An der Front prangt das Doppeladler-Wappen. Leuchtend grüne Dächer und der vergoldete Zwiebelturm einer kleinen Kapelle bilden den Schmuck; dahinter weite Höfe, braune Holzhäuser für Kosaken und Gesinde, Ställe und Schuppen.

Wir zogen wie Triumphatoren durch das Thor; ein blonder,

spitzbärtiger, blasser, junger Mann mit großer Uniform-Tellermütze, der Dragoman des Konsulats, Herr D., empfing uns herzlichst. Dann schritten wir über die Holzstufen auf einen breiten, europäischen Flur, hinter dessen dickgepolsterten Thüren die eisige Außenluft gleich verschwand, in niedere, einfache, mit weißen Brettern gedielte, aber doch europäisch möblierte Stuben. Nochmals Hosianna! Dankerfüllt werfen wir uns an den Busen der Civilisation! Allerdings wie dankbare Ferkel! Wir sahen in unserem zwölftägigen ungewaschenen Zustande, in dem wir nie aus den Kleidern gekommen waren, noch weit toller aus als damals in Kalgan. Die Hände waren rissig und schwarz, die Gesichter voller Stoppeln, abgemagert und von Jurtenrauch und Steppenwind vergilbt, verräuchert und bläulich gerötet. Die Gefährten konnten wenigstens einen Kleiderwechsel vornehmen; ich prangte aber nur in meiner heruntergekommenen, fleckigen Serge, die derartig mit weißen Pelzhaaren bedeckt war, daß alle Bürstversuche ein eitles Unterfangen blieben. Der Kapitän lieh mir ein reines Flanellhemd; das war schon überwältigend gemütlich. Ach, und das Waschen mit wohlig warmem Wasser, die Wärme der viereckigen, getünchten Öfen, wahre Dampfkammern an Umfang, wie wonnig erschien das alles! Die kleine, rundliche, blonde Wirtin des Hauses, die Krone aller Gutmütigkeit, bezeigte sich aufs äußerste besorgt um unser Wohl. Die Herrschaften hatten bereits gespeist, nun aber wurde aufgetischt, was der Keller hergeben wollte: Kohlsuppe und Hammelfleisch natürlich, sauerer Aal und kalter Blumenkohl, Gurken und Preißelbeeren, Hase, Lachsforelle, Liköre aus schwarzen und anderen Johannisbeeren und wieder viel Wodka — nichts wurde geschont. Zwei Damen bei Tische! Wie wundersam das erschien, und wie mongolisch-tölpelhaft man sich vorkam! Die lebhafte junge Frau war sehr beredt und konnte deutsch radebrechen, leider aber litt sie an Schwerhörigkeit.

Dieselbe Einfachheit der Zimmer, der Möbel, die ich in Rußland dann häufiger traf und die an die Anspruchslosigkeit unserer

Groß- oder Urgroßeltern erinnert, fand ich auch bei mehreren anderen Familien im Konsulate, bei denen ich gleich nachbarliche Visite machen mußte. Unser erster Besuch galt dem Konsul selbst, der, fern von seiner in Rußland wohnenden Familie, als Grandseigneur allein den ersten Stock bewohnte. Er ist der einzige europäische Würdenträger nicht nur im Orte, sondern in einem Bezirke, das ein Königreich an Umfang vorstellt. Wir fanden uns vor einem kleinen, liebenswürdigen Herrn mit angegrautem Schnurrbart, der sich seine abgeblaßte Uniform zur Begrüßung angelegt hatte; er sprach französisch. In der Zimmerflucht herrschte eine gewisse altmodische Eleganz an Gemälden, Teppichen, mächtigen Vasen, allerlei chinesischen Kuriositäten, Steinbockgeweihen und sonstigen Jagdtrophäen, — Hübsches und Geschmackloses durcheinander.

Zu Ehren des Kapitäns gab es abends eine Gesellschaft, zu der ich nolens volens mit erscheinen mußte, mein einziger Schmuck ein Papierstehkragen des Konsulatsbeamten, der noch tagelang meine höchste Zierde bildete. — Das eingeladene Dutzend Menschen umfaßte wohl ziemlich alle einladungsfähigen Russen Urgas, meist Menschen von einfachen Manieren, aber gutartiger Natur, darunter der langrockige Führer des Kosaken-Detachements, ein untersetzter Herr, mehr Unteroffizier als Leutnant. Dann, im Talar, der Pope, ein bäurischer, urgesunder Jüngling, der einen ungeheueren Haarbusch über die Stirn fallen ließ. —

Viel Messinggerät, wie Waschkannen und Becken, deutet auf die Billigkeit des Kupfers, das Brennen von Kerzen dagegen auf die Kostspieligkeit des Petroleums. Diese in Rußland fast unglaubhaft erscheinende Kostspieligkeit beruht auf den Transportschwierigkeiten und -Rauheiten, gegen welche die Petroleumbehälter nicht genügend Festigkeit besitzen.

So oben hin haben die Mägde in heller Kleidung, die sie trotz der Kälte tragen, etwas ganz Sauberes. Sie sind ungewöhnlich abgehärtet; ich sah sie öfter bei offenen Fenstern und klingender Kälte die Stuben scheuern, wobei sie hochgeschürzt, mit nackten

Füßen im eiskalten Wasser standen. In der Küche unseres Wirtes herrschte ein starkknochiges, hübsches Kosakenmädchen, das heißt, die Tochter einer im sibirischen Grenzdistrikt wohnenden Kosakenfamilie. Sie schlief auch dort nebst einem anderen Mädchen und einem Kindchen, die Frucht ihres Verhältnisses mit einem jungen Mann, den ich ebenfalls in der Gesellschaft beim Konsul traf. Die anderen Russen hatten ihn zur Ehe mit dem Mädchen veranlassen wollen; aber das Mädchen selbst hatte ihre Einwilligung verweigert, da „ihre Stellung nicht für ihn passe“ und er sie nicht liebe. Sie schien in jeder Hinsicht ein tüchtiges Geschöpf zu sein, arbeitete für drei und besorgte außer dem Kochen die ganze Brotbäckerei für den Haushalt. Bei einem Erkrankungsfalle hatte sie resolut mitten in der Nacht ein Pferd bestiegen und war allein meilenweit durch die Steppe geritten, um Beistand zu holen.

Ärztliche Hülfe gewährt allein irgend ein schmutziger Lama, von denen manche im Rufe stehen, große Medizinmänner zu sein. Die junge Hausfrau war zur Zeit recht leidend und unglücklich; sie lebte der festen Meinung, daß ihr schon binnen kurzem eine Geburt bevorstehe, doch der Lama, von dem sie untersucht worden war, hatte ihr erklärt, ihre Krankheit bestände durchaus nicht darin, daß sie ein Kind zu erwarten habe. Zum erstenmal fand sie sich in ihrem Glauben an die Kunst der Lamas tief erschüttert. Man sollte denken, es hätte ihr überhaupt etwas Furchtbares sein müssen, sich in dieser Weise einem rohen, schmutzigen Kerle anzuvertrauen, doch schien sie das nicht so zu empfinden. Ihr Mann selbst erzählte sonst reizende Dinge von diesen Lamas. Harmlos war noch die folgende, nach Versicherung der Russen buchstäblich wahre und bei den Landessitten auch gar nicht anzweifelbare Geschichte: Eine russische Familie läßt sich in einem schweren Falle von weither einen Lama-Arzt kommen; nachdem sie auf ihn lange schmerzlich gewartet hat, trifft dieser endlich ein. Mehrere Damen eilen ihm, sozusagen mit ausgebreiteten Armen, entgegen; unmittelbar vor ihren Füßen aber

pflanzt der edle Arzt sich urplötzlich in aller Gemütsruhe auf den Boden hin und glotzt sie stumpfsinnig an. Was thut er? — — Naturalia non sunt turpia. — Aber die Damen machen doch schleunigst kehrt und entfliehen dem ersehnten Wohlthäter.

Einigen Eindruck machte das russische Dampfbad auf mich, das ich hier zum erstenmal genoß. Mir benahm der von wasserübergossenen, heißen Steinen ausgehende glühende Dampf direkt den Atem. Der Kapitän und ich hockten auf einer Stellage neben dem Moloch von Ofen und trieften von Schweißströmen. Wir saßen da wie lebendig gerupfte Hühner auf ihrer Sprosse und hätten den vorzüglichsten Anlaß zu einem Schlaganfalle gehabt. Ein bärtiger, kindlich-frommer Kosake peitschte unsere Rücken mit grünenden, wohlriechenden Birkenruten und seifte uns ab.

Auf dem Hofe fesselte eine „wilde Kuh", ein Yack, ebenfalls Eingeborene der Mongolei, unsere Aufmerksamkeit, ein tückisch blickendes, bis auf den Boden zottig behaartes, schwarzes Ungetüm mit einem Pferdeschweif, das sich nicht gern melken ließ, aber eine ausgezeichnete Milch, die uns öfter idealen Rahmschaum gewährte, hergab. Der Konsul besaß eines der durch Prschewalsky entdeckten seltenen, wilden Pferde, die sich gewöhnlich nicht fangen, sondern nur schießen lassen. Es war leider zu fern von Urga untergebracht, um von uns besichtigt werden zu können. Der Konsul gedachte, es dem Zoologischen Garten in Berlin zum Kauf anzubieten. — Auch das wilde Kamel ist in der Mongolei beheimatet.

Der Kälte halber blieben wir lieber zu Haus; doch zuweilen ritt ich in Begleitung oder allein durch Urga oder kutschierte auch in der zweirädrigen sibirischen „Sidëika". Da man einen brillanten Traber hat, den man stramm in den Zügeln halten muß, macht das Fahren Spaß; andererseits ist die Sidëika federlos, und beim Hüpfen über das Steingeröll hört man die Engel im Himmel singen. Schließlich zieht man denn doch den Sattel vor.

Urga ist der russische Name; die Mongolen nennen es

Da-churen, das heißt „Großes Kloster“. Es ist die heilige und größte Stadt der Mongolei, die sonst nur noch ein paar Rester von 4—5000 Einwohnern besitzt. Urga zählt deren ca. 30000, von denen 10000 Lamas sind. Die Russen schätzten die sich am Orte aufhaltenden Lamas sogar auf 50000; ich weiß aber nicht, ob diese Zahl nur als zeitweilige anzusehen ist. Die Europäer bestehen aus russischen Theehändlern; den Rest der Einwohner, soweit er nicht auch mongolisch ist, stellen die Chinesen. Westlich über das russische Konsulat hinaus liegt die besondere Chinesenstadt Maimatschen. Dieser Name bedeutet nur im allgemeinen einen Platz, an dem Handel betrieben wird, und findet sich öfter, so bei der Chinesenstadt in Kiachtas Nachbarschaft.

Das Klima scheint rechtes Kontinentalklima zu sein, bei starken Schwankungen. Wir hatten in der Regel 8° bis 14° C. Kälte, aber dazu heftige Winde; sogar im Juli kommen Frostnächte vor, weshalb Obst und Laubholz schlecht gedeihen.

Die klare, östlich vom Kentai-Gebirge kommende Tola strömt in die Selenga, die den einzigen bedeutenden Zufluß des Baikalsees bildet. Der einzige Abfluß dieses Sees ist die Angará, der große Nebenfluß des gewaltigen, in das Eismeer sich ergießenden Jenissei. Somit existiert eine Verbindung zwischen dem Eismeere und der Tola, Tausende von Kilometern tief im Innern Asiens, weshalb man bei Urga Fische hat, die auch im Eismeere vorkommen. Der Fischreichtum des Flusses ist stark, namentlich giebt es Lachse und Lachsforellen. Die Kosaken fangen den Wintervorrat an Fischen zeitig für das Konsulat ein, der dann gefroren aufbewahrt wird. Von dem Konsulat aus blickt man über den wüsten Grund, auf dem Karawanen gelegentlich ziehen und Reiter traben, und über die in einem Einschnitt versteckte Tola, gerade zu der Kette des Bogdo-Ola, der den Mongolen besonders geheiligt ist. —

Die ursprüngliche Religion der Mongolen war das rohe Schamanentum, ein götzendienerischer Totenkult, der sich im Norden stellenweise erhalten hat. Sein krasser Aberglaube half

dem von Tibet zu den Mongolen gedrungenen Buddhismus, den Lamaismus, vollends zu verfälschen. Die Mongolen sind gute, sehr fromme Menschen, die das Blutvergießen, im häufigen Gegensatz zu chinesischen Anschauungen, verabscheuen, allein die herrlichen Vorschriften und Traditionen ihrer Religion, so die tibetanisch-mongolische Sage von dem edlen Königssohn Siddhârtha, der von einem jungfräulichen Weibe geboren, durch Mitleid und Aufopferung das Nirwana gewann und zum Buddha wurde, erscheinen ganz verseucht durch die praktische Art des religiösen Lebens. Ihr allmächtiges geistliches Oberhaupt ist der die geistige und politische Macht ganz Centralasiens repräsentierende Dalai-Lama in Tibet. Dieser oberste aller Lamas ist noch kein eigentlicher Buddha, sondern wird immer wieder geboren, bis die ganze Menschheit alle Phasen der Seelenwanderung durchlaufen und Erlösung gefunden hat. Theoretisch steht ihm in der Hierarchie ein Zweiter, der Bogdo-Lama, gleich. Diesem folgen auf niederer Stufe in der Heiligkeit die beiden „Chutuktu" in Urga und Peking.

Tibetanische Sprüche zieren alle Kultusstätten in Urga.

Es giebt drei Klassen von Lamas, die eigentlichen studierten Geistlichen, dann solche, die etwa als dienende Brüder zu betrachten wären und die nicht nur in Klöstern, sondern überall in den Familien wohnen, und schließlich diejenigen, die durch ruheloses, bettelndes Umherschweifen ihr Seelenheil zu verbessern glauben. Ich folge hier und in einigen der nächsten Angaben, denen, die der Engländer Prinsep, vermutlich auf Berichte des französischen Lazaristen-Missionars Huc sich stützend, giebt. Die Lamas dürfen ruhig allerlei Geschäften obliegen, wie eben den medizinischen, und stehen sich sehr gut dabei, zumal sie keine Familie zu erhalten haben. Die Mehrzahl allerdings scheint in den Klöstern nichts Gescheidtes zu treiben und sich faul und bettelhaft ernähren zu lassen. Fast alle jüngeren Söhne werden Lamas, daher die ungeheure Zahl, der man allerorts, auch außerhalb der Klöster, begegnet; sie unterscheiden sich weder in der Arbeit

noch sonstwie, sondern nur durch ihre kahl geschorenen Köpfe und ihre gelbe Gewandung von anderen Männern. Schon als Knaben werden sie zu Lamas bestimmt; und so erblickt man nahezu ebensoviele geschorene Jungen als solche mit nationalen Zöpfen. — Außer dem großen Urga-Kloster giebt es noch eine ganze Menge von Klöstern, selbst in den kärglichsten Teilen der Gobi, und deren Insassen sehen auch danach aus; wollen sie aber irgend einen religiösen Zweck durchsetzen, etwa ein neues Kloster bauen, so versagt die offene Hand ihrer Stammesbrüder fast niemals.

Urga war der Sitz des Hauses Dschingiskhans schon vor der Eroberung Chinas, dessen Nachkommen, nachdem umgekehrt China die Oberhand behielt, teilweise zur chinesischen Mandschu-Dynastie in ein verwandtschaftliches Verhältnis traten. Urga spielte daher auch in weltlicher Beziehung schon die erste Rolle unter den sogenannten Städten der Mongolei. Das Stadtähnliche und der Handel scheint aber erst unter dem Schutze des Klosters erwachsen zu sein. Prinsep nennt das Kloster „Great Kouren" und dessen obersten Chef einen in Tibet wiedergeborenen Buddha „Geesoo-Tamba". Ehemals saß der Geesoo-Tamba als oberster Priester in der Mongolenstadt Koko-Khoton, der „blauen Stadt". Er war ein großer Herr, und als der Kaiser von China ihm einst auf einem Kriegszuge seinen Besuch machte, benahm der Geesoo sich nach chinesischer Auffassung so flegelhaft, daß ein darob erzürnter chinesischer General ihm ohne weiteres den Kopf vor die Füße legte. Die empörten Lamas erhoben sich darauf wie ein Mann gegen den Kaiser Kanghi, der, in Bedrängnis geraten, so klug war, mit dem Dalai-Lama in Tibet sich zu verständigen, wonach der Geesoo-Tamba in Tibet als Buddha nochmals wiedergeboren und als solcher nach Urga versetzt wurde, womit China seinen Frieden und der Dalai-Lama in Tibet seinen Einfluß sich sicherte. In Peking, wo die Fünfturm-Pagode ebenfalls ein mongolisches Kloster von hohem Ansehen ist, fürchtete man den Einfluß des Geesoo-Tamba, der jeden Augenblick durch ein Wort Tausende von Lamas um sich versammeln

kann, auch fürderhin und ließ 1839 den gegen den Wunsch des Pekinger Hofes dort erschienenen Geesoo vergiften. Ganz nach modernem Muster wurde die Schuld dann abgeleugnet, das Geschehnis vorgeblich tief beklagt und mit einem schwülstigen Artikel in der Pekinger Zeitung für erledigt angesehen. In Tibet aber ließ man für die braven Mongolen in Urga einen neuen Buddha wiedergeboren werden. — Die Russen haben sich seit langem und, wie es scheint, neuerdings nicht ohne Erfolg, darum bemüht, die Reste des chinesischen Einflusses in Tibet durch den russischen zu ersetzen.


Der „Lebende Gott" (Chutuktu) in Urga.

Der Geesoo-Tamba — Geesoo ist verenglischtes Tibetanisch — heißt in der mongolischen Hierarchie, wie schon erwähnt, der Chutuktu oder Ghegen-Chutuktu, wobei man Ghegen deutsch auch „Gegen" schreibt und vermutlich damit eine falsche Vorstellung, etwa in Sinne von „Gegenpapst", erweckt. Für die Mongolen ist er sans phrase der „Lebende Gott", und in ihrem Haupttempel in Urga residiert „Maidari", der „Beherrscher der Welt".

Unser Wirt erzählte uns von dem derzeitigen „Lebenden Gott" folgendes: Er ist jetzt achtzehn Jahre alt und „Gott" seit seinem sechzehnten. Den heiligen Büchern oder einer Bestimmung Tibets nach, hat er der letzte Gott zu sein, weshalb er sorgfältig

am Leben erhalten wird und thun und lassen darf, was er will. Seine Vorgänger wurden, obgleich Mordthaten sonst fast nie vorkommen, von den Lamas durch Vergiftung oder Steinigung beseitigt, sobald sie zu selbständig wurden, also etwa im zwanzigsten Jahre; mit neun Jahren waren sie gewöhnlich schon „Gott“ geworden.

Der jetzige junge Gott lebt wie ein „Gott in Frankreich“ oder noch schöner. Alles, was er nur haben will, schaffen ihm seine lieben Mongolen herbei. Seine Hauptbeschäftigung besteht vom Morgen bis zum Abend im Sekttrinken, weshalb der ungewöhnlichste Zustand an ihm der der Nüchternheit sein soll. Zum Kühlen des Champagners ließ er sich bisher im Sommer Eis aus dem russischen Konsulat erbitten, bis ihm der Konsul den guten Rat erteilte, sich seinen Eiskeller selbst zu bauen, was auch geschah. Er besitzt mehrere Häuser, die als phantastisches Gemisch von russischem, chinesischem und sonst orientalischem Stil nach russischen Rissen, aber von Lamas, die auch Architekten, Bildhauer und Maler sein können, etwas verrückt und bei der Schwierigkeit, Baumaterial zu beschaffen, etwas liederlich ausgeführt wurden. In Mongolenaugen, die sonst nur Jurten schauen, ist es eine Pracht ohnegleichen. Nach dem Grundsatz, daß es auch für einen lebenden Gott nicht gut sei, allein zu sein, hat der göttliche Jüngling sich ein Weib aus einem fürstlichen Stamme genommen, das die „Grüne Göttin“ genannt wird; sie zählt ungefähr zwanzig Jahre, ist aber nicht die erste Frau, denn diese wurde bereits abgesetzt und zog sich als Göttin a. D. wieder zu ihrer Familie zurück. Daher erfreut er sich trotz seiner Jugend bereits mehrerer Kinder, in deren Gesellschaft er gelegentlich spazieren fährt, und zwar in einem russischen Wagen mit dem glockenbehangenen Bogen über dem Mittelpferde, der in diesem Falle prächtig vergoldet ist. Um den Neid der Russen zu erwecken, kutschiert er manchmal dicht unter den Fenstern des Konsulats vorüber; je ein mit einem Gewehr bewaffneter Lama reitet voran und folgt nach.

Noch erstaunter wird man sein, zu hören, daß der Götterjüngling derartig von der Kultur beleckt ward, daß er — radelt

und Amateurphotograph geworden ist; ein Kontrast zu der sonstigen Uncivilisiertheit des Landes, die gerade an Ort und Stelle höchst verblüffend wirkt. Aber da ihm Geld wie Heu zur Verfügung gestellt wird und er offenbar einen anschlägigen Kopf besitzt, so ist es vielleicht nicht so erstaunlich, wenn er die Verbindungswegezu den westlichen Errungenschaften der Neuzeit entdeckte.



Die „Lebende Göttin".

Er hat sich auch selbst von einem Europäer photographieren und sich dann sorgfältig alle Platten ausfolgen lassen; der Photograph jedoch verstand, ihn zu täuschen, und so ist sein Bild, mit dem er übrigens ganz zufrieden sein kann, der Öffentlichkeit anheimgefallen. Zu ihm zu kommen ist sehr schwer; aber er zeigt sich zeitweise dem Publikum im Tempel; leider wurde während unserer Anwesenheit dieser Anlaß nicht geboten.

Außer ihm soll in Westmongolien ein minder bedeutender „Lebender Gott" existieren, der auch ein ganz sonderbarer Heiliger im alten Stil sein muß. So soll dieser die Liebhaberei besitzen, irgend einen harmlos seines Weges ziehenden Mongolen zu verprügeln, lediglich in der wohlmeinenden Absicht, seinem Opfer eine Schmeichelei zu erweisen, was dieser auch stolz als solche hinnimmt; springt ihm aber sein Gott auf die Schultern und benutzt ihn unter lebhaften Stockprügeln als Reitpferd, so

bedeutet das den Gipfelpunkt der Auszeichnung. Dieser eigentümliche Gott soll in seiner Gnade fast stets solche zweibeinige Tiere als Fortbewegungsmittel benutzen. Einmal kam er auch nach Urga, von wo er aber schleunigst wieder entfernt wurde, weil der Konsul befürchtete, er könne sonst einmal an einen Russen geraten, der sich dann keineswegs darob glücklich schätzen, sondern einfach wieder prügeln würde. Und das hätte zu ärgerlichen Weiterungen führen können. Schließlich, damit der Olymp der Mongolen voll werde, findet auch noch eine „Lebende Göttin" ihre Verehrer. An „Heiligen" herrscht großer Überfluß. Man findet u. a. vielfach die magere Holzstatue eines Heiligen, der sich frommer Weise zu Tode hungerte.

Den Tempel des Beherrschers der Welt durften wir besichtigen. Wir banden anstandslos unsere Rosse bei dem wüsten Platze an, auf dem er liegt. Er heißt Burchan-Urga, und dicht daneben erhebt sich gleich einer weißbedeckten Riesenkrinoline, der Dughun, der Betsaal der frommen Klosterbewohner. Auch das Schatzhaus des „Lebenden Gottes" hat die Form einer gewaltigen Jurte. Rings um den Platz gruppiert sich das Kloster, gleichzeitig eine buddhistische Akademie; d. h. kein Klosterbau in unserem Sinne, sondern er besteht aus elenden Lehmhütten, wie es scheint auch Jurten, die in regelmäßige, einem Oberlama unterstehende Bezirke eingeteilt und durch die schon erwähnten Knüppelzäune eingefriedigt und von der Außenwelt abgeschlossen sind. Hinter diesen greulichen Zäunen, durch die wenige elende, von Wächtern bewachte Holzthüren führen, herrscht meist tiefes, faules Schweigen; einige braunverdorrte Fichten, die hier und da angenagelt und wohl auch mit allerlei Firlefanz herausgeputzt waren, hatten vielleicht grünend einst besseren Schmuck gewährt. Aus den kirchlichen und göttlichen Gebäuden erscholl gelegentlich eine dumpfe Musik mit Posaunentönen in grausigster Art und ein wunderlich barbarischer Chor menschlicher Stimmen. In den einzelnen Bezirken erhebt sich über die Zäune ein Holzgerüst, wie ein aus Brettern und Latten roh gefügter Aussichtsturm;

er spielt ungefähr die Rolle eines Minarets; von ihm aus werden die Lamas zu ihrer geistigen Übung zusammengerufen. Das Ganze erweckt einen langweiligen, trostlosen und ein wenig unheimlichen Eindruck.

Der Hauptpalast des „Lebenden Gottes" liegt ebenfalls hier, aber minder häßlich abgeschlossen. Die Architektur dieser Häuser



Schatzhaus des „Lebenden Gottes" in Urga.

zeigt höchst eigentümliche glocken- oder laternenartige Dachzierate; sie ist ganz phantastisch in Form und Farbe; grüne, goldene und rote Dächer und Türmchen sind beliebt; von irgend welchem künstlerischen Eindruck ist keine Rede.

Der Maidari ist ein in Tibet gegossener Buddha, dessen einzelne Stücke jedenfalls nur mittelst eines Massenaufgebots von Kamelen nach Urga geschafft werden konnten, wo sie zusammengesetzt und dann erst mit dem Tempel überbaut wurden; dieser geriet infolge seiner Entstehung so eng, daß man nur schwer

einen Standpunkt findet, um zu der sitzenden, mit Seide bekleideten, von allerlei Fähnchen und Bändern verdeckten Statue emporzuschauen. Dies zumal, da sie noch von Holzsäulen umstellt ist. Das Haupt verschwindet im Dämmer der Kuppel. Daneben befinden sich im Tempel auch kleinere Scheusale von Figuren, u. a. eine viergesichtige unter einem Baldachin. Die Echtheit der bunten Steine in den Kronen und Gewändern möchte ich bezweifeln; sie sahen sehr nach Glas aus; eine große, grüne Glaskugel glänzte auch auf dem Hauptaltar. Die Altäre waren mit Opfern der Gläubigen, Schalen mit Lichtern und dergleichen Dingen bedeckt. Das Gebälk prangte in schreiender Polychromie und Vergoldung; bunte Scheibchen, ein kleines über einem größeren sitzend, boten eigentümliche Ornamente.

Eine Anzahl schmutziger Lamas lungerte in dem lichtlosen, barbarischen Unheiligtum, gleichgültig gegen einige inbrünstige Beter, umher; vielleicht weideten sie sich mit Stolz an unseren neugierig forschenden Blicken, vielleicht kalkulierten sie das Trinkgeld, das ihnen zufallen mußte. Den eifrigsten Gottesmann sah ich draußen; er marschierte zehn Schritt, worauf er sich „längelang" in den Kot warf, inbrünstig darin sich herumwälzte, abermals zehn Schritte machte, und bums! dann lag er wieder, wie ein geschlagener Ochse. Andere Kollegen machten sich die Sache viel einfacher, indem sie sich mit ihrem Rosenkranz begnügten oder im Vorbeigehen einer der vielen, in roten Gerüsten rotierenden Gebetstrommeln einen Stubbs gaben.

In diesem Stadtteile bewunderten wir noch einen ganz leidlich aussehenden, scheinbar rein chinesischen Tempel. Ein zweites Haus des „Lebenden Gottes", sein Sommerhaus, liegt jenseit der Tola; ein Garten stößt daran, nebst einer Einfriedigung, innerhalb deren einige Hirsche weiden, die auch von den frommen Pilgern bewundert werden können. An Pilgern fehlt es nie; zu größeren Festen erscheinen sie zu Tausenden und Tausenden aus der Steppe. Sie pflegen sich um große, in den Erdboden eingelassene Kessel zu lagern, in denen sie gemeinsam abkochen

und die selbstverständlich weder vorher noch nachher gereinigt werden.

Zur Erledigung der profanen Staatsgeschäfte versammeln sich die Mongolenfürsten einmal in drei Jahren in der Steppe. Dann werden Gesetze beschlossen und revidiert. An diesen geschäftlichen Teil schließt sich die Fidelitas, wozu die Teilnehmer ihre Sippe und Stammgefolge mitbringen. Es entwickelt sich bei Lagerung nach Stämmen ein großartiges Volkstreiben. Den



Sommerhaus des „Lebenden Gottes" in Urga.

Glanzpunkt bilden in getrennten Gruppen abgehaltene Pferderennen größten Stils, die sich über 50 Kilometer erstrecken und woran an 6000 Reiter teilnehmen sollen. Die drei siegreichsten Pferde erhält der „Gott" zum Geschenk, die anderen dürfen verkauft werden.

Auf dem weiten, sandigen Platz, der den Markt von Urga darstellt, herrschte stets, wenn wir ihn besuchten, ein lebhaftes Treiben. Wir handelten vom Pferde herab; die meisten Besucher, Mongolen und Mongolinnen, kamen beritten; das sah wild und malerisch aus. Verhandelt wurde von Mongolen und Chinesen alles, was ein Mongolenherz erfreut: Sättel, Steigbügel, Pelze,

Mützen, Schmucksachen u. s. w. Die Chinesen hatten meist ihre geschlossenen Buden. Es bot hohes Interesse, den vielfachen Kram im einzelnen zu mustern und die Männer und Weiber beim Feilschen zu beobachten. Bekanntlich steht der Mongole noch auf der Stufe des Tauschhandels; Zahlmittel ist, wie erwähnt, der Ziegelthee oder auch Vieh. Indessen fanden unsere blanken Dollars auf dem Markte gleichfalls sehr freundliche Aufnahme, aber ohne daß der Profit wesentlich auf unserer Seite gewesen wäre.

Die russischen Kaufleute schienen meist in dieser Marktgegend zu wohnen, und zwar in niedrigen Häusern und Höfen, die vorteilhaft von den Wohnstätten der Eingeborenen und Chinesen abstachen und inwendig ganz leidliche Möblierung zeigten. Es wohnen manche sehr reiche Männer darin oder wenigstens Teilhaber und Vertreter bedeutender Theefirmen. Der Thee pflegt in Urga von den Kamelen auf Ochsenkarren verladen zu werden, weil die Straße nach Kiachta für das Kamel zu gebirgig wird; man stößt daher in Urga, neben den Kamelkarawanen, auf endlose Züge dieser plumpen Karren, deren Räder aus verschiedenen Stücken nebst Diagonalhölzern, sehr zweckentsprechend für die unmöglichen Wege zusammengefügt sind. Das Kamel bringt zwei bis vier Ballen, der Ochse immer vier Ballen vom Fleck. — In einer dieser russischen Häuser trafen wir den deutsch-österreichischen Privatgelehrten Leder, der schon längere Zeit in Urga hauste. Ich war überrascht und froh, so unerwartet einen Deutschen zu finden, verplauderte ein Stündchen mit ihm und beneidete ihn um die Muße, mit der er seinen Erfahrungskreis vermehren konnte, aber nicht im mindesten um die unbehaglichen äußeren Umstände, unter denen er in diesem traurigen Orte arbeitete.

In einem hundselenden, offenen Gefängnis erblickten wir vier Gefangene, welche Ketten mit großen Vorlegeschlössern um den Hals trugen, an denen sie auch aneinander geschmiedet waren. Ungeachtet dieser wenig behaglichen Lage bezeigten sie sich uns gegenüber guter Dinge.

Einige Straßen waren mir nicht durch ihre Leere und auch nicht dadurch aufgefallen, daß an ihren Zugängen schwarze Lappen wehten; ich ritt ruhig hindurch und erfuhr erst hinterher, in Urga sei gegenwärtig ein Pestherd, und die betreffenden Straßen seien gegen vorgekommene Pestfälle gesperrt; die verseuchten Häuser habe man niedergebrannt. Solche Maßregeln werden aber kaum



Speisegefäße der Urga-Pilger.

durchschlagend an einem Orte sein, an dem bezüglich der Leichenbestattung die grauenhaftesten Verhältnisse herrschen. Die Leichen werden einfach auf die Straße oder wenigstens nicht weit außerhalb der Häuser aufs Feld geworfen; das Übrige besorgen die herumlungernden Hunde, Raben und Elstern. Der flachgewölbte, gewellte Felsboden, der durch tiefe, in die Berge verlaufende Ravinen zerrissen wird, eignet sich vorzüglich zu dieser barbarischen Bestattung. Aber auch noch innerhalb der Stadt sieht man überall die Knochen, Schädel und Kleiderfetzen, die kärglichsten

Reste des Leichenfraßes, umherliegen. Das geht über Siam, wo man sich doch solcher Dinge zu schämen beginnt.

Die Angehörigen sind tief betrübt, wenn die Hunde nicht schnell genug ans Werk gehen, da die Seele nicht früher der Vollendung entgegengehen kann, als bis das Gerippe gänzlich vom Fleische entblößt ist. Frommes Gebet hilft dann wohl zur Beschleunigung des Fraßes. Das ist eine religiöse Auffassung der Bestattung, die so recht der mongolischen Trägheit entspricht. Das Verfahren mag sanitär in mancher Beziehung sogar etwas für sich haben, andererseits aber bei Seuchen viele Verschleppungsmöglichkeiten bieten. Ein wahres Glück ist dabei die meist köstlich frische Steppenluft. Reiche Mongolen werden verbrannt. Haben die gierigen Bestien einmal nicht genug Leichenfraß, so machen sie sich bei guter Gelegenheit selbst an die Lebenden. Nicht lange vor unserem Eintreffen in Urga waren so eines Abends, nahe hinter dem Konsulat, ein Mongole und eine Mongolin von einer Meute hungriger Hunde überfallen, von ihren Pferden herabgerissen und lebendig gefressen worden. Der Konsul verbat sich seitdem das Hinwerfen der Leichen in die Nähe des Konsulats. Bei einsamen Ritten in die Umgebung sah ich mir die umherstreichenden Bestien immer etwas mißtrauisch an. Sie fressen sich auch untereinander. Einmal fand ich einen krank zusammengebrochenen Hund, an den mehrere Elstern immer wieder heranhüpften, um ihn anzuhacken; im Augenblicke meines Vorüberkommens besaß er noch die Kraft, sich die gierigsten durch Umsichschnappen vom Leibe zu halten. — In der Steppe werden die Leichen beerdigt, gerade oberflächlich genug zum leichten Herauskratzen durch die Hunde; der Vertilgungsprozeß ist daher schließlich der gleiche.

Die Chinesenstadt Maimatschen liegt etwa noch 2 Kilometer westlich vom Konsulate, eine offene Stadt mit allen den schon wiederholt erwähnten Merkmalen, verhältnismäßig gut gehalten und durch einige nicht üble Tempel geschmückt. Am eigentümlichsten wirkte auf uns ein weiter, hoch eingezäunter, wüster Platz,

auf dem Hunderte von abgeschrägten, dicken Särgen mit einbalsamierten Chinesenleichen standen, die darauf warteten, auf Kamelrücken in die eigentliche Heimat zurücktransportiert zu werden. Durch Chinesen ist auch die Pest eingeschleppt worden; alle Chinesen und Mongolen, die mit den ersten Opfern, deren Todesursache man nicht gleich erkannt hatte, zu thun gehabt, waren dahingerafft worden.

In Urga residiert ein höherer chinesischer Aufsichtsbeamter, der die chinesischen Handelsinteressen, ebenso aber wohl die politische Aufsicht über den stets beargwöhnten Priesterstaat auszuüben hat. Bei einem Besuche im Konsulat sah ich diesen Mandarin recht stattlich in einer geschmückten Sänfte und mit militärischem Gefolge aufziehen; ganz nach unserer Sitte schickte er zunächst seine rote Visitenkarte herein.

Der Grund, weshalb wir so lange in Urga stecken blieben, daß man vor Ungeduld, ungeachtet der gebotenen Gastfreundlichkeit, aus der Haut hätte fahren mögen, lag wieder an unserem zurückgebliebenen Gepäck. Ein reitender Bote, der danach aussehen sollte, war unverrichteter Sache nach einer Reise von einigen hundert Li wieder heimgekommen. Endlich, endlich holperte alles auf Karren heran. Und wie sah es aus! Wieder zum Gotterbarmen!

Am 12. November — natürlich nachmittags, statt wie angesetzt früh — ging es weiter auf Kiachta zu. Der Weinvorrat des Herrn D., der sogar Rheinwein aufzuweisen gehabt, war mittlerweile, um einen seemännischen Ausdruck zu gebrauchen, vollkommen „lenz“. — Unser Tarantás sah aus wie eine Köchin, die an einem Zahngeschwür leidet. Man hatte allerlei an ihm herumgedoktert, und die Hinterräder zeigten eine dicke Strickumwickelung. Mit gemischten Gefühlen schleppten wir unsere Sachen hinein, um diese in erprobter Weise zu ordnen. Bei etwa 12 bis 14° C. unter Null herrschte schönes Wetter.

Wir begegneten Hunderten und Hunderten von leeren oder mit Holz bepackten Ochsenkarren, die Thee nach Kiachta gebracht hatten. Gleich am ersten Abend kamen wir im Gebirge in eine bedenkliche Lage; ohne Windstille und Mondschein wären wir hübsch in die Patsche geraten. Der Tarantás schwankte ähnlich einem schwer Betrunkenen; wir mußten ihn verlassen, um ihn zu stützen. Das war in meinen nicht fest schließenden, weichen Stiefeln ein übles Stück Arbeit, bei dem ich bald von Schweiß triefte. Ein paarmal sprang beim Abfahren von den Hängen die einfache Bremsvorrichtung, und nicht ohne Gefahr versuchte man den Haken wieder in die sich rasch weiter drehenden Speichen zu schleudern. Wir hatten ungeschickte Leute, von denen einer obendrein nach Schlägen von seinem Chef Krämpfe bekam. Auf einer weiteren Station erhielten wir bessere und blieben damit vor größerem Unheil bewahrt. An zu steilen Senkungen wurden die ja nicht beschlagenen und ans Wagenziehen nicht gewöhnten Pferde beiseite genommen, und wir ließen den Wagen an Stricken hinabgleiten. Überall lag wieder Schnee; der Mond umzog sich mit Frostnebel.

Wie schon früher, kamen wir an Wegkreuzungen, wo sich niemand als ein Mongole zurecht gefunden hätte, bei kleinen Hügeln vorüber; diese waren auch wohl durch kahle Bäumchen geziert, an denen, wie auf einem Weihnachtsbaum, allerlei bunte Fetzen, Wollreste oder Bänder hingen, ähnlich wie an den Tempelzäunen Urgas. Wir hielten die Hügel zuerst für Grabstätten; es sind aber durch fromme Wanderer gemachte Aufschüttungen von Steinen, Knochen und dergleichen; sie heißen Obos. Auf den Fetzen sind manchmal Sprüche zu lesen. Der vorbeigehende Mongole wirft oder hängt immer etwas hinzu, dankt irgend einem Heiligen für bisherigen Wegschutz und bittet um dessen Beistand für den neuen Weg.

Um Mitternacht landeten wir in einer elenden, nicht vorbereiteten, eiskalten Jurte. Ich lag darin neben Tierknochen und sonstigen Abfällen; die übliche Erhöhung, die uns von den schmutzigen Mongolen schied, fehlte. Unappetitlich gewordene,

fleischgefüllte Nudeln, welche die gute Frau D. uns eingepackt hatte, gaben ein leidliches Nachtessen. Auf Verlangen fanden wir dann in einer anderen Jurte eine wenig bessere, wenn auch nicht wärmere Unterkunft. Zugochsen lagen im Schnee neben den leeren Karrenreihen; die begleitenden Mongolen hatten zum Nachtlager ihre eckigen Leinwandzelte aufgeschlagen.

In der Morgenfrühe des 13. sahen wir schöngefärbte Berge. Eine anmutige, schneeglitzernde Landschaft umgab uns; teilweise gab es Buschwald, sonst Fichten. Wir bemerkten viele Herden, Ochsenkarren und Zeltlager. Energisch legten wir fünf Stationen und damit 300 Li zurück, obwohl wir an diesem Tage eine der schwierigsten Passagen der ganzen Reise auszuführen hatten. Man denke sich ein dem Harz ähnliches Gebirge, mit einem Anstieg, etwa wie zu den Hohneklippen, aber alles verwildert und dick vereist. Eine entzückende Abendbeleuchtung, wo es wie Alpenglühen auf höheren Felsen oberhalb tiefblauer Waldberge lag, erquickte das Auge. Dann wurde es so kalt, daß Dimitry und ich uns hermetisch in den Tarantás abschlossen, mochte es kippeln, wie es wollte. Allein schließlich gelangten wir an einen ganz niederträchtigen Berg, der uns doch zum Aussteigen zwang, da die Pferde den Wagen den vereisten Waldweg nicht hinauf brachten und die Mongolen ihn an Stricken ziehen mußten. Wir stiegen nun in den mongolischen Sattel, der bei den nicht zu verlängernden Steigbügeln und stolpernden Pferden zu einer besonders infernalischen Zwickmühle für unseren armen Menschenleib wurde. So ging es immer höher durch Birkenwald und Unterholz, über gefrorenen Sumpf, Felsen und gestürzte Stämme. Ein mächtiger, dunkler Waldhang zog sich aus dem Thal zur Rechten in den dämmernden Mondlichthimmel hinauf. Die Situation besaß nichts Erfreuliches; dennoch überwog der Genuß an der großen Natur, an der eigenartigen, abenteuerlichen Lage. Schlimmer noch gestaltete sich der Abstieg. Der Tarantás havarierte und durchstieß sich das ungewöhnlich dicke Lederdach zwischen den Aststumpfen zweier Bäume.

Da mein Pferd den rauhen und glatten Pfad mehr hinabfiel als schritt, so glaubte ich dies in seinem und meinem Interesse nicht länger ertragen zu können und stieg ab, um es zu führen. Da kam ich aber erst recht in Bedrängnis; einmal über das andere lag ich heftig auf dem Rücken und wäre beinahe unter die Hufe geraten. Die Mongolen redeten auf mich ein, wieder aufzusteigen; ich folgte ihrer Weisheit, und mit Recht, denn mein Gaul rutschte immerhin sicherer für uns mit mir zu Thale, als ich mit ihm. Eine sanftere Steppe umfing uns; im Galopp sausten wir dahin, vor dem Mark durchschauernden Winde tief in den Tarantás eingenistet. Da, wieder eine Stockung! Der Querbaum hatte einen Mongolen aus dem Sattel rasiert und zwar derartig, daß er für tot dalag. Wir krochen aus den Pelzen und flößten ihm Whisky ein, was ihn auch zu beleben schien. Mehr vermochten wir nicht zu thun; den armen Menschen, der als eiskalter Schmutzklumpen anzusehen war, konnten wir unmöglich in den Wagen nehmen, in dem wir selbst kaum Platz fanden. Zitternd vor Frost, mußten wir zu unserer eigenen Sicherheit hastig Schutz in den Pelzen suchen. So brausten wir denn weiter, zumal Dimitry erklärte, die Mongolen hätten versichert, sie würden jemand bei dem Verunglückten lassen und ihn auf der Rückkehr zu ihrer Station mitnehmen. Wir waren froh, als wir um Mitternacht unsere Jurte erreichten. Am Tage hatten wir einen Fluß passiert, den die Mongolen uns als den Chara-gol bezeichneten; die überschrittenen Berge hießen sie Machatai.

Der 14. November gestaltete sich durch Wind von hinten angenehmer. Wieder hatten wir einen steilen Berg zu überwinden, der uns zum Aussteigen aus dem klappernden Wagen zwang. Wir gelangten in hübsche Landschaften mit von Weiden bewachsenen, bergumschlossenen Wiesengründen, auf deren weichen Boden man lieblich dahinrollte. Schöne, tiefkronige Cedern traten auf. Nach der ersten Station hatten wir abermals einen Flußarm nicht ohne Schwierigkeiten zu überschreiten. Auf dem

glatten, starken Randeis konnten die Pferde nicht gehen; die Mongolen zerschlugen es hüben und drüben, und wo dies nicht gelang, streuten sie sorglich Erde. Klar schoß das Wasser in der Mitte über die Kiesel. Mittels kräftigen Anziehens rollten wir glücklich hindurch und die jenseitige steile Böschung hinauf. Dieselbe Scenerie wie vorhin wiederholte sich. Hinter der zweiten Station fuhr der Wagen über das Eis des tiefen Flusses Jro; wir gingen zu Fuß hinüber. Zahlreiche Ochsenkarren machten die Überfahrt ebenfalls. Die Landschaft war ganz reizend: stahlblaue und violette Berge, ringsum davor grüne Höhen; vor uns der heitere Wiesenplan, durch den der stark strömende, in der offenen Mitte tiefblaue Fluß sich schlängelte und im Bogen um einen eigentümlichen, klippenartigen Fels zog. Dieser Fels brachte eine ganze Farbensymphonie, in der besonders ein sattes Moosgrün hervorstach, in die Landschaft; das tiefe Rot der mit Kätzchen prangenden Weidenruten hob diesen prächtigen Eindruck noch. Eine Menge der großen, sehr schönen und nichts weniger als scheuen Steppenelstern flog oder hüpfte umher. Übrigens giebt es in der Mongolei auch rot geschnäbelte Raben, die, wie uns erzählt ward, mit schöner Singstimme begabt sind. Bei der zweiten Station erblickten wir ein großes Gebirge mit einem hohen Berg, gleich einer mächtigen, abradierten Plattform unter einem in der Mitte aufgesetztem Kegelchen, der das andere Gebirge überragte. Wieder stürzte ein Mann. Wir brieten frisches Fleisch in der Pfanne, das vortrefflich mundete. In langer Fahrt ging es immer bergauf, bergab, teilweise schon auf der Karawanenstraße. Viele Gazellen kreuzten den Weg. Abends hatten wir eine wundervolle, goldige Beleuchtung; dahinter deckten schwarzblaue Schneewolken den Horizont. Spät noch gelangten wir in völlig vereistes Waldgebirge mit tiefen Thälern und hohen Bergen. Beim jenseitigen Abstieg machte der Tarantás die leichtsinnigste Fahrt der ganzen Strecke, und zwar sozusagen auf eigene Faust. Wir hatten uns wieder in den Sattel gesetzt; meine Hände konnten kaum die Strickzügel halten, da ich meine Handschuhe

verloren hatte und eine übergelegte Decke sie nicht genügend schützte. Der Tarantás wurde, des übereisten, steilen Pfades halber, seitwärts zwischen den Waldbäumen hinabgelassen, bekam aber an einer schlimmen Stelle trotzdem das Übergewicht und sauste nun den Abhang zur Straße hinab, sämtliche schreiende Mongolen mit sich reißend. Die braven Kerle gaben aber den Wagen nicht frei, sondern ließen sich, auf Bauch und Rücken liegend, heldenmütig schleifen. Wunderbar zähe Geschöpfe, auch ungeachtet ihrer dicken Hammelpelze! Doch Adieu, armer Tarantás! Nun mußte er unfehlbar zerschellen! Aber siehe da, plötzlich erhielt er eine Ablenkung in das jenseitige Waldufer hinein und legte sich dort an dem langen Querbaum, wie schreckenstarr, doch sicher vor Anker. Sein tragisches Ende war durch die Aufopferung der gröblich zerschundenen Mongolen abgewendet worden.

In einem Wiesenthal gelangten wir zu unserer dritten Station Ibizik. Aus Stumpfsinn wurde nichts gekocht als Thee, dazu im Mistfeuer aufgetaute und angeschwärzte Zunge und Hartschwarzbrot genossen. Es schmeckte aber doch nach den mühseligen 200 Li! Selbstverständlich erhielten die Burschen, die unseren Tarantás gerettet hatten, die doppelte Zahl Dollars, was die guten Kerle unendlich beglückte.

Der 15. November brachte den letzten Tag in der Mongolei. Unter den Reitern befanden sich einige burätische Halbrussen, die russische Lieder sangen. Die Fahrt ging größtenteils durch hohen Kiefernwald, teilweise wie in einem Park, obwohl es niemals gepflegter Urwald war. Große Strecken zeigten sich stark abgeholzt; viele Stämme standen verkohlt, da man einfach die Bäume anbrennt, um den Stammrest leichter schlagen zu können. Dazwischen zog die neue Telegraphenlinie. Der Tarantás jagte immer zwischen den Stämmen hindurch, diesen so nahe, daß die Außenreiter oft loslassen mußten, um nicht mit den Bäumen zu karambolieren. Eine neue Gefahr, die nervöse Leute höchlich beunruhigen konnte, brachten die vielen ein halb bis einen Meter über den Boden ragende Stümpfe der regellos gefällten Bäume.

Auf sich schlängelndem, schmalen Pfade jagten wir mitten durch sie hindurch; daß wir uns keinen in den Leib des Tarantás rannten, war abermals ein Rätsel dieser unbekümmerten Fahrt. Allerdings wurden wieder Reiter aus dem Sattel rasiert, ein einzelner und dann zwei auf einmal.



Kiachta.

Nach 90 Li ein Anblick zum Aufjauchzen! Da blauten zwischen den Bäumen die Berge Rußlands auf! Aus tiefster Seele sagte man, hinlänglich gesättigt von allen Strapazen, Gott sei dank! Und es kam einem vor, als ob das ferne Sibirien bereits die eigene traute Heimat sei.

Hoch reckten sich die schneebedeckten, fernen Ketten hintereinander; das war schon das Gebirge um den südöstlichen Baikal Dann breitete sich in einem geräumigen Hochthal, zwischen kahlen oder leidlich bewaldeten Bergen, Kiachta in europäischer Stattlich-

keit, wie auf einem Präsentierteller, jenseit und oberhalb eines tieferen Thaleinschnittes vor uns aus. Die goldene Kuppel seiner Kathedrale funkelte verheißungsvoll zu uns herüber. Man wurde ordentlich übermütig vor Vergnügen!

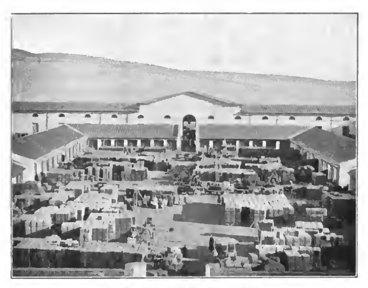
Nach dreißig endlosen Lis rollten wir an den letzten Jurten vorbei, über einförmige Hügelsteppe wieder aufwärts, und dann, nachdem wir mit Verachtung einen Streifblick in die Chinesenwirtschaft Maimatschens gethan, in die chaussierten, mit freundlichen Häusern besetzten Straßen Kiachtas hinein. —

Das durchmessene Gebiet zwischen Urga und Kiachta gehört nach Obrutschew der centralasiatischen Übergangszone an; es ist Rumpfgebirge mit Diagonal- und Querthälern. Der geringen Gliederung sind nördlich einige Gebirge aufgesetzt; die Bergrücken erheben sich bis zu 400 Meter über der Thalsohle und zu 1400 Metern absoluter Höhe. Calidium gracile, Lasio gratis splendens und andere harte Salzpflanzen, die das Kamel vor allen liebt, gedeihen in der Steppe; in den Flußthälern der Gebirgssteppe, im Gebiet der Selenga mit ihren Zuflüssen stößt man auf guten Graswuchs; Pappeln und Weiden prangen da neben Birken und Koniferen. Bis zu sechs Metern mächtige Lößmassen schichten sich am Fuße trockener Schluchten. In den graugrünen Thonschieferwänden des Flusses Chara-gol findet man massenhaft Abdrücke von Korallen. Über die Fülle der bunten Minerale sagt der russische Forscher: „Das Auge des Geologen schwelgt in dem Reichtum dieser Gesteinsmassen.“

Obrutschew, als Russe, hält Kiachta für die „originellste Stadt Rußlands“; ich, als Ausländer, möchte dem widersprechen. Allerdings scheint er besonders den Gegensatz zu meinen, den das gewaltige, bunte Leben der eintreffenden großen Theekarawanen zeitweilig zu der sonstigen Stille bildet.

Kein Polizeiposten bekümmerte sich um meinen Paß, wohl

dank meinem militärischen Begleiter. Die Verzollung des eingeführten Thees, vielleicht auch die sonstige, findet erst in der ostsibirischen Hauptstadt Irkutsk statt. Aber auch dort nahm später kein Beamter von mir und meinem Gepäck irgendwelche Notiz; die Formalitäten besorgte der Kapitän. Ganz Ostsibirien trinkt bis Irkutsk hin unverzollten, sehr billigen Thee, von dem die in



Theehof der russischen Kaufleute in Kiachta.

Europa enorm teuere beste Sorte etwa 3/4 Rubel das Pfund kostet.

Zwischen Maimatschen und Kiachta befindet sich ein kaum bemerkbarer, neutraler, wüster Strich, über den der eifrige Verkehr ungehindert aus dem einen Riesenreich in das andere übergeht. Geschmuggelt wird hauptsächlich aus den russischen Bergwerken unterschlagenes Gold, für das die Chinesen willige Abnehmer sind. Kiachta hat eine weitgehende Selbstverwaltung und ist berechtigt, für jeden eingehenden Theeballen eine Kommunalabgabe

zu erheben, die der Stadt wesentlich zu gute kommt; oder man kann sagen, den Städten, denn zwanzig Minuten hinter Kiachta folgt die zweite, völlig chinesenfreie Stadt Troitzkosawsk, wo das Gros der Russen wohnt, während Kiachta hauptsächlich Geschäftsstadt der Großhändlerfirmen ist.

Diese Wohnsitze der Großkaufleute, von Höfen und Gärten umgebene Häuser, zuweilen ländlichen Edelsitzen gleichend, sind recht ansehnlich; man bekommt gleich eine ungefähre Ahnung, welcher Reichtum in diesem, für uns so weltentlegenen ostsibirischen Grenzorte steckt. Dabei sind die weiß schimmernden, umfriedigten Gebäude nicht im mindesten protzig. Das ist sehr sympathisch! Dazwischen giebt es auch viele kleinere, immer echt nationalrussische Holzhäuser. Die Kathedale, mit den bekannten vergoldeten Zwiebeltürmen, ist von einem reichen Kaufmann gestiftet und wird auch von solchen Leuten geschmückt und unterhalten. Das ist Landessitte; wenn der orthodoxe russische Kaufmann reich geworden ist, so stiftet er ein Gotteshaus. Die in die Augen springenden Folgen davon zeigen sich in den imponierenden Stadtbildern, wenigstens aus der Ferne imponierend, die wir selbst dort finden, wo wir nur elende Nester in trostloser Unwirtlichkeit anzutreffen wähnten. Inwendig strotzt es ebenfalls von Gold und edlen Steinen, die von guten Künstlern ausgeführte Gemälde umrahmen. In Kiachta fielen mir auch eigentümliche, aus Glas und Metall zusammengesetzte byzantinische Säulen auf.

Das Imponierendste in Kiachta ist sein großer Theelagerhof, der den russischen Firmen gemeinsam gehört. Er umfaßt ein weites Areal und stellt ein Mauerviereck mit Thoren, vielen Einzelgebäuden und Höfen dar, in denen während der Theesaison ein ungeheures Treiben herrscht. Alles ist bedeckt mit Theeballen; man kommt kaum durch das Gedränge von Ochsenkarren hindurch. Russen, Mongolen, Chinesen packen den Thee aus, sortieren und verpacken ihn wieder und wimmeln bei allerlei Nebenbeschäftigungen, die sich um den Thee drehen, mehr oder minder geräuschvoll umher.

Das nur von männlichen geschäftstreibenden Chinesen bevölkerte Maimatschen besitzt wenig Anziehendes. Ich für meinen Teil war herzlich froh, einstweilen allem Chinesischen, von dem ich mich bis ins Innerste der Seele angeekelt fühlte, den Rücken drehen zu dürfen. Und doch trat später in der Erinnerung das Fascinierende Chinas wieder stark hervor.



Troitzkosawsk.

Nach Troitzkosawsk führt eine gute Chaussee ein wenig aufwärts; dann liegt der Ort mit seinen grünen und braunen Dächern, mit Kirchen und Amtsgebäuden vor uns, indem er sich weithin durch die Tiefe eines Einschnitts und nördlich zu den mit Kiefernwald bedeckten Erhebungen Sibiriens hinanzieht, während südlich die kahle mongolische Steppe aufschwillt und sich eintönig dahinwellt. Die Straßen sind meist breit und sandig. Steintrottoir fehlt fast ganz; an dessen Stelle liegen Bretter, über welche die hohen Regenrinnen der Häuser sich oft höchst un-

geschickt hinausrecken, den Vorübergehenden mit einer Douche bedrohen und bedenkliche Glatteisspiegelungen bewirken. Die niedrigen Holzhäuser, häufig mit säulengetragenem, kleinen Vorbau, erscheinen meist sauber; durch Schnitzwerk verzierte Thore führen zu den geräumigen Höfen. Auch hier giebt es öffentliche Anlagen, denen wohl nur ein kurzes Blühen beschieden ist — Droschken und ähnliche Kulturerrungenschaften. Mit Vergnügen sieht man wieder europäisch kostümierte Damen, dann Gymnasiasten und Realschüler in regelrechter Uniform und die Zöglinge höherer weiblicher Schulen, die ebenfalls ein uniformes braunes Schulkleid nebst Schürze tragen müssen.

Die Läden sind zum Teil äußerst reichhaltig. Ich schaute mich besonders nach Pelzwerk um, da Kiachta als Hauptstapelplatz sibirischer Rauchware gilt. In einem Laden sah ich wundervolle Biberfelle, fragte nach dem Preise und äußerte mein Erstaunen über deren Höhe. Der Kaufmann sagte: „Ja, das sind auch deutsche Felle aus Leipzig!" Wie ich hörte, gehen die sibirischen Felle ebenfalls zur Bearbeitung überwiegend nach Leipzig, so daß man kaum nach Sibirien zu reisen braucht, um sich preiswürdig mit Pelzen auszustatten.

In Sibirien scheint man Geld für alles zu haben. Wie änderten sich meine Begriffe in dieser Beziehung! Ich sah den herrlichen Traber eines Kiachtaer Kaufmannes; man sagte mir, das Tier habe 6000 Rubel gekostet, und der Mann besitze einen Marstall von 70 Luxuspferden!

Von dem Reichtum merkte man nun nichts bei der Kaufmannswitwe, bei der wir Quartier nahmen. Sie hatte einst bessere Tage gesehen; die Einrichtung der großen Wohnung bewies das noch in einzelnen Stücken; jetzt mußte sie in kümmerlichsten Verhältnissen, in denen ihr wenig Hülfe zu Teil wurde, acht Kinder erhalten, und that dies, indem sie durchreisenden Fremden Quartier bot und Pensionärinnen hielt, junge Mädchen von auswärts, die eine höhere Anstalt besuchten. Im Verlangen zu lernen stehen die Russen wohl heute wenig hinter uns zurück. Das ganze

Haus war ein Studientempel; die Mädchen lernten deutsch, aber obligatorisch französisch, ein Junge obligatorisch deutsch. Alle fanden das Deutsche „schrecklich schwer". Es waren nette und ohne viel Erziehung wohlerzogene Kinder. Die älteste Tochter machte, dank der Sibirischen Bahn, ihre musikalischen Studien in Moskau.

Ach, wie thaten uns diese Betten und warmen Stuben und diese Umgebung nach der Reise von Urga wieder wohl! Auch hier bekamen wir schmackhaftes Essen, und als wir nach zweitägigem Quartier Abschied nahmen, präsentierte die gute Frau uns die bescheidene Gesamtrechnung von 9 Rubeln, die Getränke mit eingeschlossen. In Petersburg bezahlte ich später nur für ein Hôtel-Hofzimmerchen im dritten Stock 7 Rubel die Nacht.

Freund Dimitry schied hier zu meinem Bedauern von uns und übernahm den geprüften Tarantás für 80 Rubel. Ich besuchte ihn in seinem Häuschen, das er mit seiner Mutter, wie man in Rußland sagen würde, einer Bäuerin, bewohnte. Man sah dem höchst einfachen Stübchen die große Wohlhabenheit der Familie nicht im mindesten an.

Noch einmal und zum letztenmal ging es in die Unkultur, oder, wenn man will, in die Halbkultur hinaus, von Troitzkosawsk nach dem Baikalsee.

Wir benutzten die russische Post, schlugen aber nicht die einen Umweg machende Poststraße ein, sondern eine kürzere Route, die von den Kaufleuten unterhalten wird und auf der ebenfalls Vorspannpferde zu bekommen sind; gegen Bezahlung selbstverständlich; ebenso wie wir den Posttarantás zu mieten hatten. Ach, wie sehr unterschied sich dieser Schinderkarren, dessen Blößen das hineingeschüttete Stroh kaum bedeckte, von unserem alten Tarantás; nun gedachten wir mit Wehmut seiner. Der neue war ein so roher, federloser Kasten, wie nur je einer auf vier Rädern rollte; nur ganz von weitem glich er einer Halbchaise. Auch der innere

Ausbau gestaltete sich bei knappsten Raumverhältnissen bedeutend schwieriger. Das Dreigespann wurde von einem burätischen Kutscher gehandhabt. Am 17. November brachen wir auf. Ein trauriger, sandiger Weg führte durch mageren Kieferwald bergan; er erwies sich ganz ausgefahren, hart gefroren und voller Steine. Waren wir in der Mongolei mit Peitschen gezüchtigt worden, so jetzt mit Skorpionen. Allerdings hatte die Gefahr aufgehört,



Im Selenga-Thal.

dafür aber auch jegliches Vergnügen; man wurde gestoßen, geschlagen, geschleudert, gerädert, — kurz ununterbrochen auf die unerträglichste Art gemartert. Das wurde immer schlimmer, und die Gegend nahm im allgemeiuen wieder den ödesten Steppencharakter ohne jede Aufregung an. Nur das Selenga-Thal wiederholte die hübschen Wiesenscenerien von Urga, und das Überschreiten des Flusses am ersten Tage gewährte einen erwünschten Wechsel. Das Übersetzen geschah auf einem winzigen Fährboot, auf dem wir mit Wagen und Pferden kaum Platz fanden; wären

die Pferde nur ein klein wenig unruhig geworden, so würden wir zweifellos alle in den tiefen und auch ziemlich breiten, mit Eisschollen bedeckten Strom gestürzt sein. — Eine Menge von Theekarren wurde ähnlich wie wir hinübergeschafft; statt der Ochsen sah man jetzt fast nur kleine sibirische Pferde eingespannt. Die burätischen Fährleute nahmen einige dampfende Schwarzbrote mit sich. Wir brachen eins an — ich übersah den Platz, wo es gelegen, sowie die Hände, die es mir gereicht — und es schmeckte wundervoll! Nebenbei bemerkt, hatte sich mein Magen durch die knappen Rationen und rauhe Behandlung, die er erfahren, erstaunlich gebessert; der tropische Bacillus war offenbar der eisigen, krystallreinen Luft der Steppe nicht gewachsen gewesen. Allerdings hustete ich noch, aber weniger als der Kapitän, und Dimitry hatte uns schließlich eine katarrhalische Konkurrenz gemacht, die ich dem Sibirier niemals zugetraut haben würde.



Schamanenpriester.

Auf einer Station passierten wir ein weißes Burätenkloster mit Umzäunung wie das in Urga, aber weit freundlicher und stattlicher. Die Buräten oder Buriaten stehen den Nordmongolen fast in jeder Beziehung nahe; teilweise sind sie schon ein bißchen civilisierter und damit dem Ackerbau geneigter geworden. Sie hausen von der chinesischen Grenze bis zur oberen Lena. Die meisten huldigen dem Lamaismus der Mongolen, einige noch dem reinen Schamentum, andere beginnen, sich zum orthodoxen Glauben zu bekehren. Es scheint auch, daß sie sich mit den Grenzkosaken

gemischt haben. Bei den heidnischen Buräten haben die Damen des Hauses keine sehr angesehene Stellung und müssen sich mißliche Dinge gefallen lassen. — Gleich den Mongolen bedienen sie sich bei den Aufzügen zu ihren religiösen Tänzen der seltsamsten Masken.

Die Wasserläufe fingen an, sich zu überbrücken; Felder zeigten sich; die Bebauer waren wohl Russen, und bei diesen



Masken bei religiösen Tänzen der Mongolen und Buräten.

ließen sich die Geschlechter durch ihre Tracht doch wieder unterscheiden. — Die Posthaltereien waren meist ansprechende Holzhäuser, deren Zimmer mit einfachen Bretterwänden und Holzbänken ausgestattet. Auf unserem ersten Nachtquartier trafen wir flüchtig mit einem vorausreisenden Schweden zusammen, der uns die Pferde vorweg nahm. Einen großen Übelstand besaßen die Nächte in den dampfbadartig geheizten Zimmern der Posthaltereien. O, heiliges Rußland, was in den Mongolenjurten uns fern blieb, hier innerhalb deiner Grenzen stellte es sich in

grausiger Fülle ein! Schon in Kiachta hatte es begonnen, mich zu zwicken und zu zwacken, und jetzt schüttelte ich im ersten Quartier fünf der bekannten platten Tierchen auf einmal aus dem Pelz!

Die Kutscher schwärmten nicht für das Nachtfahren, nicht einmal für das Frühaufstehen, und so hatten wir Geduld zu übeh. Wir lebten, da der Reisende sich auch hier selbst versorgt, höchst frugal von kalten Kohlpasteten und dergleichen. In einer der Posthaltereien gab es eine gute Suppe. Für Quartier, Milch und Thee hatten wir ungefähr 80 Pfennig zu entrichten.

Nun gelangten wir in das Sajansche Gebirge, das sich südlich um den Baikal zieht. Mit Wonne begrüßte ich es, nicht nur wegen der jetzt sich eröffnenden Naturschönheiten, sondern auch weil der Schnee begann und wir den abscheulichen Tarantás mit einem Schlitten vertauschen mußten. — Das Sajan-Gebirge ist recht ansehnlich, von mächtigen Wäldern bedeckt; seine gewaltigsten Partien liegen allerdings weit westlich, und wir kreuzten nur den östlichen Ausläufer.

Die letzte Strecke im Wagen kutschierte uns ein bildhübscher vierzehnjähriger Junge, der Sohn einer altgläubigen Familie. Er trug bereits einen Verlobungsring. Ich mußte an das bekannte russische Lied denken: „Siehst du drei Rosse vor dem Wagen.“ Der Vollmond kam hinter den Wolken hervor und beleuchtete die bergige Gegend; auf ihren unbeschlagenen Hufen gleitend zogen die Pferde nur mühselig an. Wunderbare Beleuchtungseffekte machten mir den sibirischen Wald anziehend. Die schlanken, wilden Formen der Larix sibirica gewannen etwas Phantastisches; die Schatten der Felsen verstärkten den Eindruck. Zuweilen glaubte man grüne Matten mit weidendem Vieh darauf zu sehen; es waren von Steintrümmern bedeckte Schneeflächen. Dann kam wohl ein gefrorener Fluß, in schneebeschwerten Fichten und Birken versteckt, auf denen tiefer Schatten und Mondlicht wechselten. Der Schnee knisterte bei etwa 16° Kälte; seitwärts im Dunkel

schlich vielleicht mancher Wolf und sonstiges Raubzeug. Um die armen Pferde zu schonen, gingen wir endlich zu Fuß.

Im nächsten Gebirgsdorf erhielten wir den ersten Schlitten, ein kunstlos gefügtes Ding, sehr geeignet zum Hinausfliegen; seitwärts besaß er, wie zwei gesenkte Flügel, je einen schräg nach außen laufenden Baum, der ihn wieder aufrichten sollte, wenn er kenterte. Die Schlittenwege durch diese Gebirgswälder sind natürlich keine sanften europäischen, und so saßen wir gewöhnlich mit einem Bein über Bord, um durch einen Fußstoß ebenfalls rettend einzugreifen. Der vorn an den Hörnern sitzende burätische Kosak flog auch gelegentlich herunter; aber doch war es reizend, wenn unsere drei schellenklingelnden Pferde abwärts jagten, schleuderten wir auch noch so sehr; zudem saßen wir weit wärmer als im Wagen. Der Mondzauber benahm jeden Schlaf; der stille, wilde Urwald war von berückender nächtlicher Schönheit.

Der Buräte schwatzte mir fast zu viel mit dem Kapitän; er schwärmte für den Zaren, und diese kindliche, felsenfest vertrauende Anhänglichkeit soll charakteristisch für alle ins Bereich der Civilisation getretenen asiatisch-russischen Völkerschaften sein. Ich glaube, daß dies vollkommen wahr ist. Er sprach auch von dem Schweden, den er gefahren hatte, und meinte naiv, dieser Mann sei nicht besser als ein Tier, denn er verstehe nichts, aber auch rein gar nichts, was man zu ihm rede. — Um 1 Uhr nachts gelangten wir ins Quartier.

Am nächsten Tage gab es abermals eine entzückende Fahrt; diesmal bie prachtvollem Sonnenschein, der dem Frost alle Rauheit, dem Wald alle Wildheit nahm. Wie hart der Winter aber schon gehaust, das bewiesen die vielen von der Schneelast gebrochenen Bäume, sowie die gebeugten jungen Birken, die bogenförmig mit der Krone am Boden festgefroren waren. Auf der stillen Höhe glitzerte und funkelte es ringsum unter wolkenlosem, lachend blauen Himmel. Großartige Durchblicke auf eine gewaltige, mit einzelnen Steilfelsen durchsetzte Bergwelt öffneten sich. Zuweilen schlüpfte ein weißer Hase unter den stäubenden

Büschen fort; zahllose Tierspuren zeigten sich in dem tiefen Glitzerteppich. Allerliebst lagen einige schwärzlich-braune Blockhäuser versteckt. Friedlich wirbelte der Rauch aus den Schornsteinen; auf den weißwulstigen Ästen am Dache gurrten die Tauben. Und da sehe ich einen Knaben wohlgemut mit nackten Füßen im Schnee stehen!

Wir jagen in Windungen immer tiefer zu Thal, und leider schwindet die weiche Decke immer mehr; die Straße wird fleckig, dann schwarz und steinig. Unermeßliche Wälder ziehen sich noch an den Seiten hin: Cedern, Lärchen, Fichten, Birken und sonstige Laubhölzer, aber dabei auch unermeßliche Verwüstungen. Hier fand vor Jahren der furchtbare Waldbrand statt, der monatelang nicht erlosch. Noch heute stehen die kronenlosen, angeschwärzten oder halb verkohlten Stämme unabsehbar über die Berge. Ein trauriger Anblick! Allein zwischen ihnen strebt schon der junge Nachwuchs ohne jedwelche Pflege voll Urkraft auf. Wie man wohl sonst verfallende Riesenbauten der Vorzeit zu Steinbrüchen gemacht hat, so wird diese Unheilsstätte nun auch als Holzbruch ausgenutzt, der dem Bahnbau im Baikaldistrikt trefflich zu statten kam. Überall sieht man Schlitten und Karren. Es macht den Eindruck, als ob jedermann sich so viel Holz holen könne, als es ihm immer beliebe.

Ah, und nun diese weite, hellblaue Fläche! Ist das ein Stück Himmel? Sind die zackigen Ränder darüber Wolken? Nein, es ist der Baikalsee! Der gigantische Baikal, und drüben, weit, weit zwar noch, aber doch nun in geistiger Greifbarkeit liegt Europa!

Wir sind in einen des Wegs kommenden Tarantás übergestiegen und rasseln auf Mysowa oder Myssowaya zu. Jetzt schimmert der breite Spiegel schon in einer Horizontalebene mit uns; geräumige, schmutzige Straßen, mit noch ziemlich verstreuten, niedrigen Holzhäusern, Gehöften, Zäunen und Baulagern trennen uns noch von ihm. Da, ein schriller Laut, ein Fauchen — was ist das? Die erste Lokomotive! Ja, nun sind

wir zweifellos der Civilisation wiedergegeben! Da sind die Schienen, die Waggons, die Schuppen — fertig und im Bau. Ein amerikanisches Werden und die Wüstheit des Werdens umgiebt uns. Das prägt sich auch in den Menschen aus; in den derben, oft rohen Arbeitertypen, mit den nationalen roten Hemden, gegürteten Röcken, Pumphosen, hohen Stiefeln und Pelzmützen, in den ersten im Alkoholrausche wankenden Gestalten. Und siehe da, vor den Schenken und Ladenbuden, wo alles und jedes verhandelt und gehandelt wird, die ersten schlauen Hebräergesichter! Die Sibirische Bahn hat schon eine starke Judenauswanderung aus dem jüdisch-übervölkerten Westen nach dem Osten gebracht, während die breite Mitte des Zarenreichs weniger Semiten aufweist, als viele deutsche Provinzen. Die zahlreichen Chinesen des Amurgebiets schienen hier zu fehlen.

Das einzige Hôtel, ein von einer Galerie umgebenes Haus, neben einem anderen hübschen, als Kirche eingerichteten Pavillon dicht am See, wird von uns aufgesucht und gleich wieder verlassen. Ein Blick in die besetzten Stuben, in die Küche — der dumpfe Geruch in den Korridoren vertrieb uns schleunigst wieder; wir fanden Unterkunft in einem Nebengebäude der Posthalterei, wo wir wie Arbeiter und zum Teil mit Arbeitern in einer Küche hausten, in Gemeinschaft mit dem eingeholten Schweden. Die Russen können erstaunlich vorurteilslos in solchen Dingen sein, was ja auch in mancher Beziehung nett und praktisch und als gemeinsamer Zug eminent politisch ist. Wir wurden ersucht, nachts die Thüren sorgfältig geschlossen zu halten, denn Einbrüche und Mordthaten seien häufig. — Unser naiver burätischer Kutscher hatte es nicht begriffen, daß ein Fremder seine Sprache nicht verstehe. Der schwedische Herr zeigte sich überdies stocktaub. Er sagte, er sei ehemaliger Offizier, jetzt Korrespondent einer Stockholmer Zeitung und sechs Wochen im Kamelwagen durch die Gobi gefahren. Jedenfalls ein origineller Reisender!

Höchst lieblich kam uns die mit Sträußen geschmückte, sauber gedeckte Eisenbahnrestaurant-Tafel vor. Es fand gerade die erste,

von Beamten gemachte Probefahrt auf der ersten Transbaikal-Strecke der Sibirischen Bahn bis Werchne—Udinsk statt. Am 14. Juli 1900 wurde dann die 1128 Kilometer lange Strecke vom Baikal bis Stretiensk am Schilka, von wo die weitere Verbindung mit Wladiwostok auf Schilka und Amur durch Dampfer erfolgt, eröffnet. Damit ist freilich nicht gesagt, daß sie wirklich schon regelmäßig betrieben wurde. Der ursprüngliche Plan, der Ausbau der Bahn nördlich des Amur bis Chabárowsk, ist der großen Schwierigkeiten halber und nach Erwerbung von Port Arthur und dem Beschluß zum Bau der Mandschurischen Bahn, die sich in Onon hinter Tschita als eigentliches Schlußstück der Sibirischen Bahn nach Wladiwostok und Port Arthur abzweigt, aufgegeben worden.





VIII. Vom Baikalsee mit der Sibirischen Eisenbahn heimwärts.

Der Baikalsee. — Überfahrt nach Baránowska. — Auf der neuen Bahn nach Irkutsk. — Die Hauptstadt Ost-Sibiriens. — Keine „Verschickung“ mehr. — Allerlei Kulturerrungenschaften. — Der sibirische Bauer. — Etwas über die Sibirische Bahn, ihre Bedeutung und Folgen. — Unsere Bahnfahrt. — Moskau als Schlußstein Asiens.

Der Baikalsee, der „Reiche See“, ein langes, sehr schmales, gekrümmt von Südwest nach Nordost sich erstreckendes Gewässer, hat etwa die Länge von Berlin bis zum Bodensee und 68½ mal die Größe des letzteren. — Nach den kanadischen Seen stellt er das größte Süßwasserbecken und gleichzeitig den größten Gebirgssee der Erde dar, und zwar als wunderbar klare, im durchfallenden Lichte glasgrüne Wasserausfüllung eines bis zu 1350 Metern tiefen Thals, zwischen zwei Gebirgen, deren Durchschnittshöhe über dem Seespiegel annähernd das gleiche Maß besitzt. Seine Meereshöhe beträgt 469 Meter; seine umfangreichste Insel, Olchon, übertrifft mit etwa 626 Quadratkilometern um ⅓ die Größe des Hamburgischen Staatsgebiets, d. i. um fast 100 Quadratkilometer umfangreicher als der Bodensee und über 100 mal größer als Helgoland.

Die Mongolen nennen ihn natürlich wieder heilig, also Dalai-nor, das „Heilige Meer“. Der Fischreichtum ist groß.

Die Berge, von denen wir kamen, der Sajanische Ausläufer Chamardaban, steigt in seinen höchsten Spitzen nur bis zu 2000 Metern; das sonstige Baikalgebirge aber ist, wenn auch nicht viel höher, so doch schroffer und näher dem See und deshalb imponierender. Überwiegend muß es für ein noch recht „uriges“ Stück Erde mit starkem Wald- und Tierbestand gelten.



Listwinitschnoje am südwestlichen Ufer des Baikalsees.

In Mysowa wurden große Hafenbauten gemacht oder vervollständigt. Interessant sind die plumpen, alten Baikalsegler, oft ansehnliche Fahrzeuge. Auch der Raddampfer, an dessen Bord wir in vier Stunden die schmale, an den Rändern ganz leicht überfrorene Seestrecke nach Baránowska (Baikal-Seestation) am Südwestufer kreuzten, erschien als ein besonderes Ding. Bei Stürmen können oder konnten die Dampfer stundenlang, ja tagelang nicht landen; wir trafen das herrlichste Wetter. Die Schneeberge glühten in der Abendsonne; rötlich überhaucht rollten

die langen, blauen Wogen hinter uns her. Der See ähnelt strichweise dem Genfer See; nichtsdestoweniger hatte ich ihn mir den gelesenen Schilderungen zufolge noch schöner gedacht. Bei hereinbrechender Dunkelheit, in der man noch eben die ansehnlichen Orte Listwinitschnoje links und Baránowska rechts am Abflußbeginn der Angará sehen konnte, landeten wir am Quai der letzten Ortschaft, unmittelbar beim Bahnhofe.

Die Baikaldampfer müssen einen starken Verkehr, hauptsächlich von Arbeitern, bewältigen. Man sagte mir, es seien auch viele Goldsucher unter den Leuten. Die gerühmten neuen Trajektdampfer des Baikal — der kleinere befand sich in Listwinitschnoje im Bau, der größere lag im Hafen von Baránowska — erweckten keinen vertrauenswürdigen Eindruck. Selbst der Kapitän meinte: Dem möchte ich mich bei einer Zugüberführung in schlechtem Wetter nicht anvertrauen! Und an den bis über den Kopf übereisten, die Seefläche etwa zehn Meter überragenden Bollwerkpfählen an den Wellenbrecherbauten in Mysowa vermochte man den gewaltigen Seegang zu erkennen, der hier herrschen kann. Ungehinderter Massentransport wird sich wohl nur durch Achsenbeförderung bei stillem Wetter in der zweiten Winterhälfte über die Eisdecke ermöglichen lassen. Man hat diese Trajekt-Schwierigkeiten auch eingesehen und sich endlich doch für die ebenfalls höchst schwierige, kostspielige Umführung der Bahn um das Südende des Sees entschlossen, wo sehr mühselige Sprengungen durch den Fels erforderlich sind.

Die kurze Eisenbahnfahrt nach Irkutsk geschah bei fürchterlicher gemeinsamer Zusammenpferchung von Mann, Weib und Kind aller Klassen in notdürftig hergerichteten Wagen vierter Klasse; die Beamten verstanden es freilich, den unzulänglichen vorläufigen Betrieb freundlich und klug zu regeln. Fünf Stunden brauchten wir zum Zurücklegen der nur 60 Kilometer langen Strecke.

Von der Stickluft mich befreiend, stand ich trotz der Kälte auf der Plattform des Schlußwagens und sah die mondbeglänzte

Welt hinter mir fortschwinden: rechts Waldgebirge, links die stark und blinkend ins Binnenland strömende Angará. Mit den über dem Wasser brauenden Frostnebeln ballte sich der rückwärts fliegende, kondensierte Lokomotivendampf zu gespenstischem Gewölk, das zeitweilig alles hartnäckig verhüllte, um dann, wieder zerfließend, das Flußthal dem Blicke preiszugeben. An bedenklichen Holzüberbrückungen standen Arbeiter mit rotglimmenden Laternen am Bahnkörper.

Endlich war Irkutsk erreicht. Frierend bestieg jeder ein einsitziges lächerliches Ding von Schlitten, in dem man kaum inmitten seiner Sachen Platz fand. In den ausgefahrensten Geleisen schleudernd bis zum Kippen, daß man sich kaum hielt, während aus den handschuhlosen, froststarren Fingern die Hutschachtel, Stock oder Reisesack über Bord flogen, jagte der Schlitten dahin; man erhielt die Schnee- und Eisstückchen von den Hufen wie Projektile ins Gesicht. Über die lange, lange Angará-Holzbrücke gab es für uns schutzlos dem eisigen Winde preisgegebenen Insassen die unangenehmste Strecke, und dann, nach dieser letzten aller Strapazen — gelobt warest du, Zimmer des Hôtels „Metropole“ — ein Hinterzimmer nur bei allgemeiner Überfüllung, aber doch ein behaglich durchwärmtes. Und bald dampfte der Samowar zum nächtlichen Abendbrot!

Am nächsten Tage bewunderten wir die stattliche Lage Irkutsks an dem breiten, klargrünen Strom und teilweise zwischen waldigen Berghöhen, die während des kurzen Sommers recht anmutig sein müssen, aber auch jetzt, rauhreifbedeckt, im Sonnenschein entzückten.

Zuerst sandte ich ein Telegramm in die Heimat; die eintreffende Antwort beruhigte mich über das Befinden meiner Lieben. Mein Telegramm langte früher an, als die briefliche Anzeige meines Plans, aus Ostasien durch die Mongolei heimkehren zu wollen. Damit war jeder Aufregung die Spitze abgebrochen.

Besonders freundlichen Verkehr fanden wir in Irkutsk in der Familie des Gendarmerie-Obersten L., in die mein Begleiter mich einführte. Dieser hatte jetzt dunkelgrüne Uniform, mit dem

Dolch, wie ihn unsere Seekadetten tragen, angelegt und machte eine recht gute Figur darin.

Der Oberst war ein so feiner Herr, wie nur irgend ein deutscher Offizier. Die freundliche Frau vom Hause hauchte den russischen Begrüßungskuß auf meine Stirn. Ich bedauerte die



„Verschickte" im Centralgefängnis zu Irkutsk.
Nach der Photographie eines französischen Sträflings.

drei jungen Töchter wegen ihrer außerordentlichen Zartheit, der das rauhe Klima sicher nicht gut thun konnte.

Ich sollte in das große Centralgefängnis Zutritt finden, das mit deportierten Sträflingen besetzt ist; leider kam es aber nicht mehr dazu. An der Stelle der früheren, nicht immer, aber doch öfter sehr harten Behandlung soll neuerdings eine große Humanität getreten sein. Bekanntlich hat die Deportation nach dem sibirischen Festlande — Sachalin scheint man beibehalten zu haben — auf Vorstellungen der Sibirier hin aufgehört. Die

Leute halten das Verschickungssystem mit Recht jetzt für einen Schaden ihrer Heimat, und so führt man denn, wie behauptet wurde, überall in Rußland das provinzielle Gefängnissystem ein.

Drei Tage weilten wir, auf den Abgang des „Luxuszuges“ harrend, in dem ostsibirischen Generalgouvernementssitz, dem Stolz Sibiriens. Und in der That, Irkutsk mit seinen 50 000 Einwohnern, von denen allerdings gelegentlich einer oder der andere leichter totgeschlagen zu werden scheint, als es unter den Bewohnern westlicherer Städte Gebrauch ist, darf durchaus für keinen üblen Wohnort gelten, wenn man über genügend Geld und gesunde Atmungsorgane verfügt. Überwiegend gab es Pflastermangel, Holzhäuser, die mir architektonisch immer sehr sympathisch sind, auch Holztrottoirs und ärmliche Viertel, — dann aber sehr viele stattliche Schöpfungen: Banken, Schulen und eigentümliche Kirchen, weiße, blaue oder rote Ziegelbauten mit grünen oder blauen Kuppeln und vergoldeten Kreuzen, ferner elektrische Beleuchtung, hübsche Plätze und Straßenzüge. Unter den Kirchen ist auch eine deutsch-russisch-lutherische. Recht imponierend wirkt ein im nationalen Stile erbautes Museum mit wertvollen prähistorischen und ethnographischen Gegenständen in musterhafter Anordnung, sowie ein geräumiges neues Theater. Ich wohnte in diesem einer gar nicht schlechten Aufführung der „Aïda“ bei. Man denke: die „Aïda“ in Irkutsk! Der rasende Enthusiasmus des Galeriepublikums grenzte direkt ans Überschnappen.

Auch große Läden giebt es: einige Konfektionsgeschäfte z. B., die sich selbst in unseren Großstädten sehen lassen könnten. Kein Wunder, leben doch sehr viele reiche Leute in dieser Stadt, der nachgesagt wird, daß sie den größten Champagnerverbrauch von allen Städten der Erde habe. Holz und Mineralschätze und die daraus sich ergebenden und immer wachsenden Industrien bringen das Geld hauptsächlich. Bis auf einige ganz unwirtbare Strecken im Norden wird Sibirien überhaupt ein wohlhabendes Land

werden; dazu giebt es im Süden die reichsten Korndistrikte. Die gewaltigen Wasserläufe sorgen in weiten Strichen für billigen Transport, und das beginnende Bahnnetz wird diese Entwickelung überall steigern.

Der sibirische Bauer ist meist nüchtern und arbeitsam; besonders wird dies der Sekte der „Altgläubigen" nachgesagt. Er stammt von Deportierten, Kosaken und sonstigen Staatsangesiedelten ab und gilt für selbstbewußter und mehr auf Unabhängigkeit bedacht, als der Bauer des europäischen Rußland, da er hier bei den unermeßlichen, schwer zu beaufsichtigenden Distrikten weder durch Adels- und Staatsbevormundung, noch durch Polizeiherrschaft so eingeengt und eingeschüchtert werden konnte, als der westliche Bauer. —

Die Sibirische Bahn stellt durch ihre ungeheuere Ausdehnung und durch die großen Aussichten, die sie eröffnet, eines der allerhervorragendsten Werke der Neuzeit dar. Sie wird Folgen zeitigen, die tief einschneidend auf ganz Europa zurückwirken werden; aber diese liegen noch in beträchtlicher Ferne. Eine geschickte Reklame, die leicht ihre Zugänge in die gutgläubige europäische Presse findet, bemüht sich, die Bahn schon jetzt als einen ernstlichen Mitbewerber gegenüber dem Seeweg, als eine Lust für vergnügte Touristen und einen strategischen Faktor ersten Ranges auszumalen. So weit ist es noch lange nicht! Der chinesische Krieg hat dem Auslande inzwischen auch die Unzulänglichkeit der Bahn als Militärbahn hinlänglich klar gemacht.

Dank dem in kluger Berechnung eingeführten Zonentarif ist der Fahrpreis erstaunlich billig, z. B. zweiter Klasse von Irkutsk nach Petersburg nur 42 Rubel. Dies veranlaßt Tausende von Sibiriern, die sonst trotz verhältnismäßiger Wohlhabenheit selten oder kaum daran denken konnten, Moskau und Petersburg zu sehen, nun ihren Traum zur Wahrheit zu machen. Sie können die Verwandten und Freunde in der alten Heimat besuchen, Geschäftsfreunde kennen lernen, in Bäder gehen, berühmte Spezialisten

konsultieren u. s. w. Diese Leute, sowie die beurlaubten Offiziere und Beamten haben der Bahn sofort einen ansehnlichen Passagierverkehr in den höheren Klassen gebracht. Der Verkehr in den niederen Klassen umfaßt hauptsächlich Arbeiter, dann im minderen Maße Ansiedler für den Osten, Goldgräber, Händler, eventuell nach altem System „Verschickte" und Soldaten.

Besitzt die hauptsächlich mit Holzfeuerung betriebene Bahn auch billige Personentarife, so sind die Sätze für das Gepäck um so schmerzlicher; wer keine Enttäuschung erfahren will, der reise wie der selige Wandsbecker Bote Asmus „omnia sua secum portans". Die Folge des hohen Gepäcktarifs ist, daß jedermann sich bestrebt, den Abteil mit seinen Siebensachen so vollzustopfen wie nur möglich; namentlich wenn man ein freies oberes Bett, das sonst gleichzeitig (nicht aufgeklappt) als Rücklehne für die untere, ausziehbare Polsterbank gilt, zur Verfügung hat, kann man eine Fülle von Gegenständen unterbringen. Alle Welt verträgt sich dabei aufs liebenswürdigste, so daß der Fremde sogar zweiter Klasse ganz erträglich fährt. Die sogenannten Luxuszüge, von denen bisher wöchentlich einer abgelassen ward, werden von verschiedenen Gesellschaften gestellt, von denen die belgische gerühmt wurde.

Jene hohe Gepäckfracht hängt jedenfalls mit der geringen Fähigkeit der Bahn für schwere Transporte zusammen. Die Bahn ist einstweilen eingeleisig und von beängstigend schlechtem Unterbau auf weitesten Strecken. Wo sie frei durch die Steppe führt, mag dies gehen, nicht aber bei Überführungen und im Gebirge. Wir sind bis ins europäische Rußland hinein mit mäßiger Geschwindigkeit gefahren, häufig geschlichen trotz der beschaulichsten Kleinbahn, und haben bei Überbrückungen mit einer Vorsicht gedampft, die auf das äußerste Mißtrauen schließen ließ. Und doch war die Bahn schon seit Jahr und Tag dem Verkehr übergeben! Es hieß, die Schienen (24 Kilogramm auf das laufende Meter) seien schlecht und das Auswechseln mit stärkeren stände bevor; aber die Russen selbst, und zwar in den verschiedensten

Orten, machten kein Hehl daraus, daß der Unterbau vielfach ganz ungenügend sei, einesteils wegen der überschnellen Fertigstellung, anderenteils der bedeutenden Unterschleife halber. Sieht man schon schwer ein, wie diesem Mangel, ungeachtet der späteren Nachbewilligungen, rasch abgeholfen werden kann, so erscheint die Schwierigkeit, die Bahn in eine zweigeleisige umzuwandeln, bei den ungeheuren Brücken noch erheblicher. Vielleicht läßt deren Pfeilerkonstruktion das Legen eines zweiten Geleises zu, obschon sie dem Auge hierfür viel zu schmal bedünken will.

Der Nutzen der Bahn für die fernere Zukunft dürfte trotz alledem ein ganz gewaltiger sein. Wenn man mit längerem Zeitmaße rechnet, werden die heutigen Mängel nach und nach doch abgestellt werden. Die Bahn wird in Verbindung mit den künftigen asiatischen Bahnen in der That zu einer strategisch beherrschenden werden; sie wird für Passagierverkehr und hochklassige Ware neben dem Seetransport Geschäfte machen und die großen Reichtümer Sibiriens, dessen erwachende Industrie schon in ihren Anfängen überrascht, der Welt erschließen.

China gilt für „unermeßlich" groß; aber Rußland ist weit unermeßlicher. Rußland ist ein Weltteil, und zwar künftig der größte und kompakteste von allen, nicht ein einfaches Ländchen wie Deutschland oder Frankreich; die Zukunft wird uns die Bärenkraft dieses Kolosses, dessen thönerne Füße längst zum Märchen geworden sind, noch ganz anders zeigen als heute. Das Volk dieses Riesenreichs ist sicherlich überwiegend gut geartet und friedlich, aber wenn eine Zukunft, nur eine ferne Zukunft, einen Gegensatz zu anderen Völkern hervorbrächte?

Schritt für Schritt und mit einer Planmäßigkeit, von der die Uniformierung der Schulkinder von der Weichsel bis zum Stillen Ocean ebenso gut wie die Sibirische Bahn lediglich Glieder sind, mit einer Methode, wie sie in keinem anderen Reiche der Erde durch naiv-religiöse, dynastische und selbstüberhebende Empfindungen gefördert wird, ist das Zusammenschweißen des Kolosses in Angriff genommen worden, und trotz noch mangelhafter Finanz-

ausgestaltung, trotz innerer westlicher Schwierigkeiten, die wir übrigens meist in ihrer Bedeutung überschätzen — das Werk kann gelingen!

Als Reiselektüre für die lange Bahnfahrt wollte ich mir einige deutsche Bücher aussuchen, allein das recht große Irkutsker Sortiment ließ nicht gerade darauf schließen, daß den Sibiriern eine hohe Meinung von dem Stande der deutschen Litteratur beigebracht werden wird. Ich tröstete mich durch den Erwerb einer Shakespeare-Ausgabe.

Am 24. November traten wir die Fahrt nach Moskau an, und zwar mit dem Zuge der russischen Gesellschaft. Er war gut; von besonderem, durch die Reklame gepriesenen Luxus, wie elektrische Beleuchtung, Lesezimmer, Bäder u. s. w., fand sich aber nichts. Die Beleuchtung geschah mit Kerzen, die sich selbst hier noch billiger zu stellen scheinen als Petroleum. Ich hoffe, daß es ein Provisorium war. Auch der Speisewagen, in dem ein Heiligenbild nebst Ampel nicht fehlte, erfüllte seine Pflicht; noch besser speiste man auf den großen Stationen, deren Restaurationsbetrieb vielen deutschen als nachahmungswürdiges Vorbild gelten könnte. Es gewährt geradezu ein Vergnügen, die dampfenden Warmherde, die direkt im Wartesaal sind, mit ihren fertigen appetitlichen Gerichten darauf, zu sehen. Das tadellose Kostüm der austeilenden Köche stimmt durchaus zu den blitzblanken Maschinen.

Ich habe mich auf der Fahrt — es sind von Irkutsk bis Moskau ungefähr 5000 Kilometer, die wir in ununterbrochener Reise von neun Tagen und neun Nächten zurücklegten — nie gelangweilt und auch an den unermeßlichen Schneelandschaften immer meine Beobachtungsfreude erneuern können; ich bezweifle aber, ob der Tourist, der nicht eigentlich Studienzwecke verfolgt, einen fortdauernden Genuß an dieser langen Bahnreise, selbst bei erwachter und noch durch Sonnenhitze nicht angesengter Natur

empfinden könnte. Die Landschaften sind zum Teil ja schön, wie am Baikalsee — obwohl dessen eindrucksvollste Teile für den Durchschnittsreisenden unerreichbar fern liegen — oder recht hübsch, wie im Ural. Allein wir finden weder die Majestät der Alpen, noch die Lieblichkeit des deutschen Mittelgebirges. Das Großartige, was auch hier zweifellos vorhanden ist, ist nicht so ohne weiteres zu erfassen: es gehört Anlage und Vorbildung dazu. Am leichtesten fällt dies schon bei den ungeheuren Strömen, die wir überschreiten, gelangen wir doch — von Osten gerechnet — aus dem Quellgebiet des östlichsten der sibirischen Riesenflüsse, der Lena, zu den Ober- oder Mittelläufen von Ob, Jenissei und der südwärts strömenden Wolga. Namentlich Jenissei und Wolga kreuzen wir auf Brücken von imposanter Länge. Der Seeweg nach oder von Ostasien bietet aber nach wie vor den Reisenden viel höhere Annehmlichkeiten und farbenreichere, weit mehr auf die Einbildungskraft wirkende Scenerien und Staffagen.

Alles, was ich unterwegs auf den Stationen an Stadtbildern, Reisenden, Militär 2c. sah, erweckte einen vorteilhaften Eindruck, und der Glanzpunkt von allem wurde Moskau. Mit Begeisterung hatte ich einst die berühmte Moltkesche Schilderung Moskaus gelesen und fand jetzt — mit dem Unterschiede, daß ich meine Eindrücke noch besonders charakteristischer Weise im Winter empfing — das Entzücken Moltkes vollauf verständlich. Einen herrlicheren Schlußstein für eine asiatische Reise kann man sich kaum denken. Vom Museum in Neapel bis zur Tretjakoff-Galerie! Welche lange Kunstdämmerung hatte ich durchmessen, die nur in Japan von einem reineren Glanze unterbrochen wurde.

Moskau ist in der That ein asiatischer Schlußstein; das letzte Stück Asien, das mit seinem Kreml, seiner Basiliuskirche, seinem jede römisch-katholische Stadt übertrumpfenden, morgenländisch-priesterlichen Gepräge des öffentlichen Lebens auf den Wanderer vom Osten her, scheint mir, noch lebendiger als auf den westlichen wirken muß. Dieser Unterschied wird erweckt, weil ersterer nicht plötzlich vor etwas Neuem und deshalb nur halb Verstandenem

steht, sondern den organischen Zusammenhang mit der Welt, die er eben durchmessen, erkennt; weil er nicht nur die große Vergangenheit dieser mächtigen Binnenstadt begreift, sondern auch ahnt, daß die Lebenskraft des Orients, an den Brüsten des Occidents genährt, zu einer unüberwindlichen werden kann!

Damit ist mein Buch geschlossen.

Ende Dezember war ich nach einjähriger Abwesenheit über Petersburg und Warschau wieder heimgekehrt, nachdem ich in Petersburg noch die Familie meines Reisegefährten kennen gelernt hatte, originelle und tüchtige Menschen. —

Lange verfolgte ich, in die Heimat zurückgekehrt, mit Sorge die in diesem Maße unerwartete Wendung, welche die Dinge seit meiner Abreise in Ostasien nahmen.

Bei den ersten erschütternden Nachrichten stand mir immer wieder das Spangenbergsche Bild vor Augen: Vorn der Tod mit der Sterbeglocke und, ihm folgend, eine lange, lange Reihe von Opfern, ohne Unterschied des Alters und Standes: Soldaten, Bürger, Frauen, Kinder — so weit man schauen kann, bis der Zug sich undeutlich in der fernverdämmernden Heide verliert.

Ich hege die feste Überzeugung, daß alles, was seitdem von und durch Deutschland geschah, unvermeidlich, folgerichtig und zum wesentlichen Teil auch folgenreich im guten Sinne gewesen ist.

Denn drei tiefe Eindrücke habe ich von meiner Reise mit heimgebracht:

Erstens, daß wir unsere Zukunft als unabhängige Nation aufs Spiel setzen, wenn wir uns je aus einem so wichtigen Operationsfelde, wie Ostasien es darstellt, verdrängen lassen. Zweitens, daß es notwendig ist, dort einen gesicherten, wirtschaftlichen Boden zu schaffen, sicher genug, um auch allen späteren Abgrabungsversuchen durch Kaukasier wie durch die Konkurrenz der erwachenden Orientvölker rechtzeitig vorzubeugen. Und drittens,

daß es bisher nur zwei Mächte auf dem Erdball giebt, die mit Erfolg an der Arbeit sind, sich Fundamente zu sichern, die keine Sturmflut je zu über- noch zu unterspülen vermag: die Vereinigten Staaten und Rußland.

Falls wir uns nicht auf den Standpunkt stellen wollen: Es ist gleichgültig, welche Kultur einem Volke ihren Stempel aufdrückt, wenn es überhaupt Kultur ist, so kann uns nur eins von unserer sehr kleinen Basis aus die Zukunft gewinnen: ein gesundes Nationalgefühl, wagemutig nach außen, verträglich nach innen, opferbereit für das Ganze! Erhältst du dir dieses, du arbeitsames und gewissenhaftes deutsches Volk, dann weht auch deine Flagge durch die Jahrtausende!



Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.

Mit S. M. S. „Nixe" nach Kamerun.

Mit 4 Vollbildern und 25 Illustrationen, davon 19 nach Original-Aufnahmen, und 1 Karte der Reiseroute

von

R. von Uslar, Landrat.

Preis eleg. geh. M. 3.60; eleg. in Leinwand mit Deckelpressung geb. M. 4.50.

Westermanns Monatshefte (Dr. Friedrich Düsel-Berlin): Landrat R. von Uslar beschreibt uns den Verlauf seiner Fahrt Mit S. M. S. „Nixe" nach Kamerun (Altenburg, Stephan Geibel) und den Aufenthalt dort (1897 bis 1898) mit all der Beschwingtheit, die die Reise auf einem Kriegsschiff unterwegs mit sich bringt, aber auch ganz aus der Frische und Unmittelbarkeit des Augenblicks heraus, die so oft im Eindruck alle Genauigkeit und Sorgfalt des mühsamen Zusammenlesens weit hinter sich zurücklassen. Doch nicht bloß die Stationen (Amsterdam, Haarlem, Dartmouth, Vigo, Lissabon, Marokko, Madeira, Las Palmas, St. Vincent, Freetown), auch das Ziel der Reise selbst, unsere aufblühende Kolonie Kamerun, wird mit dem praktischen Blicke des Landwirts und Verwaltungsbeamten durchforscht und dargestellt. Durch das ganze — übrigens auch mit einer Karte und zahlreichen Abbildungen geschmückte — Buch weht der kernige Odem eines gesunden Mannesgemütes, das an allem Tüchtigen und Tapferen, vor allem an der See seine helle Freude hat, und dem es gegeben ist, an dieser Freude auch andere gleichgestimmte Herzen teilnehmen zu lassen.

Magister Vogelius.

Eine Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Nach Aufzeichnungen des Magisters von **Johannes Dose.**

Preis geheftet Mark 1.80; gebunden Mark 2.60.

Pastor D. O. Funcke zu Bremen schreibt über dieses Buch: Das ist ein beneidenswerter Mann, der dies Büchlein geschrieben hat. Er hat das Christentum in seinem tiefsten Wesen erfaßt. Was er schreibt, ist ebenso interessant wie erbaulich. Als ich mit meiner Familie das Büchlein gelesen, waren wir alle traurig, daß es zu Ende war.

„Tandem inveni portum" heißt: „Endlich habe ich den Hafen gefunden." Diese Worte sind die Grabschrift, welche der Magister und Pfarrer Vogelius sich selbst gesetzt hat. Das „Endlich" weist zurück auf furchtbare Lebensschicksale, die durch die Schrecken des dreißigjährigen Krieges noch vermehrt werden. Das „ich habe gefunden" richtet unsern Blick auf eine wahrhaft ideale ringende Seele, die denn auch schließlich durch die Erkenntnis der freien Gnade Gottes in Christo zum vollen Frieden kommt. Wer dies Büchlein kauft und liest, wird dem danken, der es ihm empfohlen hat

---

Durch jede Buchhandlung, sowie direkt vom Verleger zu beziehen.
Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.

Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.

Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen

aus den Jahren 1870 und 1871.

Von **Karl Zeitz,**

Mit 180 Illustrationen von R. Starcke-Weimar und einer Karte.
Besser ausgestattete Ausgabe 4. Auflage.
Preis geheftet M. 7.50; elegant gebunden M. 9.—.

Diese neue Auflage des Zeitzschen Werkes wird nur komplett geliefert. Die bisherige billige Volksausgabe ist vollständig vergriffen, erscheint auch nicht wieder.

Christlicher Bücherschatz 1893: . . . Ich habe das Buch mit solchem Interesse gelesen, daß es unvermerkt nachts 1 Uhr wurde, als ich es aus der Hand legte. Jedenfalls ein erfreuliches Schicksal für ein Buch.

Schlesische Zeitung. Wie viele Beiträge zu der Litteratur des letzten Feldzugs seit Beendigung desselben auch außer den amtlichen Werken erschienen sind, ein eigenartigeres Buch dürfte sich kaum darunter finden als das vorliegende. Von besonderem Interesse für den Soldaten sowohl wie den Laien ist es deshalb, weil es sich bemüht, die Freuden und Leiden im Kriege vom Standpunkt des Soldaten „in Reih' und Glied" zu schildern, wie sie der Verfasser vom Beginn bis zum Ende des Feldzugs selbst erlebt hat. . . . . .

Leipziger Neueste Nachrichten. . . . . . Das Buch durchwebt ein Geist warmer, erhebender, opfervoller Vaterlandsliebe, und wir zweifeln nicht, daß es bald ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes und eines der begehrtesten Geschenkbücher der deutschen Jugend sein wird, ganz besonders auch, da es der Illustrator, R. Starcke-Weimar, trefflich verstanden hat, die teils düstern, teils humorvollen Situationen im Bilde künstlerisch wiederzugeben. . . . . .

Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern

in Brandenburg-Preußen.

Von **F. Bornhak,**

Mit 28 Bildnissen der Fürstinnen. Preis geheftet M. 7.50, elegant gebunden M. 9.—,
in 2 Bänden gebunden M. 10.—.

Das **„Magazin für Litteratur Nr. 36, 6. September 1890"** schreibt u. a.: . . . . . und vor allen Dingen der Verfasser, der es verstand, dem Lorbeerkranz der Germania in so sinniger und feinfühlender Weise den Myrtenkranz hinzuzufügen, und der sich damit nicht nur um das Vaterland, sondern auch um die ganze Menschheit wohl verdient gemacht hat. — Sein Werk wird, solange noch ein deutsches Herz auf dieser Erde schlägt, ein wirklicher Hausschatz bleiben, ein Volksbuch im allerbesten Sinne des Wortes, eine hochwillkommene und unvergängliche Zierde der deutschen Litteratur. G. W.

Durch jede Buchhandlung, sowie direkt vom Verleger zu beziehen.
Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.

Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung für jung und alt aus den Anfängen deutscher Siedelung in Südwestafrika.

Von A. Mehnert,

Mit 2 Vollbildern von R. Starcke-Welmar und einer Karte.

Hochelegant gebunden M. 3.—.

Leipziger Zeitung. . . . . . Die Erzählung „Die Auswanderer" ist für das Volk und die Jugend geschrieben, und ich hoffe, daß recht vielen deutschen Jungen mit diesem Buch eine Weihnachtsfreude bereitet wird. Es ist auch ein Erfolg unserer deutschen Kolonialpolitik, daß jetzt mit solchen Büchern der Indianergeschichtenlitteratur Konkurrenz gemacht werden kann. Die schöne, schlichte Erzählung, die nicht nur unterhalten, sondern auch belehren und aufklären soll, schildert mit großer Wahrheitstreue die Leiden und Freuden einer sich in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet ansiedelnden deutschen Familie. In faßlicher Form, und ungezwungen in die Erzählung verflochten, erhalten wir da manche gute Belehrung über Land und Leute, und Jagdabenteuer und der berüchtigte Henrik Witboi sorgen dafür, daß die Spannung nicht erlahmt, ohne daß durch Mord und Totschlag, Marterpfahl und Skalpraub die kindliche Phantasie krankhaft erhitzt wird. Wir wünschen dem Buch recht viele junge Freunde, auch für Volksbibliotheken ist es recht zu empfehlen.

Leben, Abenteuer und Reisen Johann Friedrich Voigts,

weiland Bürgers, Lohgerbers und Stadtwachtmeisters zu Eisenberg.

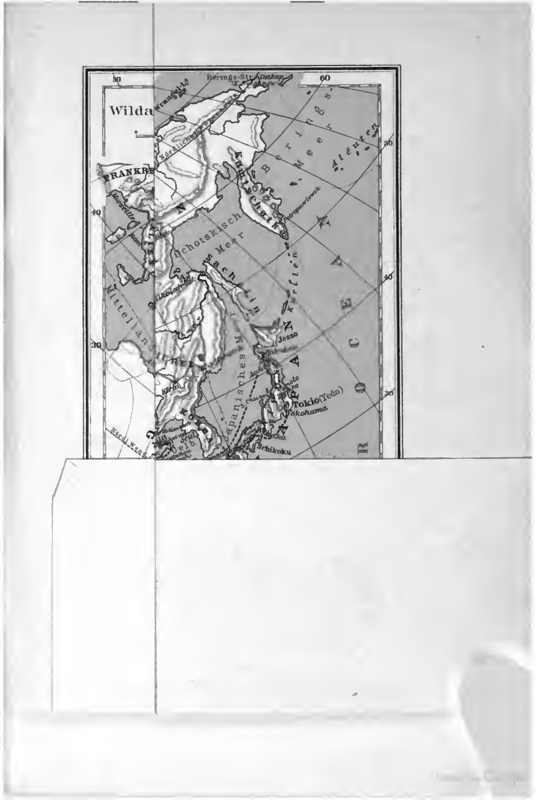
Von M. Pfeifer,

Preis geheftet M. 2.—, elegant gebunden M. 3.—.

St. Galler Blätter. Ein wahrer Staatskerl, an dem man Freude haben muß! Geboren 1764 irgendwo im Altenburgischen, in Europa herumwalzender Gerbergeselle, eine Weile Zietenhusar, desertiert und wieder auf die Walz, preußischer schwarzer Husar und erneuter Deserteur, Werkmeister in einer Gerberei bei Moskau, Reisebegleiter eines livländischen Barons ans Kaspische Meer, nach Persien und durch den Kaukasus, wieder Gerbergeselle, ungarischer Husar unter dem Prinzen von Koburg in dessen Kämpfen gegen die Türken, türkischer Gefangener und Haussklave im Serbischen, Befreier seiner selbst und einer Haremsschönen, wieder ungarischer Husar, im Feldzuge der ersten Koalition zu den Franzosen übergehender Deserteur, Augenzeuge der Schreckenszeit in Paris, Südfrankreich und Lyon, Kämpfer in der Vendée, ehrsamer Bürger, Ehemann, Vater und Gerbermeister in einem kleinen französischen Örtchen, seiner Familie Knall und Fall desertierender Teilnehmer an Napoleons Feldzug in Ägypten und Syrien, verabschiedeter Hauptmann, der mit Weib und Kindern nach Deutschland zurückwandert, Bürstenmacher, Fuhrmann und endlich wieder Lohgerber in Eisenberg in Sachsen, als armer Teufel gestorben daselbst am 5. Juni 1835 — wer nimmt mit diesem erstaunlichen Menschenkind den Wettbewerb auf im Etwaserlebthaben? Und was er alles gesehen und durchgemacht hat in diesem tollen Hexensabbat seiner Schicksale, brachte der alte Meister Voigt nicht nur annehmbar zu Papier, sondern geradezu vortrefflich, mit schlichter Klarheit, gelegentlich fröhlichem Humor und überaus anschaulich. Daß seine im Jahre 1831 im Druck erschienene, seitdem äußerst selten gewordene Autobiographie hier etwas verkürzt, andrerseits mit einigen Zusätzen versehen, neu ausgegeben worden ist, wollen wir warm verdanken. Man wird nicht gleich ein unterhaltenderes Buch lesen können, als Voigts „Leben, Abenteuer und Reisen". Was er über die Revolutionsgreuel in Lyon schreibt, gehört zum Lebendigsten, was wir an Berichten aus der französischen Revolution je gelesen haben.

Durch jede Buchhandlung, sowie direkt vom Verleger zu beziehen.

Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.



Berings-Str.
Ostkap
Wilda
Wrangel I.
FRANKRE
Aleuten
Berings Meer
Kamtschatka
Petropawlowsk
Ochotskisch. Meer
Sachalin
Kurilen
Mittelländ.
Jesso
Japanisches Meer
Tokio (Yedo)
Yokohama
Schikoku
Korea
Söul
Gelb.




U.C. BERKELEY LIBRARIES
C003363266

